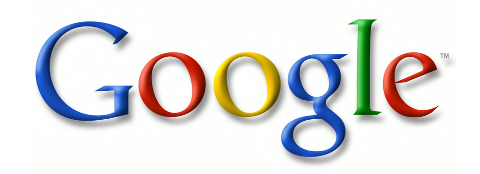
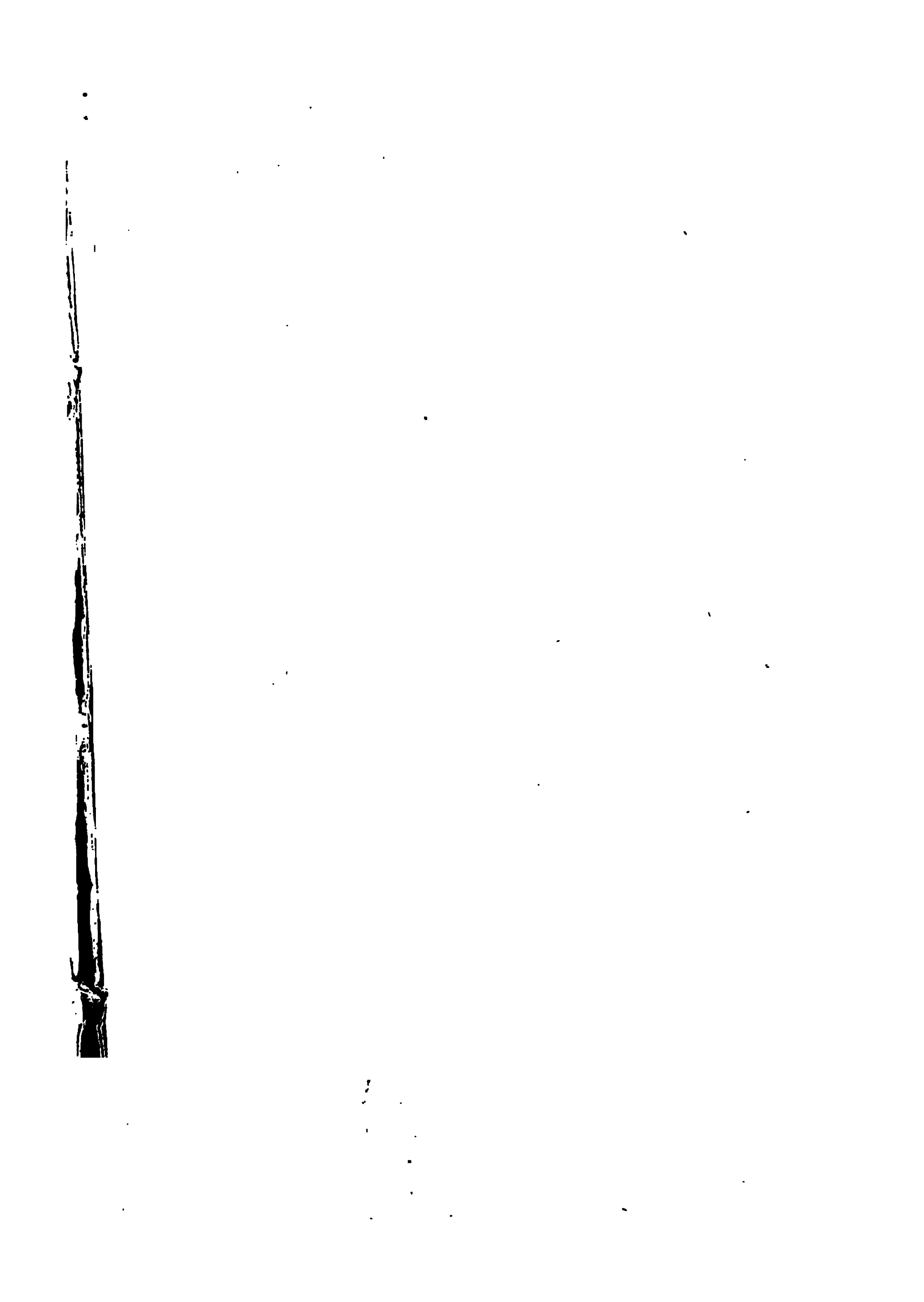
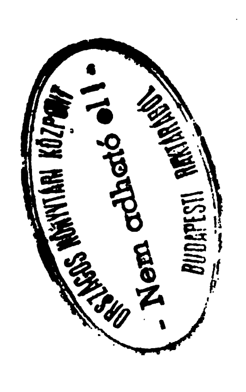





STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY









Pfaffenpeitsche.

Sammlung

der vom October 1868 bis Juni 1869 in der Zeitschrift

„FREIHEIT“

erschienenen

anti-clerikalen Aufsätze

von

Ludwig Richard Zimmermann.

Graz 1870.

Verlag der Zeitschrift „Freiheit“.

Toleranz.

(Nr. 1 — 1868.)

„Lasset uns Frieden halten, — oder uns doch wenigstens nicht thatsächlich prügeln!“

Läßt eine hochw. Hirtenschaft ihre Schäflein zu Bittgängen, Processionen, Wahlfahrten u. s. w. ausrücken, so drücken sich die Ketzer mildschmunzelnd zur Seite und lassen die ganze Straße den frommen Füßen, die ganze weite Luft den mehr oder minder verstimmten Kehlen. Donnert ein Gottesdiener pflichtschuldigst und gräßlich gegen neue, vernünftige Gesetze, verbietet er die Civilehe bei Hölle und Schwefel, so hören sich die Ketzer solches Mordio freundlich lächelnd an, und bewundern wohl noch auf das Unbefangenste die Gesundheit der hochwürdigen Lunge.

Versammeln sich an schönen Sommerabenden einige Dutzend älterer Damen auf offener Straße vor einem „Muttergottesbilde“ und besingen dasselbe mehr oder minder falsch, so schließen die Ketzer vergnüglich ihre Fenster und wünschen höchstens, daß dieser Vorsänger oder jene Nachsängerin nicht so stark durch die Nase fromm sei. Ketzer sind nämlich gemeiniglich der bescheidenen Ansicht, daß zu einem gelungenen Lobgesange nicht nur reine Herzen gehören, sondern auch reine Nasen.

So sehen die Ketzer neidlos und friedlich zu, wie andere Leute allein selig werden. Ruhig und milde lassen sie ihre Ohren und Augen in mannigfaltigster Weise malträtiren; denn sie wissen ja, daß ihre frommen Nebenmenschen das Alles brauchen, um — selig zu werden.

Die frommen Nebenmenschen aber — wenn sie die Macht haben — machen es anders.

Fällt es einem Ketzer ein, ketzerische Vorträge zu halten, wie z. B. die Wanderprediger Marckwort in Stainz und Kerbler in Lienz, so bleiben die frommen Himmelskinder nicht etwa ruhig weg, schlagen ein paar Kreuze und denken sich: „Alle guten Geister u. s. w." — nein, sie machen zur „höheren Ehre Gottes" eine Katzenmusik und wünschen den Ketzer zu — prügeln. Und im Hintergrunde lauern die Oberfrommen und lachen heilig verstohlen in's fette Fäustchen.

Und in Graz erscheint das bischöfliche „Volksblatt" und berichtet in wonnedurchschossener Schrift von der handgreiflichen Glaubenstreue thatsächlicher — Narren. Denn exemplarische Narren sind jene Stainzer Bauernbuben gewesen, welche um der lächerlichen Fabeln dieses oder jenes Oberfrömmlings willen sich eine gerichtliche Untersuchung auf den Hals geladen haben.

Die armen Teufel wollten „ihren Glauben" mit Zaunpfählen vertheidigen, als ob dieser Glaube außen auf ihren dicken Köpfen sitze und nicht drin! Haben sie vielleicht gedacht, ihr Glaube könne ihnen gestohlen werden?

Wie dem auch sei, sie haben dem friedlich und bescheiden einherwandelnden Ketzerthume Prügel zwischen die Füße geworfen — dicke, intolerante Prügel, womit man den frommen Anstiftern jenes Glaubensexcesses je „fünfundzwanzig" auf die wohlgenährte irdische Vergänglichkeit versetzen sollte.

Mögen die biederen, lederhosigen Kreuzfahrer einsehen, wie ungerecht und intolerant sie gehandelt haben und mögen sie mir auf's Wort glauben, daß sie dereinst doch in den

„Himmel" kommen, wenn sie auch hienieden keinen Wanderprediger mehr durchprügeln.

— — — — — — — — — — — —

Man denke sich einmal, es fiele einer anderen gesetzlich anerkannten Religionsgenossenschaft ein, es im Punkte öffentlicher Ceremonien u. dgl. der katholischen gleichzuthun.

Man denke sich, die Juden stellten eines schönen Tages (natürlich mit obrigkeitlicher Bewilligung) das Bildniß irgend eines verdienstvollen Oberrabbi neben das eines katholischen „Heiligen", welcher vielleicht einst als „Großinquisitor" Hunderte von Juden braten oder dünsten ließ „ad majorem Dei gloriam".

Würden die Frommen den Rabbi in Gesellschaft ihres „Heiligen" dulden? Ich glaube kaum; ich möchte Arme und Beine, Nase und Ohren des armen Rabbi nicht für eine einzige Nacht mit einem einzigen Groschen garantiren.

Man denke sich eine jüdische Procession vom einen und eine katholische vom anderen Ende einer engen Gasse kommend, jede ihren Gott in einer anderen Melodie besingend; — wer würde aller menschlichen Voraussicht nach Prügel bekommen?

Und hätten nicht Protestanten, Juden, Freireligiöse und sonstige Ketzer, sobald sie nur gesetzlich anerkannt sind, genau d a s s e l b e Recht zu öffentlichen Uebungen, wie römische Katholiken?

Mögen die römischen Frommen — besonders aber die Oberfrommen — dies einsehen und uns Ketzer ruhig unsere Ketzereien treiben lassen, sei es in Peking oder Lienz, in Nanking oder Stainz.

Sie können dafür stets auf liberale Gegenseitigkeit rechnen.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 3. — 1868.)

Es ist Menschenpflicht, den mit System verbreiteten Unsinn zu entlarven, wo man ihm begegnet.

Ich begegne ihm nun fast regelmäßig im hiesigen „Katholischen Wahrheitsfreund", diesem merkwürdigen Blatte, von welchem Einige glauben, es sei schon vor Jahrhunderten zum erstenmale erschienen und heutigen Tages nur neu aufgelegt worden.

Dort werden in Nr. 32 drei Geschichten auf einmal erzählt, welche uns lehren, daß man bei einigem Uebelwollen gegen die römische Kirche ersäuft, erschlagen oder auch geblendet werden könne — je nachdem Ort und Gelegenheit.

Da war einmal zunächst anno 1863 im südlichen Italien ein junger Mann, welcher gerne „Rom oder Tod!" schrie, was der Himmel bekanntlich nicht gerne hört. Eines Tages badete sich dieser Jüngling im Meere, schwamm herum und rief zur Unterhaltung wieder sein: „Rom oder Tod!" Auf einmal tauchte er unter und — blieb auch richtig **unten**. Diesen simplen Ertrinkungsproceß begleitet nun der „Wahrheitsfreund" mit gar erbaulichen Worten und fragt schließlich frommschmunzelnd: „Wer sieht da nicht den Finger Gottes?"

Ich sehe da höchstens einen — Wadenkrampf, wie er selbst den Monsignore-Redacteur des „Wahrheitsfreundes" packen kann, wenn er einmal heilige Lieder singend — in der Mur herumschwimmt.

Ebenfalls in Italien, von wo der „Wahrheitsfreund" die meisten seiner „höheren Fingerzeige" bezieht, passirte

einem Mönche die Fatalität, von sehr dummen, sehr rohen und nebenbei rechtgläubigen Bauern todtgeschlagen, zerrissen und zerfetzt zu werden, weil er den Papst lästerte, Garibaldi lobte und ebenfalls „Rom oder Tod!" rief.

Will uns der „Wahrheitsfreund" etwa weiß machen, daß diese verthierten Glaubensnarren lauter „Gottesfinger" gewesen seien?

Der dritte wahrheitsfreundliche „Fingerzeig" passirte auf einer Eisenbahn in Pennsilvanien. Dort beschimpfte ein alter, alberner Quäcker einen mitreisenden katholischen Ordenspriester. Was nun weiter geschah, erzählt der „Wahrheitsfreund" so:

„Der Priester sah wohl ein, daß dieser Quäker keines Besseren zu belehren, und antwortete Ihm ruhig: „Mein Herr, ich fluche Ihnen nicht, mein Beruf ist blos, zu segnen; aber es kommt vielleicht eine Zeit, wer weiß, vielleicht bald, wo Sie froh wären, wenn Sie mich mit ihren Augen sehen könnten!" Der Quäcker schwieg betroffen. Es stand keine paar Tage an und der intolerante Beschimpfer des Priesters und Ordensmannes bekommt den Krebs an den Augen und — erblindet gänzlich. Des Augenlichtes beraubt, lebte er unter schrecklichen Schmerzen noch ungefähr ein Jahr, bis ihn endlich der Tod von seinen quallvollen Leiden erlöste."

Selbstverständlich schließt diese greuliche Krebsensuppe mit der frommen Mahnung:

„Möge diese Thatsache Religionsspöttern und verblendeten Feinden der katholischen Priester zur Warnung dienen!"

So sind diese frommen Römer! Bricht sich irgend ein Domherr Arme und Beine, so ist das nur eine „Prüfung", welche der liebe Gott seinem würdigen Diener aus besonderer Freundschaft auferlegt; — passirt aber einem Ketzer dasselbe physikalisch leicht erklärbare Malheur, so erhebt sich

das Schaudergegröhle: „Hu! Hu! seht Ihr den Finger Gottes!“ — Als ob der liebe Gott seinen eigenen Geschöpfen die Knochen zerbrechen müsse, um ihre Seelen zu curiren.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Eine alte, ewigneue Geschichte.

(Nr. 3. — 1868.)

Sie hieß Maria und war schön und fromm. Er hieß eigentlich gar nichts und war ein Pater.

Sie beichtete ihre verschiedenen Sünden alle vierzehn Tage, und wenn sie manchmal nichts Schlimmes auswendig wußte, so half der Pater nach, bis wieder eine Sünde da war. So wurde sie immer frömmer und immer reicher an Sünden.

Ihr Vater aber war nicht fromm und sprach zuweilen: „Was steckst Du immer in der Beichte statt in der Arbeit? Meinst Du, Dein Pater könne uns vom Hunger absolviren? Glaubst Du, sein Trost für zerrissene Christengemüther heile auch unsere zerrissene Leinenwäsche?“

Da weinte die fromme Maria, blickte zum Himmel und seufzte: „Herr, erleuchte diesen Gottlosen!“ — — — Und eines Tages kam der gottlose Vater früher nach Hause als gewöhnlich, und fand Tochter und Pater in so erstaunlich frommen Exercitien begriffen, daß er gar nicht umhin konnte, Seine Hochwürden an deren geheiligtem Kragen zu nehmen und zur Thüre hinaus zu werfen — daß es krachte.

Die fromme Maria aber, die so eifrig gewesen in Glaube und Liebe, kam nun auch in die Hoffnung.

Wo und wann das Alles passiret, läßt sich nicht genau vermelden, denn dergleichen — passiret zu oft.

Capitel „Esel".

Nr. 4. — 1868.).

Es war an einem Frühlingstage des Jahres 1862; ich war mit zwanzig Mann meiner Freitruppe aus dem Walde von Rovedo in die römische Campagne heruntergestiegen, um eine von Rom angesagte Zufuhr an Waffen und Munition zu erwarten. Wir lagen in einem Olivenwäldchen, hart an dem Wege nach Vico, von wo unser Transport kommen sollte. Hinter uns erhob sich auf felsiger Höhe stolz und prächtig das reiche Cisterzienserkloster Trisulti, dem fast alle Wälder, Felder und Vignen der weiten Gegend gehören.

Ein Bäuerlein kam lustig singend aus dem nahen Walde und trieb vor sich her einen hochbeladenen Esel. Dem schien nicht gar lustig zu Muthe zu sein; er schritt mühselig einher, blieb jeden Augenblick stehen und senkte den dicken Kopf schier bis zur Erde. Dann trieb ihn der Bauer mit Bitten und Versprechungen, Drohungen und Schlägen wieder an, bis endlich nicht weit von unserem Verstecke der Esel zusammenbrach und liegen blieb.

Und wieder begann das Bäuerlein: „Aber Freund, süßes, schönes Eselchen, steh' doch auf! . . . . Du sollst Zuckerbrod und Mandeln haben, wenn wir zu Hause sind . . . . hörst Du? . . . . Du hörst nicht? Bist Du nicht

die Blume aller Esel der Campagna? waren Dein Vater und Deine Mutter nicht der Stolz aller Esel auf der Welt? .... und Du willst im Schmutz liegen, wie ein Schwein? .... Schäm' Dich und geh weiter! .... Wie? Du schämst Dich nicht? Du willst ein fauler, schlechter Hund sein .... Weißt Du, daß ich Dich todtschlagen werde, wenn wir nach Hause kommen? .... Weißt Du, daß Du der elendeste, dummste Esel der ganzen Campagna bist? .... Weißt Du vielleicht nicht, daß Deine Eltern Schweine waren — wirkliche, garstige Schweine?"

Und heftig prügelnd fuhr das Bäuerlein fort: „Hier wirst Du erschlagen, Du Sohn des Teufels und einer Hündin .... Hier sollst Du zermalmt werden, Du Bestie ohne Glauben, Du gottlose, heidnische, türkische, protestantische, hebräische Seele eines Wurmes!"

Aber der Esel blieb liegen.

Da ließ mit einem Male der Bauer den Stock fallen, griff an seine Brust, zog ein kleines, blauseidenes Säckchen hervor, küßte es und blickte mit heiligem Bocksgesichte gen Himmel. Dann wandte er sich murmelnd wieder zu dem noch immer sanft ruhenden Esel, legte ihm das blaue Säckchen auf den Kopf und blickte erwartungsvoll zum Himmel. Am Himmel aber blieb Alles still und blau. Das Bäuerlein murmelte heftiger, schlug einige Kreuze hintereinander und legte das blaue Säckchen auf den Hals des Esels. Da glaubte ich zu bemerken, wie das graue Thier einen Seitenblick auf seinen frommen Herrn warf, einen Blick so voll stillen Hohnes und hellen Unglaubens, daß ich mich fragen mußte: „Sollte denn ein vernachlässigter römischer Esel wirklich vernünftiger sein können, als ein sorgsam katechisirter römischer Mensch?"

Und wieder blickte der Bauer erwartungsvoll, aber schon etwas ungeduldig gen Himmel, und wieder fiel von dort nichts herunter, was einen Esel laufen machen konnte.

Da schlug das Bäuerlein ein paar ganz besonders große Kreuze und rief: „Madonna santissima, willst du mir helfen? . . . . . San Giuseppe, möchtest Du diesen faulen, grauen Hund nicht in einen fleißigen Esel verwandeln? . . . . . San Antonio, hilfst Du mir auch nicht? . . . . San Giorgio, hau' ein mit Deinem Flammenschwerte auf diesen Ketzer! . . . . . Alle Heiligen helft . . . . . ich laß' mich nicht foppen!"

Und wie „zum letzten Versuche in Güte" legte der gute Christ sein blaues Säckchen auf den Schwanz des Esels und blickte zum Himmel auf, als wollte er sagen: „Mehr kann ich im Christenthum nicht leisten; . . . . hier hat aller Glaube ein Ende."

Da ward mir's zu viel; ich trat auf den Weg hinaus und fragte: „Amico mio, was treibst Du da für Dummheiten?"

Wüthend wandte sich das Männlein um; aber der Anblick der Waffen stimmte es weich, und weinerlich sagte es: „Ach Herr, ich bin von Gott und der Welt verlassen!"

„Was soll denn dieser blaue Narrenbeutel?" fragte ich weiter.

Ensetzt wich das Bäuerlein vor mir zurück, drückte das blaue Säckchen an seine Brust und rief: „O Herr, das ist ein kostbares Wundermittel gegen alles Gethier!"

„Was enthält es denn?"

„Haare von dem Esel, auf dem der Herr in Jerusalem eingezogen", sagte der Dummkopf mit frommster Miene; „ich hab's selbst gekauft vom Pater Amadeo in Vico, der

ein wahrer Heiliger ist; und weil ich arm bin, hat er mir's gnädigst um drei Scudi (Thaler) gelassen."

„Du bist ein Esel, ein ärgerer Esel, als der hier zu Deinen Füßen, und Dein Patre Amadeo ist ein Spitzbube, der Dir Haare von seinem eigenen Kopfe verkauft hat, die niemals Wunder thun . . . . Augenblicklich steckst Du den blauen Lügenbeutel ein, nimmst Deinem Esel einen Theil der Ladung weg und packst sie Dir selbst auf!"

Sprachlos vor Entsetzen folgte der arme Teufel blindlings meinem Befehle, und siehe! der also erleichterte Esel erhob sich freiwillig.

„So", sagte ich zu dem zerknirschten Bauer, „ein andermal überlade und schinde Dein Thier nicht, und Du wirst Deinen albernen Wunderbeutel nicht mehr brauchen. Jetzt geh' mit dem Himmel; — er erleuchte Dein Gehirn."

— — — — — — — — — — — —

Esel und Römer hatten sich getrollt; ich lag wieder unter den Olivenbäumen und blickte durch das graugrüne Laubwerk hinauf zum Himmel. Eine dunkle Wolke zog vor der Sonne hin, und mir war, als nehme sie allmälig die Gestalt eines Riesenesels an und als fiele ihr Schatten nach jener Gegend, wo auf sieben Hügeln sich erhebet — Roma, die „heilige Stadt". Und darüber schlief ich ein und träumte von einem — Universalesel, der seine Schnauze im stillen Ocean kühlet, während er mit dem Schwanze im schwarzen Meer plätschert.

— — — — — — — — — — — —

An diesen Universalesel habe ich noch oft gedacht, und als ich später nach Rom zurückgekehrt war, fragte ich einmal

einen dicken Franciscaner, der in der Locanda neben mir kneipte: „Ehrwürdigster, könnten Sie mir nichts Näheres über einen Universalesel verrathen; — ich habe einmal von einem solchen Wesen gehört."

Da warf mir der fromme Mensch fast die Foglietta an den Kopf und schrie: „Das ist eine Frechheit!" . . . . Ich lasse Sie arretiren . . . Sie, unheiliges Lästermaul!"

Und da gerade ein Gensdarm zugegen war — was in der „heiligen Stadt" überall der Fall ist — so trat der herzu und fragte mich: „Wie können Sie diesen heiligen Mann beleidigen?"

„Aber ich fragte ja nur nach einer Art allgemeinem Weltesel", entgegnete ich bescheiden.

„Ah bah! das kennen wir schon", versicherte die weltlich-päpstliche Gerechtigkeit; „nehmen Sie sich ein andermal in Acht, sonst — müssen Sie mit."

Seitdem glaube ich immer, der Franciscaner und der Gensdarm mußten von dem Universalesel etwas Näheres gewußt haben.

Aus heiligen Hallen.

(Nr. 5. — 1868.)

Es war einmal ein Pater — beliebt bei vielen Damen um seiner langen Beichten und kurzen Bußen willen.

Er wußte so viel und so eigenthümlich zu fragen, daß die Schuldvollen in einen hellen Spiegel zu schauen meinten und die Schuldlosen vor dünnverschleierten Geheimnissen wonniglich gruselten.

„Woher Er nur das Alles wissen kann?" fragte sich staunend die entblätterte Rose in den Dreißigen. „Nein, was man bei Dem alles Neues lernt . . . . ach!" seufte leise erröthend die Lilie von siebenzehn.

„Ich weiß nicht, Papa und Mama sagen doch nie, was Der allemal sagt", wundert sich das Gänseblümchen von fünfzehn und wird plötzlich dunkelroth bis hinter die Oehrchen.

Und während alle die Blümlein so sinnen und staunen, sitzt der brave Pater frommschmunzelnd im Stuhle und sinnet angelegentlich, wie er wohl diese oder jene Seele errette — möge auch die irdische Hülle darüber zu Grunde gehen.

Und es kam eine Matrone mit weißem Haare und tiefgefurchtem, bekümmertem Antlitze. Die hatte Schweres auf dem Gewissen und bekannte es mit zitternder thränen-erstickter Stimme.

Und über die glatte Stirne des frommen Paters zogen krause Falten, sein Auge blitzte glühend dahin über die gebrochene Gestalt der Sünderin und seine weißen, fromm-cultivirten Hände bebten.

Der Alten ward bang; sie glaubte zu schwer gesündigt zu haben, um Vergebung erhalten zu können; aber sie — irrte sich. Hinter ihr stand ein Engel der Liebe und Versöhnung — kaum über siebenzehn Jahre, schön wie das Morgenroth und sittsam-bescheiden wie ein einsames Veilchen.

Dort sog aus wunderbaren Augen der fromme Pater genug Himmelsmilde, um die sündige Matrone — jählings zu absolviren — ohne Buße und sonstige Beschwerden.

Vergnügt trippelte das Mütterchen von dannen, und

aus dem Hintergrunde trat furchtlos und gläubig das unschuldige Kind.

Und es bekannte reuig alle die kleinen Sünden, die ja die „ewige Liebe“ wohl alle lächelnd vergibt — ohne danach zu fragen!

Aber der fromme Pater mußte wohl wissen, daß der Himmel noch mehr wissen wollte, und er fragte mehr — viel mehr, als der kleine Engel wußte.

Dem armen Kinde ward nicht recht wohl in der heiligen Atmosphäre; die halbverstandenen, gleich Schlangenzünglein gewundenen Fragen ängstigten und verletzten das kleine Herz; aber — der fromme Mann fragte weiter.

Aus den schönen, unschuldigen Augen flossen heiße Thränen der Scham und der Empörung; aber — der Pater wollte mehr. Er wollte auch den sündigen Zorn im Mädchenherzen ersticken und dorthin erhob er die segnende Hand und sagte: „Friede . . . .“ — Er *wollte* das eigentlich nur sagen, denn in diesem Augenblicke schloß ein kleines Händchen seinen großen, heiligen Mund und — ein profaner Klatsch verrauschte in den heiligen Hallen.

Und als er genug Besinnung gewonnen, um den ungeheuren Frevel zu überdenken, war er allein und — hatte eine geschwollene Wange.

— — — — — — — — — — — —

An dem kleinen Engel aber wurde die große Missethat nicht einmal gerochen — sie war auch zu groß.

Das Himmelreich im Gasthause.

(Nr. 6. — 1868.)

Professor Dr. M. (wehmüthig aber gottergeben): Jean, es schmerzt mich tief.

Jean (voll Mitgefühl): Was denn, Herr Professor?

Professor: Ich werde dieses Local meiden müssen; denn was nützet das beste Erdenbier ohne wahren, himmlischen Glauben?! (Macht einen langen, gläubigen Zug.) Ja, in diesem Bier liegt Christenthum — aber dort . . . . ha! dort liegt offen auf dem Tische die heidnische — „Freiheit"! Und vergebens blickt mein Auge umher nach dem Malzextracte der Seckauer Himmelsbrauerei, nach dem täglich erscheinenden Katechismus „Volksblatt"! Warum, o sündiger Zöllner und Kellner Jean, warum salvirest Du nicht Deine Seele durch Pränumerationen auf das „Volksblatt"?

Jean (nicht ahnend, daß der Herr Professor ein Mitarbeiter des frommen Blattes): Ach, im „Volksblatt" steht immer so dummes . . . . . .

Prof.: Was . . . „dummes" . . . ? . . . (Trinkt wüthend aus). Nein, da hört alle Rücksicht auf's Bier auf! . . . Hier gilt's die heiligsten Güter der Seele . . . . . . Jean, wählen Sie: „Volksblatt" oder „Freiheit", Himmel oder Hölle!

Jean: Wenn der Herr Professor erlauben, möchte ich mir die Freiheit nehmen, die „Freiheit" zu behalten.

Prof.: Gut, dann sehen Sie mich zum letzten Male, und der andere fromme Professor soll auch nicht mehr herkommen — gar kein Gläubiger soll mehr herkommen! . . . . Schwefel soll in Euren Wein, Pech in Euer Bier regnen!

... Verdammt soll Küche und Keller, Salon und „Schwemme" sein in Ewigkeit ....

Jean: Amen!

(So geschehen im October des Jahres 1868 in einem Hotel zu Graz an der Mur.)

Frommer Blödsinn.

(Nr. 7. — 1868.)

Es liegt mir ein mit erstaunlicher Pfiffigkeit illustrirter „Brief" vor, welcher an Stelle der Adresse, umgeben von allerhand frommem Geschnörkel, folgende Mahnung trägt:

Wird dir vom Höchsten dieser Brief gebracht,
So ließ ihn mit Bedacht.
Doch darf dein Kopf ihn nicht behalten,
Und damit walten,
Als wär' er nur ein Scherz
Du hast ihn abzugeben an dein Herz.

Ich gebe nun das Ding nicht an mein Herz, sondern an den gesunden Menschenverstand zur gefälligen Beurtheilung ab.

Auf der Siegelseite dieses — wie es scheint — von „oben" heruntergefallenen Briefes sieht man einen splitternackten Einfaltspinsel, welcher sich mit einigen wilden Bestien ganz en canaille amüsirt und den Urvater Adam vorstellen soll. Der Aepfelbaum, um welchen sich späterhin die bekannte fatale Schlange winden wird, ist hier noch mit Blumenguirlanden geziert, wie ein bischöflicher Triumphbogen in der Firmungszeit. Darüber liest man, wie wohl es jenem nackten Menschen damals war:

O Rückblick voller Lieblichkeit,
Einst gab es keinen Schmerz, kein Leid.
Ja denke, Sterblicher, zurück,
An jener Tage reines Glück!
Der Mensch war da bei seinem Gott
Und kannte weder Noth und Tod.
Allein, was kurz darauf gescheh'n
Das könnt' ihr hier mit Wehmuth seh'n.

Schlägt man nun mit Wehmuth deu unteren Theil des Briefes auf, so erscheint die nackte Unanständigkeit in duplo: Adam und Eva unter dem Aepfelbaume.

Und von oben herunter kriecht die Schlange, dieses arme Thierchen, welches die Menschen feigerweise für all' ihre eigenen Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten verantwortlich machen wollen. Diese Schlange hält im Maule einen Apfel von der Größe eines mäßigen Kürbis und macht dazu eigentlich ein Gesicht wie ein Schaf. Das Ganze heißt der „Sündenfall" und ist die ärgste Pfuscherei, die ich je gesehen. Das muß auch der fromme Verfasser gefühlt haben, denn er schrieb darunter:

O Anblick voller Schrecken!
Du lässest mich entdecken
Den großen Sündenfall,
Der uns nun tödtet all'!
Denn hier bei diesem Essen
War leider Gott vergessen
D'rum mußte wohl der Segensstand verschwinden,
Doch suche fort, du wirst die Hilfe finden.

Hat man sich an diesem „Essen" sattsam erbaut, so sucht man gerne die versprochene „Hilfe", schlägt den oberen Theil um und sieht Christus am Kreuze, welchem der fromme Briefschreiber folgende miserablen Verse zumuthet:

O Undankbare, was habt ihr gethan
Seht, eure Sünd' hat mich an das Kreuz gebracht,
Damit du Mensch nicht sollst verderben,
Mußt ich für dich am Kreuze sterben;
Und wirst du feste an mich gläuben,
So wird der Fluch nicht auf dir bleiben.

An den „Fluch" der Lächerlichkeit scheint der Verfasser dieses nicht zu recommandirenden Briefes gar nicht „gegläubt" zu haben.

Nun zu dem eigentlichen Kerne des Schreibens. Schlägt man die eine Längenseite desselben auf, so sieht man mit Wohlgefallen einen Herrn und eine Dame in ganz anständiger, moderner Tracht und glaubt die paradiesische Wildheit glücklich überwunden zu haben.

Aber der schreckliche Briefschreiber verbittert uns auch dieses Vergnügen durch folgende kleiderfeindlichen Verse:

Der Mensch von Erde ist gemacht,
Was nützet denn die große Pracht!
Die Kleider sind nur Sündendecken,
Heb' auf das Blatt du wirst erschrecken!

Wenn nun die Kleider wirklich nur „Sündendecken" sind, so begreife ich nicht, wie ein frommer Mann anständige Leute zum — Aufheben derselben einladen kann.

Doch, in gläubigem Vertrauen wollen wir es thun. Wir schlagen die zweite Längenseite des Briefes und damit die untere Hälfte des Pärchens auf, und sehen — nichts Sündiges, nein: fromme, kahle, wadenlose Todtenbeine, dürre Knochen ohne Hosen und Stiefel!

Diese untere Partie ist schrecklich und verleidet mir allen frommen Geschmack! Es bedürfte auch wahrlich nicht der umherliegenden Todtenschädel, Kreuze, Sensen u. dgl., um klar zu machen, daß hier ein Menschenpärchen mit

der oberen Hälfte noch sündhaft und wohlgekleidet lebt, während es mit der unteren schon längst für immer „selig“ geworden.

Aber hiermit ist die fromme Schinderei noch nicht zu Ende, noch einmal muß umgeschlagen werden — und da liegt auf einem Grabdeckel ein unanständig todter Mensch, welcher sich nicht im mindesten genirt, vor unseren Augen zu verfaulen. Spiralförmig, gleich Pfropfziehern, schlängeln sich die riesigsten Würmer aus diesem von einem gewissen J. Herzog in Kupfer gestochenen Leichname, und die ganze Sache macht einen so fatalen Eindruck, daß sie einem schier die — Passion zum Sterben verleiden könnte.

Kaum vermag es mich zu trösten, daß dieser todte Mensch mir folgendermaßen zuredet:

O Mensch! hier spiegle dich, erwäge, was du bist: Nichts als der Würmer Koth, ein Schatten, der nicht bleibet, Ein Staub, den augenblicks ein leichter Wind verstäubet; Ein Licht, das bald verlöscht, d'rum werde, Mensch, ein Christ, und lerne, weil du lebst auf
Erden, wie du kannst ewig selig werden.

Ich wußte kaum vor Pracht, wie ich mich sollte tragen,
Nun ist die Pracht dahin, die Würmer mich zernagen
Und der Verwesung Raub bin ich.
Komm, Sterblicher, betrachte mich,
Was Du jetzt bist, das war auch ich.

Was mich etwas beruhigt, ist, daß dieser ganze Brief in Graz bei irgend einem J. Nowohradsky gedruckt und von hier aus in die Welt expedirt wurde. Ich weiß nun, daß dieses Vergehen gegen den Menschenverstand im Bereiche des Krummstabes von Seckau begangen wurde, und ich kann daher ergebenst fragen: „Hatte eine fürstbischöfliche seckauische Seelenpolizei Kenntniß von diesem gedruckten Attentate? Und

wenn sie davon Kenntniß hatte, warum erließ sie keinen Steckbrief wider diesen Himmelsbrief?"

Aber ich habe — gut fragen!

In der Sterbestunde.

(Nr. 8. — 1868.)

Lasset uns wenigstens ruhig sterben; wenn Ihr uns schon im Leben malträtiren müßt!

Ein wahrhaft empörender Fall von „Seelenrettung" wird aus Bozen berichtet. Dort erkrankte der gewesene Ingenieur des Wiener Stadtbauamtes, Herr Reisacher, und nach wenigen Tagen erschien auch schon ein Geistlicher, um den noch keineswegs Aufgegebenen mit dem „Sterbesacramente" zu tractiren. Obgleich die Gattin Reisachers Alles aufbot, um dem Kranken die nöthige Ruhe zu erhalten, drang der Seelenretter fast mit Gewalt in das Zimmer und machte dort seine Himmelssachen ab.

Wieder einige Tage später lag Reisacher wirklich im Sterben, und er wäre wohl auch ruhig und friedlich heimgegangen; — aber siehe, da kamen vier, sage: vier Stück Geistliche im vollen Ornate, mit brennenden Kerzen und einem schweren, eisernen Krucifixe anmarschirt, stellten sich an allen vier Ecken des Sterbebettes auf, legten dem Verscheidenden das schwere eiserne Glaubensinstrument auf die keuchende Brust und plärrten mit lauter Stimme ihre Gebete herunter, bis der arme Mann Ruhe hatte für — immer. —

Gibt es denn gegen solche Malträtirungen keine Hilfe? Ich meine doch; und wahrlich, bevor ich einen mir theueren Sterbenden mit brennenden Kerzen, eisernen Instrumenten und Sterbegeheul selig machen ließe — eher machte ich vom Haus- und Menschenrechte den allernachdrücklichsten Gebrauch. Und kein gerechter Richter der Erde wird mich darum verdammen können, weil ich dem hilflosen Sterbenden Ruhe geschafft habe in der letzten, schwersten Stunde — über die hinaus ein Priester ebensowenig weiß, als jeder Andere.

Und läßt sich denn nicht gut und ehrlich sterben ohne alle diese Ceremonien? Wer hat Jesum Christum mit der letzten Oelung versehen? Haben Petrus, Paulus, Johannes und die übrigen Apostel und so viele Tausende der ersten und besten Christen von solchem Sacramente irgend etwas gewußt? Und sind sie etwa nicht „selig" geworden? Und werden nicht auch jene vier Bozener Priester „selig" werden, wenn sie vielleicht einmal ganz zufällig in's Wasser fallen und ohne alle Oelung von hinnen schwimmen? —

Wann wird man einmal aufhören, um einiger todter Formen willen seinem Nebenmenschen Leben und Sterben zu verbittern? Wann wird man einmal vor lauter „Frömmigkeit" dazu kommen — menschlich zu sein?

Vielleicht nach dem „öcumenischen Concil", wenn' die Bischöfe abreisen und — der Papst mit.

Frommer Erzblödsinn.

(Nr. 8. — 1868.)

Ich kann nicht umhin, folgende bei Ph. Kraußlich in Linz gedruckte Grauslichkeit vor das Forum des gesunden Menschenverstandes zu schleppen.

Eine Stimme,

welche von der

armen Dienst-Magd

in der Pfarre Kirchdorf

am 21. April 1867 an dem Platze vernommen wurde, wo jetzt das Kreuz steht, welches zu Ehren der geheimnißreichen wunderbaren Erscheinung am Wege zum Kloster Schlierbach von frommen Gläubigen gestiftet worden ist.

So kündigt sich der nun folgende Schwindel an, und es ist dabei bemerkenswerth, daß — wie bei fast allen derartigen Betrügereien — auch hier eine arme blöde Person des untersten Standes mit ihrem Namen für Das herhalten muß, was durchtriebene geschorene Schlauköpfe ersonnen, um — Dummköpfe zu prellen.

Die „arme Dienstmagd" erzählt ihre Stimmgeschichte folgendermaßen:

Als ich am 21. April 1867 an dem Platz wo jetzt das Kreuz steht bethend kniete, vernahm ich eine Stimme, welche in meiner Nähe gleich wie ober meinem Kopfe mit folgenden wehmuthsvollen ausdrücklich an mich gerichteten Worten erscholl:

Gehe hin, so hieß es unter andern, gehe hin, achte nicht das Urtheil der Welt und verkündige ohne Scheu was du hier in dieser Stunde vernehmen wirst, und nun — sprach die unsichtbare Stimme — welche theilweise in schmelzende weiche Accorde, wie in leisen klagenden Harfentönen sich auflöste. Es werden Zeichen und Wunder geschehen im Himmel und auf Erden, diejenigen aber, die Geistes-

gaben genug besitzen um das Gute von dem Bösen, das Heil von der Verdammniß unterscheiden zu können, werden zu viel von Stolz und Eigendünkel regiert, daß sie die Offenbarungen Gottes bei Seite setzen und lieber ihren sündhaften Neigungen folgen, und wenn auch im Innern von der Wahrheit überzeugt in der Oeffentlichkeit nicht selten darüber spotten, deshalb wird man auch so lange der Zeichen und Wunder nicht achten, bis nicht das wirkliche Strafgericht Gottes selbst hereinbricht. Daß aber diese Zeit nahe, sehr nahe ist, das verkünde ich allen bußfertigen Sündern im Geiste meines göttlichen Sohnes. Ja — die Zeit des Gerichtes ist nahe. — Europa besonders steht in Gefahr. — Rettet daher, was zu retten ist.

Schon aus dieser Probe wird dem vernünftigen Leser einleuchten, daß die „arme Dienstmagd" nicht die Alleinschuldige an dieser Comödie ist. Der Styl, so miserabel er auch sein mag, weist doch darauf hin, daß es ein Oberfrommer war, welcher diese „wunderbare Erscheinung" erfunden. Die „schmelzend weichen Accorde" und die „leise klagenden Harfentöne" lassen mich sogar vermuthen, daß der oberfromme Schwindler ein — poetisches Gemüth habe.

Der Glaube ist tief gesunken und mit kleinen Zeichen nicht mehr zu erretten.

Hiemit soll gewissermaßen die Dicke der vorliegenden Lügen entschuldigt werden.

Meine Thränen sind bitter, welche über meine Wangen geflossen sind, noch bei weitem bitterer aber werden die Strafen sein, so von meinem Sohne über das undankbare Volk verhängt werden, es wäre denn: daß es Buße thut, den schrecklich sündhaften Lebenswandel ablegen und gleich dem verlornen Sohne reuvoll zum Glauben und der Tugend zurückkehren würde.

Darum mögen Alle, die es hören wollen, es vernehmen, daß das Jubiläum zu Ehren des heiligen Vaters und zur Errettung des heiligen Glaubens abgehalten werden muß. . . . . .

Fast möchte man glauben, die arme Kuhmagd habe

da am Zustandekommen des neuesten „öcumenischen Concils“ mitgearbeitet.

Wehe! dreifaches Wehe auch über euch, die ihr nicht meidet die Lästerungen über das heilige Gotteswort oder über die katholische Kirche, und euch gefallet in freigeistig und prahlerischen Redensarten. Wenn ihr euch vermesset die Hand gegen eure Eltern oder Vorgesetzten zu erheben, und so schlecht haltet das siebente Sacrament, das oft versprochen und so wenig und klein gehalten wird. O, bekehrt euch und reißet durch eure Verstocktheit nicht wieder die heiligen fünf Wunden meines vielgeliebten Sohnes auf und reicht durch eure Schwelgerei ihm nicht neuerdings den Kelch des Jsops dar. Bedenkt wie er eurer Unkeuschheit wegen auf dem Berge Golgatha seiner Kleider beraubt worden ist. Bürdet ihm nicht abermals das Kreuz eures unbändigen Stolzes auf und hütet euch die Dornenkrone eurer Hoffärtigkeit ihm neuerdings auf das heilige Haupt zu drücken. O bekehrt euch — noch ist es Zeit — noch ist das Urtheil nicht ganz über euch ausgesprochen. Doch wenn ihr euch nicht ernstlich bestrebt all diese furchtbaren Sünden zu meiden, so bin ich nicht mehr vermögend genug für euch bei meinem Sohne zu bitten, ihr werdet dann heimgesucht werden, mit einer Krankheit, die die Cholera und Pest weit noch übertreffen wird.

Nach diesem Durcheinander von Sünden scheint die große „Krankheit“ bald losgehen zu sollen, und es ist demnach Zeit, daß sich ein Jeder vorsehe. Jn den heiligen Bocksprüngen unserer frommen Blätter, in unterschiedlichen tollen Hirtenbriefen und komischen Allocutionen, in Sechszehner-Adressen und Greuter'schem Streitroßgewieher scheinen mir schon bedenkliche Symptome dieser Krankheit zu liegen. Jch vermuthe eine Art „Drehkrankheit“ sämmtlicher Himmelsschafe einschießlich der schwarzen Böcke.

Mit großen Blutvergießungen und schrecklichen Erdbeben — der Hagel wird eure blühenden Fluren und Aecker verwüsten und eure gesegneten Fruchtbäume ein verheerender Orkan entwurzeln, gleich wie eure Lästerzurgen das heilige Gotteswort und die katholische

Kirche zu stürzen sucht. Eure Wohnungen werden viele in Brandstätten erklärt — so wie ihr die Brandfackel eures Haßes und der Zwietracht in die Welt hinausschleudert. Um euren unbändigen Stolz zu zähmen, werdet ihr zu Bettlern herabsinken, ihr werdet heimgesucht werden mit noch hundert anderen Bedrängnissen, so ihr euch nicht bekehrt und in euren Sünden verharret. Wollt ihr aber von all' diesem Elend und Jammer befreit werden, so höret auf meine Mahnung und betet täglich andachtsvoll das folgende Gebeth mit dem Anhange von fünf Vater unser, zu Ehren der heiligen fünf Wunden meines gebenedeiten Sohnes und dem göttlichen Glauben zur Bekennung der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Welche Ideen von der Gottheit werden dem gläubigen Leser hier zugemuthet! Man weiß nicht, soll man mehr über die Albernheit oder die Frechheit dieses „wunderbaren Stimm"-Schwindels staunen, der hier den zornigen, rach- und zerstörungssüchtigen Gott des alten Testamentes neu anstreicht.

Wüßte man nicht, mit welchem Raffinement bisher in Schule und Familie alle gesunde Vernunft, alles Wissen verfälscht, verstümmelt und gemordet wurde, — man könnte nicht begreifen, wie dem Volke heutigen Tages noch solche dummangelegte Betrügereien geboten werden dürfen! — —

Dir aber, so wandte die Stimme, welche bisher obgleich nahe bei mir, doch wie in weite — weite Ferne hinausgesprochen hatte, mir sich zu: — Dir aber der frommen Gott ergebnen Magd befehle ich, das was Du jetzt vernommen, so wie das folgende Gebeth allen jenen mitzutheilen, welche noch am Glauben hängen und Bußfertigkeit zu üben trachten, nicht aber dem unbußfertigen und ungläubigen Volke, denn selig sind die, welche nicht gesehen und doch geglaubet haben, sie werden nicht allein für sich Befreiung ihrer Sünden erlangen, sie werden auch die furchtbare Geißel des Zornes Gottes, wenn auch vielleicht nicht ganz, so doch zum Theil von ihren Nächsten abwenden und außerdem noch eine ihm befreundete abgeschiedene Seele aus dem Fegfeuer erlösen.

Das Hören solcher „unsichtbaren" Stimmen sollte einfach polizeiärztlich verboten und Dawiderhandelnde dem Narrenhause übergeben werden.

Der Aufklärung werden so viele Grenzen gezogen; warum nicht auch der Verdummung? —

Das von der „Stimme" mehrfach empfohlene Gebet kann ich getrost weglassen; — es ist nichts daran. —

Solcher Blödsinn wird gedruckt und verbreitet zu Linz, im Dunstkreise desselben Bischofs, welcher in seinem letzten Hirtenbriefe mit ganz absonderlichem Ingrimm über unsere neuen, vernünftigen Gesetze herfiel.

Man könnte wohl fragen, hat dieser Bischof Kenntniß von jener „unsichtbaren" Stimme, welche in seiner Diöcese vagabundirt? Und wenn er davon Kenntniß hat, läßt er seine Heerde von Kanzel und Beichtstuhl herab davor warnen?

So könnte man allerdings fragen, aber — nützen würde es nichts. —

(Dieselbe „arme Dienstmagd" hatte, außer der obengeschilderten noch sechs andere „wunderbare Erscheinungen" — eine lächerlicher als die andere. Ich werde darüber gelegentlich berichten.)

Von der Kanzel.

(Nr. 8. — 1868).

Sonntag, den 18. October 1868, wurde auch in Windischgraz von der Kanzel herab jenes Sammelsurium abgestandener Katechismusbrocken gepriesen, welches unter dem Namen „Sechszehner-Adresse" seinen Rang im

Unsterblichlächerlichen behauptet. Auch wurde ein Exemplar dieses Schriftstückes an die Kirchenthüre geheftet.

Hiergegen erließ nun das Stadtgemeindeamt eine höchst vernünftige Kundmachung, in welcher die Bevölkerung vor der zwar sehr frommen, aber ungesetzlichen Wühlerei gewarnt wird.

Wem vernünftige Gesetze auf Erden mehr gelten, als die päpstlich-patentirte Seligkeit im Himmel, der kann diese Kundmachung des Gemeindeamtes nur freudig begrüßen. Es liegt darin ein erfreuliches Zeichen, daß die Zeit thörichter Nachsicht gegen geistliche Anmaßungen vorüber, und es wäre zu wünschen, daß alle Gemeindevertretungen sich zu derselben geistigen Unabhängigkeit erhöhen.

Sie könnten dann alle die Genugthuung erleben, von unserem „Grazer Volksblatte" eben so herzlich verlästert zu werden, wie es jenem beneidenswerthen Gemeindeamte geschehen.

Dem Bischofsblatte aber, welches auch bei dieser Gelegenheit wieder von einem „von Christus selbst eingesetzten Bischofe von Rom" fabelt, sei hier eine Lection über den Mißbrauch mit Kanzel und Kirchenthüre gegeben.

Vor Allem sind die Kirchen (mithin auch ihre Kanzeln und Thüren) nicht Eigenthum der betreffenden Pfarrer oder Capläne, sondern der betreffenden Religionsgenossenschaft, wie es auch von Anfang an und von Rechtens wegen mit allem „Kirchengute" der Fall ist.

Wie können sich demnach Geistliche erlauben, Kanzeln und Kirchenthüren zur Anpreisung ihres eigenen Krames zu benützen? Wie können sie ihre dunklen Parteisachen an

die Kirche einer Gemeinde nageln, welche nicht vernagelt genug ist, sich dafür zu begeistern? Ist die Kirche ein „Gotteshaus“ oder ein Priesterhaus? und soll darin Friede und Liebe gepredigt oder zu friedensstörerischen, gesetzwidrigen Umtrieben aufgefordert werden?

Es ist wahrlich eine colossale Anmaßung, wenn ein schwaches, irdisches Menschlein seine und seiner Kastengenossen Meinungen von derselben Stelle aus in die Welt schreit, von welcher aus nur das „Wort Gottes“ ertönen soll!

Es ist nicht minder frech, an das „Gotteshaus“ einen Wisch zu nageln, auf welchem sechszehn Menschlein fortwährend von einem „Stellvertreter Gottes“ 'fabeln. Was soll sich denn der „allgegenwärtige“, „allwissende“ Gott denken, wenn er an seinem eigenen Hause liest: er sei abwesend und müsse durch eines seiner Geschöpflein vertreten werden?

Mögen darum die steierischen Knechte des römischen „Knechtes der Knechte Gottes“ in Demuth erkennen lernen, daß sie nicht Herren in dem aus dem Beutel der Gläubigen erbauten Gotteshause sind, sondern Diener, und daß sie von der Kanzel nur das „Wort Gottes“ zu lehren haben, nicht aber die komischen Stylübungen von sechszehn Römern in Graz.

Das fromme Bischofsblatt aber, welches dem Gemeindeamte von Windischgraz „das A B C wahrer, freiheitlicher Entwickelung“ abspricht, lerne zuvor das A B C wahrer, bischofsloser Vernunft.

Fromme Bücherschau.

(Nr. 10. — 1868.)

Jeder lobt seinen Kram, das ist nicht mehr als billig; — wird aber dabei gelogen, so ist das sündhaft.

In seiner Nr. 295 lobt das „Grazer Volksblatt“ zwei von irgend einem Pater Huguet verfaßte Broschüren: „Der Triumph Pius IX.“ und „Die Herrlichkeiten Pius IX.“ Dabei nimmt der Capuciner-Recensent den Mund recht voll und sagt der Welt, der Geschichte und der Wahrheit folgenden imposanten Unsinn unter die Nase:

„Auch die Gegner der Kirche müssen, soweit sie noch einen Rest von Edelsinn bewahrt haben, anerkennen, daß die Gestalt Pius *IX.* in Wahrheit die ruhigste, imponirendste und mächtigste Erscheinung in unserem gegen die Kirche verschworenen Jahrhunderte ist. Da ist es gewiß tröstlich in einer Zeit, wo Alles wankt und zu stürzen droht, zu dem emporzublicken, der allein feststeht und mit der Festigkeit die Sanftmuth, Milde und Tugend eines Heiligen vereinigt.“

Ich habe nun keine Spur von jenem Reste von „Edelsinn“, welchen das „Volksblatt“ nur reclamirt, um unbehelligt eine offenbare Unwahrheit durchzuschmuggeln. Pius IX., die — „ruhigste, imponirendste und mächtigste Gestalt dieses Jahrhunderts“ — Pius IX. der — „allein Feststehende“!!

Ach, gehört denn die totalste Unkenntniß der Geschichte wirklich zu den heiligen Dienstpflichten des frommen Blattes? Weiß denn der recensirende Capuciner gar nicht, daß Pius IX. anno 1848 mit der italienischen Revolution marschirte und seine „Crociati“ gegen das alte, katholische, conservative Oesterreich kämpfen ließ? Weiß er nicht, daß derselbe Pius IX. 1849, nachdem er die italienische Revo-

lution im Stiche gelassen, sich von den Truppen der französischen Republik wieder auf den „Stuhl Petri" setzen und seine Provinzen von den wiederbefreundeten Oesterreichern „in Ordnung bringen" ließ? Weiß er nicht, daß Pius IX. anno 1859 und 1860 denselben Napoleon feierlichst verwünschte, den er dann 1867 um der elenden Heldenthat von Mentana willen inbrünstig segnete? — Wo ist da etwas „Imponirendes" oder gar „Feststehendes"? Und soll etwa in der päpstlichen Schmähschrift gegen die neuen österreichischen Gesetze, in dem verzweifelten Heranwinken der Protestanten und sonstigen Ketzer in den großen „Schafstall" oder in dem Verschenken goldener Tugendrosen an lüderliche Königinnen etwas „Imponirendes" liegen?

Will das fromme Blatt die imponirendste, großartigste Gestalt unserer Zeit sehen, so blinzele es mit seinen heilig verdrehten Aeuglein auf — Garibaldi. Dort wird es frommschaudernd eine Helden- und Menschengröße, eine zu jeder Zeit unveränderliche Festigkeit — kurz, eine Erscheinung erkennen müssen, wie sie ihresgleichen nur wenige in der Menschengeschichte hat. Und wenn die Menschheit „den Triumph und die Herrlichkeiten Pius' IX." schon längst vergessen hat, wird sie noch immer den Namen Garibaldi lesen in dem Buche des Triumphes und der Herrlichkeit der Freiheit und der Wahrheit.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 12. — 1868.)

Es ist doch ein eigen Ding um den frommen Blödsinn; er ist zäh wie Eselsleder.

Alle Welt weiß, wie erst kürzlich ein protestantischer Pfaffe, Namens Knaak, in einem Anfalle von Bibelfestigkeit erklärte: die winzige Erde stehe stille und die ungeheuere Sonne drehe sich d'rumherum wie ein närrischer Pudel um seine eigene Schweifspitze.

Kaum hat sich die Welt an dieser biblischen Knackwurst satt gelacht, so schreibt auch schon ein zweiter Pastor, Namens Ströbel in der „Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche" wörtlich so:

„So lange der Mensch seinen Kopf oben behält, wird ihm das Traumgespenst der Erdumdrehung nicht als Resultat der Wissenschaft, sondern als ein von Gedankenlosigkeit oder Denkunfähigkeit zeugender Wahnwitz erscheinen. Thorheit bleibt Thorheit" u. s. w.

Ist es solcher Pastorkelei gegenüber nicht höchste Zeit, daß man die Schulen ganz und gar confessionslos mache? Will man etwa warten, bis unter dem Einflusse dieser Bibelnarren die Schulen wieder dorthin gelangen, wo sie vor der Reformation waren? Wer garantirt uns, daß nicht noch ein dritter Pastor erscheine und mit der Hand auf der Bibel brülle: „Die Erde ist viereckig! .... Hier steht's geschrieben (Offenbarung Johannis 7, 1).... hier spricht das „Wort Gottes" klar und deutlich von — allen vier Ecken der Erde!"

Vor solchem Blödsinne ist man niemals sicher. Die meisten Leser haben wohl dieser Tage in anderen Blättern eine Probe protestantisch-pfäffischen Unsinnes gefunden, welchen man der hannover'schen Schuljugend in Gestalt eines „trefflichen Lesebüchleins" beibringen will. Da wird „zum warnenden Beispiele" erzählt, wie sich der „Himmel" in wahrhaft raffinirter Weise an einem kleinen Bübchen, Namens Fritzchen, rächte, weil dieses kleine, unzurechnungs-

fähige Ding ohne Morgengebet aus dem Bette kroch. Zunächst lauerte der ewige Himmel auf der Treppe und stellte dem arglos herunterspazirenden Fritzchen ein Bein, so daß es auf die gottvergessene, ungeputzte Nase fiel.

Das war die erste „Strafe Gottes". Hierauf ging Fritzchen, zwar heulend, aber noch immer verstockt weiter, und da sprang auf einmal der „Himmel", als großer Fleischerhund verkleidet, mit einem riesigen Stück Niernbraten im Maule, irgendwo heraus und — plumbs! lag Fritzchen wieder auf der von „Gott" abgewendeten Nase. Und es wäre wohl noch lange so fort gegangen, hätte nicht, wie ich vermuthe, Fritzchen sich gedacht: „Der Gescheidtere gibt nach." Factum ist, daß Fritzchen sofort heimging, sich noch einmal in's Bett legte und den „Himmel" durch ein Gebet versöhnte.

Und mit solch' läppischen Geschichten will man den Kindern den rechten Begriff von „Religion" und „Gottheit" beibringen! Ist das nicht die frechste Verunreinigung des Menschenverstandes?

Ich weiß wirklich nicht, was mir zuwiderer ist: die römische Weihwedelei im Süden oder diese „reformirte" Glaubenspinselei im Norden.

Herr Greuter.

(Nr. 13. — 1868.)

Es gibt zwei Greuter: einen deutschen, reinlichen Menschen Greuter und ein römisches „kothbespritztes Schlachtroß" Greuter. Der Mensch Greuter ist ein joviales, lebens-

lustiges Wesen, dem man hinter dem Weinglase oder beim Kegelspiele alles Andere anmerkt, als den glaubenswüthigen Pfaffen. Dieser an sich nicht üble Mensch aber steht unter dem Banne des „Zauberers in Rom" und muß sich in Folge einer ganz besonderen „Verwünschung" gelegentlich in einen schrecklich wiehernden und ausschlagenden Streithengst verwandeln, — welch' animalischer Proceß zum Besten der „heiligen Sache" dienen soll.

In der jüngsten Scandalscene im Abgeordnetenhause spielte das Schlachtroß Greuter eine ganz absonderliche Rolle. Ich kann das, was er damals von einer „Frau Isabella" und einem „Herrn Franz Joseph" gewiehert, nicht so criminös-ernsthaft auffassen, als es der größte Theil unserer Presse gethan.

Das Schlachtroß Petri war gut aufgelegt, es war — was man so sagt — vom Hafer gestochen, und wollte seinen Spaß haben. Es fiel ihm gewiß nicht ein, die weggejagte spanische Reichsmetze mit dem Kaiser von Oesterreich in irgend welchen ungebührlichen Vergleich zu bringen. Papa Greuter wollte nur die Respectwidrigkeit kennzeichnen, mit welcher wir Liberale von „geheiligten" Personen und Dingen zu sprechen pflegen.

Hätte man ihn ausreden lassen, so würde er höchst wahrscheinlich noch gesagt haben: „Ja, meine Herren, diese zügellose Presse wird noch dahin kommen, von einem „Herrn Pius" oder gar von einer „Frau Kirche" zu sprechen! Daß man von der Gottheit einfach per „Herrgott" oder „Gott" redet, das ist uns Gesalbten ziemlich gleichgiltig! aber dem „Statthalter Gottes" gebührt das Prädicat „Seine Heilig-

keit“ und seiner Kirche die Bezeichnung „heilige, allein seligmachende.“

So würde Greuter gewiehert haben; denn ihm war es wahrlich nicht um eine „Illoyalität“ zu thun; — er wollte nur die böse liberale Presse ein bischen denunciren — dieser biedere Tiroler, dieser schlichte Sohn der Berge. Daß sich unsere Volksvertreter über die einfach-schöne, echt-bürgerliche Bezeichnung „Herr Franz Joseph“ so sehr entsetzen würden, das konnte Herr Greuter, der sich in seiner Himmelsunschuld selbst ein Roß nennt, nicht voraussehen.

Aufrichtig gestanden, kann auch ich die tiefinnerste Entrüstung der „Bürgerminister“ und „Volksvertreter“ nicht begreifen; — zumal ich diese Herren noch niemals so tiefinnerlich „entrüstet“ gesehen habe, wenn es sich um Etwas handelte, was dem österreichischen Volke zuwider sein mußte.

Mir ist, als brauchte man einen Sündenbock für Das, was mit dem „Ausnahms“- und „Wehrgesetze“, an dem Gelde, dem Blute und der Freiheit des Volkes versündigt wird, und darum reitet jetzt jeder noch so flaue Volksfreund auf dem armen Glaubensgaule herum, und sogar der jammervolle Leibtrompeter des Herrn Rauscher, der Wiener „Volksfreund“, bläst Herrn Greuter die heilige Freundschaft ab.

Um nun zum Schlusse zu kommen, bedauere ich, daß ein so begabter Mann, wie Herr Greuter, seinen eigenen bedeutenden Menschenverstand bei jeder öffentlichen Gelegenheit überwiehern muß — um des römischen „einzigen Schafstalles“ willen. Seine hin und wieder durchblitzende Frei-

heitsliebe, seine Geradheit und Furchtlosigkeit wären einer schöneren, menschlicheren Aufgabe würdig als der eines — Streitrosses geistlicher Herrschsucht und laienhafter Bornirtheit. —

„Handel!“

(Nr. 13. — 1868.)

Aus Obersteier wird mir nachträglich über einen Ablaßhandel berichtet, welcher im Fasching d. J. betrieben wurde und an die Blüthezeiten der Seligkeitskrämerei erinnert.

Der Papst brauchte damals Geld, griff hinein in den Vorrath „überflüssiger geistlicher Verdienste und Gnaden“, zog einen hundertjährigen „Ablaß“ hervor und — setzte ihn in Curs. Wie das Geschäft in anderen Gegenden ging, weiß ich nicht; — in Obersteier aber war der Markt gut. Die frommen Verschleißer sparten keine Mühe, und die gläubigen Käufer sparten kein Geld.

Hundert Jahre vom „Fegefeuer“ herunterzuhandeln, ist aber auch kein Spaß; da kann man schon ein paar schnöde, irdische Sündengulden riskiren. Und es wurde wirklich „gehandelt“. Das eine Schaf bekam seine hundert Jahre Fegefeuerfreiheit billiger als das andere; — je nach Quantität und Qualität der „Sünden“. Manche kauften mit 40 bis 50 Kreuzern ein, Manche wieder mit 2—5 Gulden.

Was mich betrifft, so gebe ich für das ganze „Fegefeuer“ keinen Groschen; — ich will erst einmal warten, bis ich d'rin bin. Doch will ich in dieser Hinsicht Nieman-

den sein Marktpläsir nehmen und will nur tadeln, daß solcher Ablaßhandel von der Kanzel herab betrieben wurde.

Man nehme doch von geistlicher Seite etwas Rücksicht auf den mageren Geldbeutel der obersteierischen Bevölkerung; — was läge denn d'ran, wenn man diesen armen Leuten das Fegefeuer-Jahrhundert à 1 Neukreuzer berechnete? Das Fehlende könnten ja die Herrn Bischöfe und Prälaten von ihrer feisten — „Armuth" zusetzen.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 14—15. — 1868.)

Sechs kräftige Gebether zu der heiligsten Dreifaltigkeit,
so heißt ein gedruckter Schwindel, welcher noch heutigen Tages in Masse unter dem Landvolke verbreitet ist, und woraus wir wieder einmal ersehen können, mit welchen Mittelchen die systematische Verblödung des Volkes bisher betrieben wurde.

Zunächst werden die armen Pinsel, welchen man dieses Zeug anhängt, in folgender schlauer Weise vertröstet:

„Diese Gebether und Andacht kann verrichtet werden, sowohl zu Haus als auch in der Kirchen bey einem geweihten Wachslicht. Wer also solche acht Tage lang verrichtet, und ist nicht erhört worden, so geschieht es in der Folge zu seiner Seelenheil ganz gewiß. In den Gebethern muß das Begehren benennet, und alle Gebether dreymal wiederhohlt werden."

Versteht sich! „in der Folge" wird's schon helfen; nur getrost weiterbeten, gläubiges Schaf! Und hilft's etwa doch bis zu Deinem seligen Ende nichts — nun, so bist Du halt — zur unrechten Zeit gestorben. Die Wun-

derkraft des Wisches bleibt darum doch zweifellos. — Ueber den Ursprung und den Nutzen dieser „Andacht und Gebether" wird nun folgende schöne Geschichte erzählt:

„Es war im Jahre 1619 zu Prag ein Pater, welcher Bibliothekarius gewesen ist, sehr krank. Er hatte einen Studenten zu seiner Bedienung bei sich, welcher sehr arme Aeltern hatte. Einmal bekam er einen Brief von seinen Aeltern, welche ihm berichteten, daß sie Schulden halber von Haus und Hof in Zeit von einem Monat vertrieben werden sollen. Als der Pater dieses vernommen hatten sprach er: Wenn ich nicht so krank wäre, so wollt ich dir und deinen Aeltern aus dieser Noth helfen. Der Student fragte, wie das seyn könnte? darauf sprach der Geistliche: in der Bibliothek ist ein Kastl, darin ist ein Gebeth, welches er genau beschrieben hat, es ist ein so geheimnißvolles Gebeth, daß, wer solches mit Andacht verrichtet, der wird Gut und Geld bekommen, oder sonst was er begehrt. Da solches der Student vernommen, hat er heimlich den Schlüssel zur Bibliothek genommen, das obgemeldete Gebeth gefunden und abgeschrieben, und selbes wieder an sein Ort gelegt, darauf hat er das Gebeth verrichtet, und seinen Aeltern aus der Noth geholfen. Zuletzt hat er dieses Gebeth mehreren Menschen gegeben, absonderlich solchen, die in grosser Noth waren. Einige von denen, die dieses Gebeth hatten, giengen einstens in den Wald, um Holz zu suchen, unter Weges haben sie dieses Gebeth gebethet. Als sie nun in den Wald gekommen, fanden sie einen grossen Schatz, womit sie sich aus all ihrer Noth geholfen haben."

Wir ersehen daraus, daß die Nachwelt diese Wundergebete eigentlich einem Erzgauner zu verdanken hat, der dieselben erst gestohlen und dann mit vieler Andacht und Erbauung gebetet hat! —

Sehen wir nun, was eigentlich an den sechs Kunststückchen ist.

Nr. 1. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, sehe an mein Elend und Noth; ich bitte dich durch das Wort, so alles erschaffen, und alles gemacht hat; ich bitte dich durch die Ver-

dienste der allerheiligsten Mutter Maria der Jungfrauen. Ich bitte dich durch die vier Evangelisten, heiligen Markus, heiligen Lukas, heiligen Matthäus, und heiligen Johannes, ich bitte dich durch alle Heiligen Märtyrer und Blutzeugen Christi, steht mir bey in meiner Noth, und Anliegen, und verleihe mir, gnädiger und barmherziger Gott, daß ich von meiner Noth befreyet werde, schicke und verleihe mir ꝛc. ꝛc. das bitte ich dich durch den Vater, Sohn, und heiligen Geist, Amen."

Unter dem ꝛc. ꝛc. sind stets die harten Thaler oder Ducaten zu verstehen, welche man vom lieben Gott geschenkt haben will.

Nr. 2. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch alle heilige Engeln, heil. Gabriel, heil. Uhlrich, und durch alle heil. Cherubin, und Seraphinen, welche unaufhörlich rufen: Heilig, Heilig, ist der Herr Gott Sabaoth, Himmel und Erden sind seiner Herrlichkeit voll, stehe mir bey, schicke und verleihe mir ꝛc. ꝛc. das bitte ich dich durch Kraft des Vaters, Sohnes, und heiligen Geistes, Amen."

Der Leser wird nun schon merken, daß hier sehr kräftig in's Zeug gegangen wird. Der Schwindler von Verfasser ruft an, was helfen kann; er ruft nicht nur den h. Ulrich an, sondern auch „alle heiligen Cherubin und Seraphinen", lauter Leute, über deren Gesichter und Berufsgeschäfte ich vollständig im Unklaren bin.

Nr. 3. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch die Weisheit Salomons, durch den Gehorsam Isaks, und durch die Benedeyung des Geschlechtes Abraham, durch die Frommheit Jakobs, durch die Schlange Moyses, und durch die 12 Geschlechter Israels, ich bitte dich durch die Anempfehlung deiner lieben Mutter den heil. Johannes, unterstütze und verleihe mir ꝛc. ꝛc. ich bitte dich durch die allmächtige Dreyfaltigkeit und einige Gottheit, Amen."

Der Kerl wird hier immer wanzenhaft-kecker; er

läßt sogar Schlangen und Juden los, um den lieben Gott zu imponiren; — er will halt — sein Geld.

Nr. 4. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch die allerheiligste Menschwerdung deines Sohnes, ich bitte dich durch die Beschneidung, Geißlung, Krönung, Achsel-, Schulder- und Zungenwunde, Kreuztragung und Kreuzziehung, ich bitte dich durch sein ganzes bitteres Leyden und Sterben, Auferstehung, Himmelfahrt und Sendung des heiligen Geistes, durch dieses alles bitte ich dich gütiger Heiland, stehe mir armen und elenden Sünder bey, schicke und verlei mir 2c. 2c. das bitte ich dich durch die Gott- und Menschheit deines Sohnes, Amen."

Ich glaube, wäre ich der liebe Gott, ich würde schon bei diesem vierten Kraftstück nachgeben und dem zudringlichen Strolche meine Börse hinwerfen; — denn das hält der Zehnte nicht länger aus. Die „Beschneidung" allein mag schon höchst fatal sein; — aber nun gar noch alle diese Achsel-, Schulter- und Zungenwunden! Das ist Erpressung unter lebensgefährlicher Bedrohung und gehört vor ein k. k. Landesgericht in Strafsachen.

Nr. 5. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch die Angst und Schweiß deines liebsten Sohnes, durch die Liebe, die er getragen hat, zu dem menschlichen Geschlecht, durch die unergründliche Allwissenheit, und durch die heiligen Worte, so er am Stamm des heil. Kreuzes gesprochen hat zu seinem himmlischen Vater, da er seinen allerheiligsten Geist aufgab; ich bitte dich, stehe mir bey in meinem Anliegen, und Noth, schicke und verleihe mir 2c. 2c., um welches ich dich bitte durch seine Ankunft, wann du wirst richten die Lebendigen, und die Todten."

Wie der Mensch es anstellt, um hier den längstgetrockneten „Schweiß" und die wohl noch lange bevorstehende „Ankunft" Jesu Christi zum jüngsten Gerichte —

für sich „bitten“ zu lassen, ist ein schmähliches Räthsel — und nicht einmal die schön-greuterische Anrede „Herr himmlischer Vater“ vermag mich damit zu versöhnen.

Nr. 6. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, bitte dich, durch die heil. 5 Wunden deines lieben Sohnes, durch sein heiligen Fleisch und Blut, Mark und Bein, Leben und Sterben, durch die Genugthuung für das menschliche Geschlecht, durch alle seine heil. Adern und Bluttropfen, Angst, Noth, und Abnehmung vom heil. Kreuz, durch die Schmerzen, die seine allerheiligste Mutter gelitten, da sie ihn auf ihrer Schoß gehabt hat! stehe mir armen Sünder durch alle diese Geheimnisse bey, schicke und verleihe mir ꝛc. ꝛc. Um alles dieses bitte ich Gott Vater, Sohn, und heil. Geist, Amen.“

Wem geht das nicht durch „Mark und Bein“? Wer möchte einen solchen Jammerburschen nicht um jeden Preis los werden? Aber der fromme Strolch gibt noch nicht nach; er will seines Geldes ganz gewiß sein, und lamentirt der Vorsicht wegen noch folgendes

Gebeth zu der Mutter Gottes.

„O allerseligste Jungfrau! du Königinn Himmels und der Erden! ich bitte dich durch deine heil. Jungfrauschaft, wie auch durch deine allerheiligste Empfängniß von dem heil. Geist, und durch den Gruß von der heil. Elisabeth in der Schwangerschaft, durch die Geburt und Flucht in Egypten, durch den Schmerz, da du deinen lieben Sohn verlohren, und durch die Freud, die du gehabt, da du Jesum im Tempel gefunden hast. Ich bitte dich auch durch die traurige Beurlaubung von deinem herzliebsten Sohne, und durch jene Schmerzen, die du empfunden, da du unter dem Kreuz gestanden, und Jesum daran hangen gesehen, sprach St. Johannes, siehe meine Mutter! Ich bitte dich Allerseligste durch den Schmerzen, den du empfunden, da man Jesum vom Kreuz herab nahm, und dir todter auf die Schooß gelegt hat, daß du vor Ohnmacht dein heiliges Haupt auf das seinige hast müssen hinsinken lassen; durch diese heilige Geheimnisse bitte ich dich, o allerseligste Jungfrau und Himmelsköniginn

Maria, stehe mir Armen und Nothdürftigen in meiner jetzigen Noth und Anliegen bey, 2c. 2c. um welches ich bitte, deinen Sohn, Jesum Christum, Amen."

Nach solchem Genusse bleibt mir noch das Bedürfniß zu fragen: Hat eine hochw. Geistlichkeit Kenntniß von diesen in ihrer Heerde circulirenden sechs kräftigen Dummheiten? Und wenn sie etwa davon Kenntniß hat, warum wettert sie nicht dagegen von derselben Kanzel herab, von welcher sie unsere neuen Gesetze und unsere liberalen Ketzerblätter verarbeitet?

Ich habe zwar genau dasselbe schon zwanzigmal vergebens gefragt; aber ich will darum nicht ermüden; — ich weiß ja, wo der Haken steckt.

Die Civilehe.

(Nr. 14. — 1868.)

Die Civilehe wird von den Bischöfen bekanntlich als „Concubinat" betrachtet. Solange die frommen Herren sich das nur denken oder untereinander sagen, liegt nichts d'ran. Sobald sie's aber öffentlich aussprechen, ist's eine freche Beleidigung der betreffenden Eheleute.

Ein Ehepaar, das sich in gegenseitiger Liebe und Achtung glücklich fühlt, braucht sich nicht erst von einem ledigen Bischofe oder Pfarrer sagen zu lassen, was Alles zu einer „wahren, glücklichen Ehe" gehöre, am allerwenigsten aber braucht es sich mit dem Titel „öffentliche Sünder" tractiren zu lassen.

Die Welt von heute ist der bisherigen läppischen

Bevormundung durch ein paar tausend besonders fromme Leute müde, und die Herren Bischöfe, Prälaten u. s. w. müssen durchaus einmal einsehen lernen, daß sie Menschen sind wie alle anderen — um keine Spur „heiliger", um kein Haar besser — höchstens besser bezahlt.

Ewige Dummheit!

In Gachnagg im Thurgau (Schweiz) wurden einem Bürger Zwillinge geboren. Das eine Kindlein hatte das Unglück, früher zu sterben, als es getauft werden konnte; das andere war glücklich genug, erst nach empfangener „Nothtaufe" zu verscheiden. Der Vater wollte nun die beiden armen Würmchen, die ja doch von „Glauben" und „Seligkeit" noch gar nichts geahnt hatten, einträchtig nebeneinander in einen Sarg legen; — aber da kam der Pfaffe, blinzelte gen Himmel und salbte: „Kann nicht sein; das Getaufte kommt an „geweihte" Stätte, das Ungetaufte kommt in den Winkel; — also zwei Särge!"

Und so geschah es; — im Tode selbst mußten die beiden winzigen Wesen geschieden werden — blos weil das eine etwas „geweihtes" Wasser auf den Kopf bekommen hatte und das andere nicht!

Ueber den betreffenden Pfaffen mag ich gar nicht sprechen; — ich begreife nur die Schafgeduld der betreffenden Eltern nicht. Bevor ich mich solch' alberner Tyrannei fügte, würde ich lieber alle Religionsgenossenschaften von Rom bis Mekka durchwandern.

Die „heiligen drei Könige"

sollen bekanntlich im Kölner Dome begraben liegen. In Wirklichkeit liegen aber in dem betreffenden Grabe die Knochen dreier unausgewachsener Jungen, die bei Lebzeiten vielleicht Schuhe geflickt, keineswegs aber Völker regiert haben. Doch, ein paar Könige ab oder zu, thut nichts zur Sache; wir haben hier mit dem frommen, rechtgläubigen Pöbel in Köln zu thun. Vor Kurzem starb dort ein Mann aus der Secte der „Baptisten", und als er zu Grabe getragen wurde, erschienen wie auf Commando einige hundert fromme, katholische Kerls, welche den Leichenzug unter fürchterlichem Heulen, Pfeifen und Fluchen bis auf den Friedhof geleiteten.

Hiermit nicht zufrieden, bewarfen diese Himmelscandidaten das heimkehrende Trauergeleite auch noch mit Steinen und Koth.

Der Unbefangene wird nun glauben, diese frommen Leute seien eigentlich B e s t i e n; aber das macht nichts, — sie werden dereinst doch alle im „alleinseligmachenden Glauben" verenden und systemgemäß „selig" werden.

Ein Schritt zur Besserung.

(Nr. 17. — 1868.)

Jeder Mensch hat seine weichen Momente;— warum, nicht auch ich. Meine Ketzerseele ist nicht so hartgesotten daß sie nicht zuweilen ihren frommen Riß bekäme. Zumal wenn ich die Unvollkommenheit alles Irdischen so recht vor

Augen habe, wenn das Rindfleisch unbeißbar und die Suppe versalzen ist — dann frage ich mich wohl: „Bist Du auch ganz sicher, daß dieses entsetzliche Essen nicht eine Art Teufelswerk ist? Und wenn es das ist, muß es dann nicht auch selbstverständlich einen Teufel, eine Hölle geben?“ Und in solchen Momenten wird mir ängstlich zu Muthe, und ich denke daran, meinen Frieden mit Jenen zu machen, welche sich offen und laut des Besitzes einer Hölle und eines Teufels rühmen. Ich denke mir, diese frommen Leute müssen sich auf Teufeleien besser verstehen, als ich, und sie könnten mich am Ende doch noch in eine Gegend liefern, wo Einem das Heulen und Zähneklappern zur täglichen Gewohnheit wird.

Mein ärgster Fehler ist, daß ich ein liberales Blatt herausgebe. Ich sehe das ein; aber ich kann's nicht so plötzlich ändern und will darum versuchen, den verlorenen Himmel „kleinweise“ wieder zu gewinnen. Zu diesem Zwecke errichte ich mitten in der Wildniß der „Freiheit“ eine fromme Station, ein Ruhebänklein für erdenmüde, himmelsdurstige Seelen, — kurz, eine „gutgesinnte“ Zeitung. Und eine hochw. Oberfrömmigkeit wird mir diese fromme Stiftung gewiß gutschreiben und den Schäflein nicht mehr kurzweg sagen: „Hand weg von der „Freiheit“ — diesem vom Teufel geschriebenen und von der Hölle gestempelten Blatte“! Nein, sie wird sagen: „Habt Nachsicht mit dem verlorenen Sohne; — seht, wie er im „Kleinen Himmels-Moniteur“ krampfhaft bemüht ist, uns zu versöhnen. Gebt die Hoffnung nicht auf, der Mann kann's noch zum — Capuziner bringen.“

Damit es so werde, erscheint nun von Zeit zu Zeit ein

Kleiner Himmels-Moniteur.

Ein gutgesinntes Blatt.

Redigirt von

Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Meßner Dr. Himmelgrübel.

Frommes Rundgeblinzel.

Wie aus der Hölle berichtet wird, ist man dort nicht abgeneigt, ein aufrichtiges Concordat zu schließen. — möge sich Oesterreich nicht von dem Teufel beschämen lassen und den schon betretenen Weg der himmels- und höllenlosen Vernunft verlassen! —

Seine Heiligkeit geruhten jüngst 50.000 Petersfrancs einzustreichen und den Wunsch nach Fortsetzung zu äußern. Auch der elendeste Liberale, wenn er noch einen Rest von Menschlichkeit besitzt, wird solche Seelengröße und Himmelsmilde anerkennen müssen! —

Napoleon, der fromme Kaiser, zieht seine Chassepots nicht unter dem Stuhle Petri weg; mögen darum sämmtliche Gesellenvereine diesen Erzgesellen in ihre Fürbitten einschließen! Und mögen sämmtliche Jungfrauenvereine sich spiegeln in Eugenien, diesem Ausbund aller Tugenden. Diese hart an's Heilige grenzende Kaiserin zahlt mit Märtyrergeduld täglich 1500 Francs für ihre irdische Toilette; — aber der Himmel wird ihr das einstens gewiß vergüten; — so wie er die 100.000 schändlichen Araber richten wird, die unter Napoleons gesegneter Regierung unbekehrt und ungetauft zu — verhungern wagten! —

Oesterreich .... es ist wahr, noch existirt es;

aber wer bürgt uns, daß nicht schon nach Jahresfrist ein Salzsee oder ein Aschenhäuflein daraus geworden? Glaubt man denn, der Himmel könne der Regierung eines protestantischen Ministers ruhig zusehen? . . . O, wenn wir der Himmel wären! . . . .

— Die Heiligsprechung der sechszehn Grazer — welche den Mannesmuth hatten, in dieser an Plagiaten so reichen Zeit, den halben Katechismus abzuschreiben und vom biederen Landvolke bekreuzen zu lassen — dürfte sogleich nach erfolgtem Ableben der Betreffenden stattfinden. Alle Gläubigen werden den erhebenden Act mit Freuden erwarten. —

Spanien liegt noch immer in den Banden der Hölle. Seit Isabella, die Römischkeusche, so schändlich verrathen worden, ist der befruchtende Segen von dem unglücklichen Lande gewichen und feiern dort Vernunft und Freiheit ihre teuflischen Triumphe. O, entsetzlicher Anblick für jeden Gläubigen: hier die fromme, jungfräuliche Königin mit der päpstlichen Tugendrose über und Marfori's Kindlein unter dem Herzen — dort ein ganzes Volk von Rebellen gegen die von Gott eingesetzte Regierung, eine ganze Nation von Spießgesellen der Freiheit und Vernunft! Auch Spanien kann binnen Jahresfrist verbrannt oder ertrunken sein; — ein Heiligenbild soll bereits täglich drei Stunden weinen; andere sollen auf 6—10 Stunden eingerichtet werden. —

Zur Abwehr!

Liberale Blätter veröffentlichten mit der ihnen eigenen Frivolität einen Hirtenbrief Sr. Gnaden des hochw. Herrn Bischofs v. Ketteler, worin es von empörenden

Schmähungen gegen die ausschließlich privilegirte Oberfrömmigkeit wimmelt.

Wir werden die genauesten Nachforschungen über diesen Hirtenbrief anstellen und schon dafür sorgen, daß wir ihn — nicht finden.

Man sieht hier wieder so recht, wie diesen Liberalen kein Mittel zu gering ist — nicht einmal ein Hirtenbrief über Pfarrersnichten. Und was können fromme Männer dafür, wenn ihre Nichten alle so jung, hübsch und — empfänglich sind. O, daß doch einmal diese schnöde Verfolgung der Diener der Liebe enden möge!

Himmelgrübel.

Frömmigkeit oder Turnen?

††† Man sollte es kaum glauben, aber es ist leider wahr — noch gibt es in Graz Titelchristen, welche die unschuldigen Schülerinnen des Ferdinandeums zu sündlicher Leibesübung anhalten möchten!

Immer die alten Phrasen von „Gesundheit", Muskelkräftigung" u. s. w. Weiß man nicht, daß Abtödtung des Fleisches, Casteiung durch Fasten und Geißelhiebe die besten, gesündesten Heilsmittel sind? Man sehe doch unsere frommen Patres Capuziner und Franciscaner an; man beobachte, wie sie leiblich dahinschwinden, um geistlich zu gedeihen. Hat Jemand jemals einen wohlgenährten, gesunden Capuziner gesehen? Gewiß nicht! Zu was also diese unselige Pflege des Leibes? Was nützt es den Schülerinnen des Ferdinandeums, wenn sie auf irdischen Leitern umherklettern und darob versäumen, die Himmelsleiter zu erklimmen? Und ziemt sich's, daß zarte Lämmlein des Glaubens die unglaublichsten Bocksprünge erlernen?

Wahrlich, wem noch der ewige Himmel höher steht als ein zeitlicher Kletterbaum, der muß es dem bischöflichen Ordinariate danken, daß es die armen Kleinen vor gesunder Leibesübung schützt!

Will man die Mädchen in gottgefälliger Weise abhärten, so lasse man sie fleißig in dünnen weißen Kleidchen mit Processionen gehen; dort gewöhnen sie sich an Schnupfen und Lungensucht, als seien sie damit auf die Welt gekommen.

Vermischtes.

(Ein edler Zug Marfori's.) Der fromme Leidensgenosse Isabellens begegnete jüngst einem Mönche, der ihn um eine Gabe zur Erlösung armer Seelen bat. Mildlächelnd griff der Edle in die Tasche eines Vorübergehenden, zog fünf Francs hervor und reichte davon einen dem Mönche. — Welche Größe im Unglück!

(Gerechte Strafe.) Ein gutgesinnter Bürger bat dieser Tage einen liberalen Bekannten, er möge doch um seines Seelenheiles willen die irreligiöse „Freiheit" abschaffen und sich auf das wahrhaft freisinnige „Volksblatt" des Herrn Bischofs abonniren. Der Liberale lachte Hohn und abonnirte nicht. Aber schon am nächsten Morgen beschenkte ihn die Gattin mit Zwillingen. — Wer erkennt da nicht den Finger Gottes?

(Glaubenseifer.) Als — wie Jedermann weiß — sich das ganze steierische Volk zur freiwilligen Unterzeichnung der glorreichen „Sechszehner-Adresse" drängte, kam auch ein vierjähriges Bübchen und bat, sich für seinen bedrohten Glauben unterkreuzen zu dürfen. Man reichte ihm den Bogen, und siehe! der fromme Knabe machte nicht nur drei Kreuzlein darauf, nein, er machte den ganzen Bogen voll. — Gestärkt und gehoben gingen die Zeugen dieser ergreifenden Scene von dannen.

(**Rettende That.**) Aus Rom trifft die begeisternde Nachricht ein, daß man dort abermals einem neunjährigen Judenbübchen auf der Spur ist, welches nicht abgeneigt scheint, dem entsetzlichen Irrglauben zu entsagen. Bis jetzt sollen die Unterhandlungen bis zum Zuckerwerke gediehen sein; das Jüdchen ißt täglich ein Pfund christlichen Aepfelstrudels auf Probe, dürfte jedoch die volle Ueberzeugung erst aus einer Schüssel Honigsuppe schöpfen.

Feuilleton.

Was der Herr von Münchhausen erzählt.

. . . .
. . . . (Siehe „Volksblatt".)

„Volksblatt"-Anekdoten.

. . . .
. . . . (Siehe Meidinger.)

Localnachrichten.

Der hochw. Domherr X. erhob sich gestern wie gewöhnlich bei bestem Wohlsein, frühstückte, dinirte, soupirte — und legte sich wieder nieder.

Der Schnupfen Sr. Gnaden des hochw. Herrn Leichenansagers Kräher ist kein Stockschnupfen. Dies zur Beruhigung unserer Mitbürger.

(Würdige Fortsetzung siehe „Volksblatt.")

Apostolisches.

(Nr. 17. — 1868.)

Jüngst war der päpstliche Nuntius zu Besuche bei dem Fürsterzbischofe von Olmütz, Landgrafen von Für-

stenberg, und man kann sich wohl denken, daß zwei so außerordentlich fromme Herren in heiligen Werken mit einander wetteiferten und ein rührend' Bild irdischer Entsagung und himmlischer Gnade boten. Zunächst veranstaltete der fromme Fürsterzbischof einige — Jagdpartien. Als ich das las, glaubte ich Anfangs, es handle sich da um eine bessere, erhabenere Jagdgattung — etwa um eine Jagd auf Judenseelen oder dergleichen; — aber es waren doch gewöhnliche Jagden auf Hasen, Böcke ꝛc.

Eines Freitags, an welchem Tage fromme Schäflein Fische zu essen pflegen, waren die heiligen Männer auch wieder zur Jagd gefahren, und als sie heimkehrten, ereignete sich folgendes Wunder: Die achtzehnjährige Tochter des Gärtners Fleischhacker wurde von dem vierspännigen Jagdwagen des Herrn Fürsterzbischofes derart überfahren, daß sie sofort — in den Himmel kam.

Ich möchte nun gerne das Gesicht des armen, demüthigen Fischers Petrus sehen, wenn er gerade einmal vom „Himmel" herab zuschaut, wie seine gelungenen Nachfolger vierspännig in sausendem Galopp in die eigene, fromme Schafheerde hineinrasseln, daß die Knochen (natürlich der Schafe) krachen. — Jedenfalls bewahre mich eine löbliche Straßenpolizei vor solchen demüthigen Fahrknechten Gottes!

Fromme Henker.

(Nr. 20. — 1868.)

Könnte es an der jüngsten römischen Köpfungsgeschichte etwas Bewundernswerthes geben, so wäre es die Unver-

schämtheit, mit welcher uns die ultramontanen Blätter weismachen wollen: die ganze Hinrichtungsgeschichte sei — ganz in der Ordnung. Da ist z. B. das bischöfliche „Volksblatt" zu Graz an der Mur, welches jene Halsabschneiderei unter den Augen des „Statthalters" Christi ungeheuer begreiflich findet, dabei aber doch Alles zusammensucht, was den schmählichen Racheact „vertuschen" könnte, und in diesem Bestreben sogar die „Augsburger Allgemeine Zeitung" zum — „liberalen" Blatte macht — blos, weil diese invalide, alles conservirende Reichsköchin der päpstlichen Regierung das „Recht" zugesteht, ihre Feinde zu köpfen, und weil es dem frommen Blatte wohl thut, sich auf ein liberales Blatt berufen zu können. Die „A. A. Ztg.", ein liberales Blatt! — wahrhaftig, der Capuziner scheint zugleich mit Monti und Tognetti den Kopf verloren zu haben. Doch, lassen wir ihn laufen und betrachten wir uns einmal diese römische Gerechtigkeit, welche ein ganzes Jahr brauchte, um zwei Maurergesellen unter die Guillotine zu bringen.

Im „Patrimonium Petri" kennt man kein öffentliches Gerichtsverfahren; das tiefste Geheimniß umschließt dort die Räume, in denen Priester — Priester der „Religion der Liebe" — den Verbrecher inquiriren und justificiren. Welche materiellen Zwangsmittel ihnen bei solchen „Untersuchungen" einstens zu Gebote standen — wie diese demüthigen Himmelsknechte ihre Opfer auf das Grausamste foltern ließen — das lehrt uns die Geschichte. Wie sie heutigen Tages ihre Verbrecher moralisch und physisch bearbeiten — das wird die Geschichte uns erst lehren. Sicher ist, daß die römische Bevölkerung bis heutigen Tages an die Anwendung der schwersten materiellen Zwangsmittel

Der Zweck heiligt die Mittel!

(Nr. 20. — 1868.)

Bekanntlich leugnen die Jesuiten neuerdings in einem Anfalle von Schamgefühl, daß in obigem Spruche einer ihrer Grundsätze ausgedrückt sei. Nun hat der protestantische Pfarrer Mauerbrecher in Bergzabern (Pfalz) diesen sauberen Grundsatz in dem Lehrwerke des Jesuiten Busenbaum gefunden. Das Werk führt den Titel „Medulla theologicae moralis“ und darin heißt es im Buche VI, Cap. 3 klar und deutlich: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita“ (Wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt).

Das schätzbare Werk sei dem Capuziner des „Volksblattes“, der noch vor Kurzem so eifrig für die Lammsunschuld der Jesuiten geschwärmt, schönstens empfohlen.

Erzheuchler.

(Nr. 20. — 1868.)

Seit geraumer Zeit läßt sich das bischöfliche „Volksblatt“ von seinen correspondirenden Caplänen über die Unsicherheit auf dem Lande berichten und jeden Raub oder Diebstahl der „neuen Zeit“, dem Liberalismus und dem Fortschritte in die Schuhe schieben. Der Capuziner vergißt bei diesem Biedergeschäfte ganz, daß alle die Hallunken, welche gegenwärtig stehlen, betrügen oder rauben, ihre „katholische Schulbildung“, ihre „sittlich-religiöse Grundlage“ zu einer Zeit empfangen haben, in welcher der ultramontane

Himmel noch voller Geigen hing, in welcher unsere Herren Römer die unumschränkteste Macht hatten, aus dem vorhandenen Menschenmateriale lauter weiße Lämmer oder schöne Engel zu fabriciren. Wenn nun so viele Schafdiebe und zausige Strolche aus dieser Grundlage hervorwuchsen, so adressire der Capuziner seinen Jammer an Die, welche den Grund gelegt, und tröste sich im Uebrigen mit dem „Patrimonium Petri", wo oft im Schatten einer einzigen Capelle mehr Strolche und Räuber beisammen sitzen, als in zehn Bezirksgefängnissen Steiermarks.

Ein Hirtenbrief des Bischofs von Mainz.

(Nr. 22. — 1868.)

Ein unlängst von Herrn Biron der Vergessenheit entrissener, sittengeschichtlich wichtiger Hirtenbrief des Bischofs Ketteler von Mainz hat den frommen Zorn meines Freundes vom „Volksblatte" erregt.

Der Capuziner ereifert sich in Nr. 332 (Morgenpapier) zunächst darüber, daß jenes Sündenregister der Mainzer Priesterschaft überhaupt vorgelesen wurde und daß dabei Damen zuhörten.

Der Capuziner, gestützt auf seine cölibatäre Geschlechtslosigkeit, erlaubt sich dabei allerhand Vertraulichkeiten mit jenen Damen. Bald bedenkt er sie vorwärts mit einem Gedankenstriche, bald rückwärts mit einem Fragezeichen — kurz, er macht Miene, ihr Geschlecht gar nicht anerkennen zu wollen.

Dergleichen mag nun recht fromm sein, ist aber gewiß

nicht galant, und in dieser Hinsicht muß ich das Benehmen meines drohnenhaften Freundes rügen.

Der Capuziner ist aber nicht nur ein ungalanter Mensch, sondern auch ein einfältiger, und so kam es denn, daß er sich von Mainz „Aufklärung" über jenen Sünden= . . . oder Hirtenbrief erbat, statt sich das betreffende Document einfach zu kaufen, es zu lesen und dann bieder zu stammeln: „Weh' uns Hirten im Schafpelze! . . . dieser Biron hatte Recht!"

Möge der Leser meinem dunklen Freunde diese Unterlassungssünde nicht als Jesuiterei anrechnen; denn, wie gesagt, er ist einfältig.

Ein arger Sünder aber ist der Mainzer, der unser armes „Volksblatt" „aufklärte", indem er es sündhaft foppte. Er wollte in einem zwei Spalten langen Schreiben beweisen, daß jener Hirtenbrief Ketteler's sich nur auf vier Geistliche der Mainzer Diöcese beziehe, und vergaß dabei ganz, daß wir Ketzer alle jene Zeit, welche fromme Leute auf's Jenseits verwenden, zu praktischen Diesseitigkeiten benützen. Er bedachte nicht, daß in der Bibliothek der „Freiheit" zwischen Heine's und Voltaire's Werken auch die des Herrn v. Ketteler aufgestapelt sind, und daß ich daher in der Lage bin, ihm ein Originalexemplar jenes Hirtenbriefes unter die fromme Nase zu reiben. Aus diesem Exemplare (das der Redaction des „Volksblattes" stets zur Einsicht offen steht) entnehme ich folgende Stellen, welche die Essenz der 19 Seiten langen Sündenepistel an die Geistichkeit der Mainzer Diöcese bilden.

Der Hirtenbrief stammt aus dem Jahre 1852 — wohlgemerkt! — aus der Zeit, in welcher der fürstliche und

(Rettende That.) Aus Rom trifft die begeisternde Nachricht ein, daß man dort abermals einem neunjährigen Judenbübchen auf der Spur ist, welches nicht abgeneigt scheint, dem entsetzlichen Irrglauben zu entsagen. Bis jetzt sollen die Unterhandlungen bis zum Zuckerwerke gediehen sein; das Jüdchen ißt täglich ein Pfund christlichen Aepfelstrudels auf Probe, dürfte jedoch die volle Ueberzeugung erst aus einer Schüssel Honigsuppe schöpfen.

Feuilleton.

Was der Herr von Münchhausen erzählt.

. . . .

. . . . (Siehe „Volksblatt".)

„Volksblatt"-Anekdoten.

. . . .

. . . . (Siehe Meidinger.)

Localnachrichten.

Der hochw. Domherr X. erhob sich gestern wie gewöhnlich bei bestem Wohlsein, frühstückte, dinirte, soupirte — und legte sich wieder nieder.

Der Schnupfen Sr. Gnaden des hochw. Herrn Leichenansagers Kräher ist kein Stockschnupfen. Dies zur Beruhigung unserer Mitbürger.

(Würdige Fortsetzung siehe „Volksblatt.")

Apostolisches.

(Nr. 17. — 1868.)

Jüngst war der päpstliche Nuntius zu Besuche bei dem Fürsterzbischofe von Olmütz, Landgrafen von Für-

stenberg, und man kann sich wohl denken, daß zwei so außerordentlich fromme Herren in heiligen Werken mit einander wetteiferten und ein rührend' Bild irdischer Entsagung und himmlischer Gnade boten. Zunächst veranstaltete der fromme Fürsterzbischof einige — Jagdpartien. Als ich das las, glaubte ich Anfangs, es handle sich da um eine bessere, erhabenere Jagdgattung — etwa um eine Jagd auf Judenseelen oder dergleichen; — aber es waren doch gewöhnliche Jagden auf Hasen, Böcke 2c.

Eines Freitags, an welchem Tage fromme Schäflein Fische zu essen pflegen, waren die heiligen Männer auch wieder zur Jagd gefahren, und als sie heimkehrten, ereignete sich folgendes Wunder: Die achtzehnjährige Tochter des Gärtners Fleischhacker wurde von dem vierspännigen Jagdwagen des Herrn Fürsterzbischofes derart überfahren, daß sie sofort — in den Himmel kam.

Ich möchte nun gerne das Gesicht des armen, demüthigen Fischers Petrus sehen, wenn er gerade einmal vom „Himmel" herab zuschaut, wie seine gelungenen Nachfolger vierspännig in sausendem Galopp in die eigene, fromme Schafheerde hineinrasseln, daß die Knochen (natürlich der Schafe) krachen. — Jedenfalls bewahre mich eine löbliche Straßenpolizei vor solchen demüthigen Fahrknechten Gottes!

Fromme Henker.

(Nr. 20. — 1868.)

Könnte es an der jüngsten römischen Köpfungsgeschichte etwas Bewundernswerthes geben, so wäre es die Unver-

was er nicht „ahnen" konnte, von jedem Kinde begriffen wird?

„Ich verkenne nicht, wie viele ehrwürdige Männer, die durch Tugend, Wissenschaft und Seeleneifer gleich ausgezeichnet sind, in den verschiedenen Theilen der Diöcese mir zur Seite stehen. Ich verkenne aber ebensowenig die Bedeutung der oben angeführten Ereignisse dieses Jahres, die zudem nicht vereinzelt dastehen."

Hieraus könnte der Capuziner schon erkennen, wie sehr ihn sein Mainzer College gefoppt hat. Hätte es sich nur um jene vier Priester gehandelt, so wäre alles Das nicht nöthig gewesen, was Herr v. Ketteler nun noch auf 19 ganzen Seiten sagt.

„Ich muß über die Zustände im Clerus, die Mißstände, die Mittel ihrer Abhilfe die Wahrheit sagen, wie ich sie vor Gott erkenne. Ich habe länger als ein Jahr gewartet, beobachtet und angesehen, um nicht voreilig zu werden."

Das ist nur ein gelindes Vorspiel. Indem sich der Herr Bischof über die Verdorbenheit des priesterlichen Nachwuchses beschwert, sagt er drastisch:

„Entweder soll das katholische Volk Priester haben oder keine Priester, aber nicht Burschen unter dem Schein von Priestern."

Und bezüglich der Unterkunft priesterlicher Recruten in unterschiedlichen Pfarrhäusern klagt er:

„O die armen Neopresbyter, die in eine sittliche Räuberhöhle gerathen, statt ein Vaterhaus anzutreffen!"

Und so wie sich unsere k. k. Feldherren in der Stunde der Noth gewöhnlich am eifrigsten auf den „inneren Dienst" (Knöpfputzen, Schnurrbartwichsen u. dgl.) verlegten; so sucht nun Herr v. Ketteler die Rettung der Priester im Formendienste, zumal in der strengsten Einhaltung des **Breviergebetes.**

„Der Priester also, der ohne *causa legitima* das Breviergebet versäumt, lebt im Stande der Ungnade. Die heiligen Messen, die er in diesem Stande liest, sind Sacrilegien, die Sacramente, die er spendet, sind für ihn gleichfalls Sacrilegien. Er mag beten, was er will; weil er nicht betet, was er soll, so kann ihn Gott nicht erhören."

Das klingt schauerlich, und ich möchte wetten: neun Zehntel der ganzen Priesterschaft wären übel d'ran, wenn das Alles so genau zuträfe. Kann mir z. B. mein Freund Capuziner fest versichern, daß er neben dem schwierigen Geschäfte der Volksblätterung, neben der Theilnahme an conservativen Vereinsversammlungen u. s. w., u. s. w. auch noch alles Das leiste, was in des h. Liguori Theolog. moral. libr. 4. weitläufig begründet und befohlen wird? —

Echt bischöflich klingt folgender Satz:

„Ohne Gehorsam gegen seine Kirche kann Gott unser Gebet nicht annehmen."

Der arme, liebe Gott kann also das Gebet erst dann „annehmen", wenn es die Censur der „Kirche" passirt hat? Bisher habe ich dem winzigen Gegenstande „Kirche" auf dem winzigen Dinge Erde eine solche Allerweltscompetenz nicht zugetraut!

Weiterhin verbreitet sich der Bischof über die Einhaltung der Rubriken beim Meßopfer und klagt recht drastisch:

„Wie traurig ist es doch, zu sehen, wenn Priester ihre Tisch- und Schnupftücher reinlicher halten, als Corporalien und Altartücher, wenn sie sich schämen würden, beschmutzte uud zerrissene Kleider zu tragen, während sie sich nicht schämen, mit Schmutz dick belegte und zerrissene Paramente zu tragen, wenn sie so fein und gebildet den Anstand und die Formen der Welt beobachten, während sie sich nichts daraus machen, die Formen und den Anstand bei Spendung der Sacramente, wie ihn die Kirche in den Rubriken

vorgeschrieben hat, namentlich aber bei Darbringung des heiligen Meßopfers, unzähligmal mit Füßen zu treten. Ich wähle absichtlich diese mildere Form einer allgemeinen Bitte und Ermahnung, geliebte Brüder, um Ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, die bestehenden Uebelstände ohne persönliche Zurechtweisung, abzustellen. Bei einer späteren Rundreise werde ich aber unfehlbar alle Uebertretungen der Gesetze und Rubriken der Kirche ernstlich rügen. Ich habe leider bemerken müssen, daß die Rubriken über die Haltung des Körpers, über Verbeugungen, Genuflexionen und Benedictionen, über den Ton bei den Gebeten während der heil. Messe sehr viel unbeachtet bleiben."

„Einige Priester vergessen den Anstand so sehr, daß sie laut eifernd vom Altar aus ihre Anordnungen treffen. Der Gebrauch der Stiefel am Altare scheint allgemein zu werden." . . .

„Wie können unsere Lehrer und die Laien, wenn sie den Priester im Verkehr mit der Welt so fein, so artig, so gewandt, so geübt in allen Formen, im Verkehr aber mit dem *Deus absconditus* so schmutzig, so gleichgiltig, so zerstreut sehen; wie können sie da noch den Glauben behalten, wie können sie glauben, daß der Priester glaubt?" . . .

Soweit über „technisch-dienstliche" Mängel; nun aber kommt der priesterliche Lebenswandel an die Reihe, und hier erachtet Herr v. Ketteler es für seine „größte Pflicht", folgende inhaltschwere Sätze an die ihm unterstehende Priesterschaft (nicht an die vier Ausgeschiedenen) zu richten:

Vor Allem ist es die Tugend der Sittenreinheit, die die Kirche von ihren Priestern fordert. Der furchtbare Ausspruch des Herrn: *Ad nihilum valet ultra, nisi ut mitattur foras et conculcetur ab hominibus,* erfüllt sich ganz eigentlich an dem sittenlosen Priester. O wie wird dieser Ausspruch in dem Spott und Hohn unserer Feinde täglich eine schreckliche Wahrheit."

Und es muß mit der Sittenreinheit seinen

lich dem Waidwerke hingab und wie auf der Heimkehr die glänzende Jagdequipage dieser Priester über ein armes, junges Mädchen dahinrasselte, so daß dieses auf der Stelle todt blieb.

Ich empfehle dem Herrn v. Ketteler die Adresse dieser beiden Oberpriester behufs kirchenväterlicher Erörterungen.

Aus meinem Papierkorbe.

(Nr. 24. — 1868.)

Allwöchentlich befinden sich unter den an die Redaction einlaufenden Briefen einige mit sichtlicher Verachtung allen irdischen Tandes construirte Schreiben, welche ich mit besonderer Andacht zu öffnen pflege. Weiß ich doch, daß es sich da meistens um Ergüsse frommer Seelen handelt.

Die darin nicht selten in Aussicht gestellten irdischen Vergänglichkeiten, als da sind: „Erschlagen" — „Niederhauen" — „Zertreten" — „Zerreissen" u. s. w. interessiren mich minder, als die kritischen Untersuchungen über meine dereinstige Einlieferung in die Hölle.

Ueber die Einlieferung selbst sind alle meine frommen Correspondenten vollkommen einig; dagegen machen sich wesentliche Differenzen bezüglich der Speditionsart geltend. Auch über die in der Hölle gebotenen Genüsse herrscht die bedauerlichste Meinungsverschiedenheit.

Vor etwa acht Tagen sprach ein als Physiker offenbar sehr schätzenswerther „glaibiger Christ" seine Ansicht dahin aus, daß ich mich sammt meinem „Teuffelsblat" heute oder

morgen in „Schwefel und Gstanken" auflösen werde; — also eine Art Verdunstungsproceß.

Von der Hölle konnte mir derselbe Gewährsmann versichern, daß es mir dort sehr „traurig" gehen werde, und daß die „Gerechten" dann die „Satesfazion" haben würden, mich „bis im Himmel hienauf häulen und mit die Zehnt glabbern" zu hören, — was mich schier an dem musikalischen Geschmacke der „Gerechten" verzweifeln machen könnte.

Ein anderer, mir recht sympathischer Correspondent meinte, daß mich der „Teufel" schon darum „holen" werde, weil ich nicht an ihn glaube.

Dieser Anschauung vermag ich eine gewisse kirchengeschichtliche Logik nicht abzusprechen; in der „alten, guten Zeit" pflegte ja auch die Kirche einen Jeden zu „holen", der an sie nicht glauben wollte, — und vielleicht steht der „Teufel" noch auf diesem veralteten Standpunkte.

Bezüglich der „Ewigkeit" legt derselbe rechtgläubige Correspondent eine ganz respectable materialistische Kraft an den Tag, indem er „zuversichtlich hofft", daß ich nach meinem Tode als „elendiger Hund" umherlaufen müsse — „in alle Ewigkeit". So eintönig nun die Rolle eines „ewigen Hundes" sein müßte, so böte sie mir doch immerhin eine tröstende Garantie gegen jene „ewige Seligkeit", welche der fromme Correspondent für sich erwartet.

Ausführlicher als alle Vorgänger beschäftigte sich dieser Tage ein dritter Anonymus mit meinem Blatte und meiner Seele. Er erwies zunächst auf das Ueberraschendste, daß die „Blätter der Freiheit" — „ziegellos" seien.

In der That mußte die „Freiheit" von vornherein

schon der Postspesen wegen auf die Einlegung von Ziegeln verzichten.

Weiterhin weist der Herr Einsender mit fast unwiderstehlicher Logik nach, daß nicht der Pater Greuter ein „wieherndes Streitroß", sondern daß ich selbst „des Teufels wieherndes Streitroß", ein echtes „Werkzeug des Teufels" sei, und eröffnet mir mit erstaunlicher Bestimmtheit folgende interessante Aussicht:

„daher Sie ihn (nämlich den Teufel), wenn Sie so fortfahren bis an Ihr Ende — von Angesicht zu Angesicht schauen und genießen werden."

Man sieht hieraus, daß dieser (schon seiner Deutlichkeit wegen mir nicht unsympathische) Christ den Teufel zu den genießbaren Producten der Schöpfung zählt.

Des Fernern beklagt derselbe Christ, daß so viele andere Christen auf „so teuflische, satanische Blätter" abonniren und sich dadurch „verführen" lassen. Hier ist der Moment, in welchem ich an dem Geschlecht dieses Wesens irre werde. Die öftere, behagliche Wiederholung des Wörtchens „verführen" läßt mich schier auf ein weibliches Stück Frömmigkeit rathen und erschwert mir bei meiner angebornen Galanterie die Vertheidigung nicht wenig.

Das Christenthum zweifelhaften Geschlechtes gelangt weiterhin zu folgendem apostolischen Wunsche:

„Gott erbarme sich Ihrer und erleuchte Sie — damit Ihnen in der Ewigkeit nicht ein anderes, das ist: ein höllisches Licht leuchten möge, wohin Sie der Teufel als sein Streitroß reiten möge, wo Sie auch wiehern würden in alle Ewigkeit" . . . . .

Amen! setzte ich hinzu mit der mir eigenen Ergebung und mit nicht geringer Freude über den humoristischen Zug in dieser Copulation christlicher Fürbitte mit teuflischem Sport-

vergnügen. Schmerzlich ist mir nachfolgende Verkennung meines Verhältnisses zum „Himmel“:

„Ich weiß wohl, daß Sie Protestant sind, daher gegen alle katholischen Anordnungen und Gebräuche schon früher in den Tagesblättern gewiehert haben.“

Das ist ein offenbarer Irrthum der Frömmigkeit unbekannten Geschlechtes; ich bin nicht Protestant und stehe überhaupt in keinerlei contractmäßigem Verhältnisse zum „Himmel“; ich warte noch immer auf positive Daten über diese Gegend. Wenn ich daher gegen irgend etwas „wiehere“, so wiehere ich vom reinmenschlichen Standpunkte aus und je nachdem mich — der Hafer sticht.

Das schätzbare Schriftstück schließt mit der keineswegs verlangten Versicherung:

„Ich bin kein Priester, aber katholisch wohl. — Behüt' Sie Gott!“

Servus!

Frommer Blödsinn.

(Nr. 24. — 1868.)

Fast hätte ich eines meiner besten Freunde vergessen! Zwar dachte ich oft: es geht dir etwas ab; es muß außer Seiner Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Meßner Himmelgrübel, außer dem Herrn Bischof Zwerger und seinem Leibcapuziner, außer meinen hochgelehrten Freunden und Himmelsprofessoren Dr. Tewes und Dr. Maaßen, außer jenen 30—40 edlen Unbekannten, welche mir bisher brieflich die „Hölle“ garantirten — ja, es muß außer all' diesen hier

noch ein Wesen existiren, dem du so manche frohe Stunde deines Lebens verdankst. So dachte ich und endlich fand ich den theueren Namen: „Katholischer Wahrheitsfreund." Und ich ergreife die erste beste Nummer dieser frommen Erscheinung, und auf den ersten Blick habe ich, was ich will:

In dem Dorfe W. im Elsaß (der „Wahrheitsfreund" bezieht seine Wundergeschichten stets aus weiter Ferne), in diesem geheimnißvollen Dorfe lästerte ein lebendiger Bauernbursche ein hölzernes Kreuz, ging darauf in's nahe Wirthshaus, betrank sich colossal und that auf dem Heimwege in der Nähe jenes Kreuzes einen so unglücklichen Fall, daß er sofort todt blieb.

In seiner frommen Schauerweise knüpft nun der „Wahrheitsfreund" die Frage an: „Warum begegnete ihm dieses Unglück gerade an dieser Stelle seines Frevels?

Das ist höchst einfach; das Kreuz stand in der Mitte der ganz kurzen Strecke, welche der Bursche zurückzulegen hatte; dieser mochte daher purzeln, wo und wie er wollte, er mußte stets in der Nähe der „Stelle seines Frevels" umfallen.

Wenn heute der fromme Redacteur über einen Jahrgang seines „Wahrheitsfreund" stolpert und auf die gloriose Nase fällt, so werde ich ihn sicherlich beweinen, ohne im Mindesten darüber zu grübeln, warum er gerade an dieser Stelle seiner literarischen Frevel purzelte.

Aus einem conservativen Vereine.

(Nr. 24. — 1868.)

(Andächtige Stille. Ein Theil der Versammlung wartet auf höhere Eingebungen, der andere schläft.) Se. Gnaden der hochw. Meßner Himmelgrübel (hastig emporspringend, begeistert): Brüder in Christo . . . mich hat's! (Allgemeine Sensation) . . . Brüder, als ich jetzt so in mich versunken dasaß, da, meine Brüder, da (frommes Gruseln) . . . da spürte ich, wie's kam, und ich hörte eine höhere Stimme, die da sagte: „Himmelgrübel, thue Deinen Mund auf". Und ich that meinen Mund auf, weil ich in sündiger Menschlichkeit Anfangs glaubte, ich kriege etwas zu — essen. Aber die Stimme rief stärker: „Rede, Himmelgrübel . . . . geh', halt' eine schöne Red'." (Der Berichterstatter des „Wahrheitsfreund" notirt sich: „Wer sieht da nicht den Finger Gottes?") Ja, meine Brüder, so bin ich denn auserkoren, eine Red' zu halten, und ich werde eine Red' halten; denn in dieser schrecklichen Zeit der Gottlosigkeit muß der gute Katholik eine Red' halten; denn wenn er keine Red' hält, so . . . so hört man ihn nicht! (Stürmischer Beifall). Meine Brüder, wie könnte ich nun eine Red' halten, ohne der „schlechten Blätter" zu gedenken? (Rufe: „Sehr richtig!") Ich lese zwar natürlich kein schlechtes Blatt . . . aber darin liegt ja schon der Beweis, daß diese Blätter nichts taugen. (Ungeheurer Applaus. Rechtsgelehrter M. umarmt Himmelgrübel und schluchzt: „Bruder . . . die Logik . . . der Scharfsinn . . . . Du hau'st mir's herunter!") Ja, meine Brüder, der schlechte Kirchenwein . . . ja so! die schlechten Blätter sind trüb und sauer, denn leider kommen jetzt Jahr-

gänge zur Verwendung (Allgemeines Staunen) . . . und wenn der heilige Vater auch diese zwei Verschwörer köpfen ließ . . . oder vielmehr, weil so viele Leute nur aus Neugierde die schlechten Blätter lesen . . . und wie schon Paulus schreibt in seinem Briefe an die . . die . . . Doch genug, ich lese die Blätter gewiß nicht. (Allgemeiner Ruf: Ich auch nicht!") Ich lese das „Volksblatt"; — das ist gesunde Kost . . . (Der Capuziner schmunzelt und dreht die Daumen.) Das ist so conservativ, das hält fest am Alten, da kann ein Jeder alles das wieder lesen, was er schon vor zwanzig Jahren gelesen, ... ja, oft ist mir's beim Lesen, als hört' ich meine Großmutter erzählen aus ihrer Kindheit. (Tiefe Rührung. Der Capuziner schenkt den Nächststehenden das heutige Abendpapier des „Volksblattes", und diese gehen damit still hinaus.) Ja, meine Brüder, so ist ein gutes Blatt, und auch mein gutkatholischer Nachbar, der Käsehändler, sagt immer: „Nix über's „Volksblatt"!" (Donnernder Beifall. Himmelgrübel wird von allen Seiten umarmt, worauf die Versammlung in gehobener Stimmung auseinandergeht.)

Ein Jesuitenstreich.

(Nr. 27. — 1868.)

Wie diesen heiligen Vätern, welche sich unbegreiflicher weise nach dem Namen Jesu Christi nennen, jedes Mittel zum Zwecke recht ist, das lehrt neuerdings ein in Bordeaux geschehener Scandal. Ein 13jähriger Zögling der dortigen Jesuiten-Schule war der „Auflehnung" beschuldigt und von

11 Uhr Vormittags bis 11 Uhr Nachts in's Carcer gesperrt worden. Während dieser Zeit erhielt er nur ein wenig trockenes Brod, aber keinen Tropfen Wasser.

Gegen 11 Uhr Nachts erschienen drei Jesuitenpatres bei dem kleinen Gefangenen, knebelten und schlugen ihn mit einem in Knoten geflochtenen Stricke bis auf's Blut. Der vor Schmerz und Angst außer sich gerathene Knabe riß sich nach einiger Zeit los und versuchte zu entfliehen, ward aber vor der Thüre eingeholt, zurückgeschleppt und neuerdings in grausamster Weise mißhandelt, bis er die Besinnung verlor.

Der Vater des armen Kindes hat nun die Hilfe des Gerichtes gegen diese frommen Bestien angerufen, und wurden dieselben auch zu zweimonatlicher Einsperrung verurtheilt.

Die Patres hatten nach diesem Vorfalle noch die Unverschämtheit, zu erklären: „gegen die „Rebellion“ sei jedes Mittel recht.“

Dieser Sippschaft ist überhaupt jedes Mittel recht.

Selbst die französische Presse ist entrüstet über jenen Scandal und der „Siècle“ schreibt u. A.: „Man wird von Abscheu ergriffen, wenn man diese schauderhaften Einzelheiten liest; allein gehen dieselben nicht ganz logisch aus den clerikalen Ideen hervor?... Die Zöglinge einsperren, schlagen und martern, das ist seit lange der Brauch in den geistlichen Erziehungsanstalten.“

Wird nicht bald der Tag kommen, an welchem Regierungen und Völker sich schämen, daß sie diese Gesellschaft so lange in ihrer Mitte geduldet haben?

An unsre Pharisäer.

Was schwätzt Ihr von dem Wege,
Der uns zum Heile führt,
Ihr, die statt heil'ger Liebe
Nur wilden Haß geschürt?

Des großen Meisters Lehren
Begreift und lehrt Ihr nicht;
Er lehrte ja die Liebe,
Die Freiheit und das Licht!

Er lehrte Vorwärtsschreiten
Auf der Erkenntniß Bahn;
Ihr klammert Euch und And're
An Grabesmoder an.

Er hat in Noth und Armuth
Bis in den Tod verharrt;
Ihr habt mit Seelenwucher
Der Erde Gut erscharrt.

Er hat am Kreuz vergeben
Der wilden Feinde Schaar;
Ihr bauet auf den Gräbern
Von Völkern den Altar.

Ihr habt den Himmelssegen
In Höllenfluch verkehrt.
Habt Christi holde Lehre,
Verfälschet und entehrt.

Was uns zum Heile führet,
Das habt und wollt Ihr nicht:
Das ist die Bruderliebe,
Die Freiheit und das Licht!

Der „Heiland“ lebt.

Der „Heiland“ lebt, und nimmer wird er sterben;
Er lebt in tausend Menschengeistern fort.
Ihn wird kein wälscher Pfaffenfluch verderben,
Ihn bannet nimmer der Despoten Wort!

Solang noch Licht in Euren Augen sprühet,
Solang die Liebe noch im Herzen spricht,
Solang für Freiheit noch die Seele glühet:
Solange zweifelt an Erlösung nicht!

Wie ich mich ent—frömmelte.

Als ich noch die verknöpften Höschen
Der holden Knabenjahre trug,
Da glaubt' ich, was der Lehrer wollte —
Sein Stock war mir Beweis genug.
Da sah zu blut'gen Gnadenbildern
Ich tiefgerührten Blicks hinauf,
Aß fromm dazu mein Butterbrödchen
Und flehnte heiße Thränen d'rauf.
Da weint' ich, daß die bösen Heiden
Verfolgt das gute Christenthum,
Daß sie des bischen Glaubens wegen
So viele Menschen brachten um.

— — — — — — — — — — —

Ich wuchs heran, die Höschen wurden Hosen,
Nicht mehr gemessen mit Hispaniens Rohr; —
Die Gnadenbilder waren noch dieselben;
Doch and'ren Sinnes stand ich jetzt davor.
„Der Tausend!“ dacht ich mir, „Ihr Frommen,
„Ihr habt uns da zu wenig hingemalt!
„Ihr zeigt nur, wie Euch einst die Heiden
„Gekreuziget, geköpfet und gepfahlt.

„Malt doch dazu, wie Ihr es einst getrieben
„In Eurer Himmelsmilde; — malt uns doch
„Wie Ihr der ganzen Erde Schaf= und Rindvieh
„Gespannt in Euer blutbeflecktes Joch.
„Wie Ihr gepflanzt in diesen Erdengarten
„Schaffot und Galgen, Rad und Marterpfahl,
„Wie Ihr gedüngt den Acker Eurer „Liebe"
„Mit Hex= und Ketzerschädeln ohne Zahl.
„Malt uns doch, wie Ihr eingeheizt so Manchem,
„Bis nur die arme Seele übrig blieb.
„Die „span'schen Stiefel" malet auch, darinnen
„An Hühneraugen litt die „Christenlieb"."

— — — — — — — — — — — — — —

So dacht' ich und entschwunden war die Rührung,
Die oft das Butterbrödchen mir versalzt;
Es glätteten sich all' die frommen Falten,
Die man dem Kinde in's Gehirn gefalzt.
Und wär' ich nicht erwacht aus solchem Schlummer,
So wär' ich — ich gesteh's mit tiefem Kummer —
Wohl heut'zutage noch bedeutend frummer,
Doch, wie mir dünket, auch bedeutend — dummer.

Christlich-ökonomische Glosse.

Sieh', guter Christ, beim Eintritt in die Welt
Wirst Du getauft für baares, gutes Geld;
Zur Hochzeit und zum Sterben fehlt Dir nimmer
Der Kirche Segen, — aber Geld kost's immer.
Die Schafe himmeln sich vom Strohsack auf die Bretter,
Die Hirten loben Gott und werden täglich fetter.

Aus Spanien.

Viel schwarze Gesellen wandern
Wohl über die spanische Grenz'
Und einer klagt's dem andern:
„'s ist aus mit uns — ich kenn's."

„Wo einstens an Loyola's Lehre"
„Die biedern Schafe geglaubt",
„Wo wir zur „höheren Ehre" "
„So viel gestohlen, geraubt",

„Dort jagt man uns heiligen Brüder"
„So ganz ohne Umständ' davon",
„Und vom Himmel fällt gar nichts hernieder —"
„Er hält's mit der Revolution!"

So wandern in düst'rer Betrachtung
Die Schwarzen hinaus in die Weit'
Gefolgt von des Volkes Verachtung
Und dem Fluche der Lächerlichkeit.

Was man aus Frankreich jetzt vernimmt,
Klingt mehr und mehr erbaulich;
Dort wird ob „Ihrer" Frömmigkeit
„Ihm" schon zu Muth ganz graulich.
Dort kommen aus Spanien die Schwarzen all'
Mit Hut, Kapuz' und Schleier
Und sammeln sich um „Sie" herum,
Wie — um das Aas die Geier.
Drob grollet „Er" und spricht: „Was nun"
„Mit diesem frommen Gewimmel?"
„Wenn's lang' so fort geht, sammelt sich noch"
„Um uns der — ganze Himmel!"

Bauernregeln pro 1869.

Januar:	Ist um Sylvester das Menschenhirn klar, So mag der Papst wettern das ganze Jahr.
Februar:	Sei's zu Petri Stuhlfeier warm oder kalt; Der Stuhl und der Peter sind längst schon zu alt.
März:	Hirtenbriefe und Märzenschnee Thun dem Gehirn und den Stiefeln weh.
April:	Bläst am 1. von „Oben" ein Freiheitswind, So ist, wer dr'an glaubt, ein Narr oder Kind.
Mai:	Wer zu Walpurgis noch an den Teufel glaubt, Der ist wohl ein E..., mit Verlaub.
Juni:	Scheint auch die Sonn' zu Sanct Peter und Paul, Die Geschicht' mit dem Beust bleibt doch alleweil faul!
Juli:	Ist zu Mariä Heimsuchung kein Donnerwetter los Und kein Redacteur im Criminal — so ist das curios.
August:	Viel Höhenrauch deutet auf strengen Winter; Der „Schilcher" benebelt, der Weihrauch nicht minder.
September:	Gib auf Aegidi-Tag wohl Acht. Ob etwa Petri Stuhl nicht kracht.
October:	Bleibt zu Sanct Gallus der Peterspfennig aus, So muß der Fuchs aus dem Loch heraus.
November:	Hörst du zu Martini der Gänse Gesang, So tagt die „Vertretung des Volkes" noch lang.
December:	Geräth dem Papst das „Concil" zu Mariä Empfängniß, So halt' dir den Bauch in des Lachens Bedrängniß.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 1—6. — 1869.)

„Betrachtungen über die vier letzten Dinge", so heißt ein 244 Seiten starkes Buch, welches ein gewisser Ignaz Schöpf, prov. Canonicus in Straßburg, also ein regelrechter Priester verfaßt hat, und welches 1866 in zweiter Auflage in Brixen (heil. Land Tirol) erschien.

Die „vier letzten Dinge", welche dieser würdige Gottesmann mit Sachkenntniß beschreibt, sind „Tod," „Jüngstes Gericht," „Hölle" und „Himmel," und die Beschreibung selbst überbietet Alles, was mir an frommer Verrücktheit jemals vor Augen gekommen. Man mag wollen oder nicht — nach jedem Capitel muß man das Titelblatt aufschlagen, um sich immer wieder zu überzeugen, daß der Verfasser „Schöpf" heiße und nicht — Schöps.

Aus besonderer „Passion" nehme ich vorerst die „Hölle" des Herrn Schöpf her.

Mit einem Lächeln wehmüthigen Hohnes spricht Herr Schöpf im 1. Höllen-Capitel zunächst von jenen „Thoren", welche aus purer Herzensangst „sich selbst betrügen", indem sie die Existenz der „Hölle" wegleugnen. Der Herr Schöpf weiß deshalb doch, was er weiß; er weiß, daß die Erde „in der Mitte hohl" ist und beweist uns aus der Bibel, daß in dieser Höhlung sich die „Hölle" befinde. Erzählt ja doch das „Wort Gottes" von Core, Dathan und Abiron, welche sich gegen Moses empörten:

„Da spaltete sich die Erde unter ihren Füßen und that ihren

Mund auf und verschlang sie mit ihren Zelten und all ihrer Habe. Und sie fuhren lebendig hinunter in die Hölle und die Erde bedeckte sie." (4. Mos. 16, 31.)

Was die Habe dieser drei Kerle, die Zelte, Schöpse und Rinder in der „Hölle" zu thun hatten, kümmert den Herrn Schöpf nicht; er will nur „beweisen".

Die Größe der „Hölle" mißt der fromme Mann in folgender classischer Weise. In der Offenbarung Johannes (14, 19) heißt es:

„Der Engel schlug seine scharfe Sichel an die Erde und schnitt den Weinstock der Erde und warf es in die große Kelter des Zornes Gottes; und die Kelter ward gekeltert und Blut floß aus der Kelter tausend sechshundert Stadien weit."

Da nun 32 Stadien gleich einer deutschen Meile sind, so mißt die Hölle nach Ignaz Schöpf und Adam Riese 50 deutsche Meilen in der Breite, und (der Ordnung wegen) auch in der Länge und Tiefe.

Uebrigens gibt Herr Schöpf die tröstliche Versicherung: sie werde gerade groß genug sein, um alle Verdammten aufzunehmen; nur dürfe Keiner auf räumliche Bequemlichkeit reflectiren. Er citirt bei dieser Gelegenheit die heil. Theresia, die uns sehr umständlich erzählt, wie sie selbst einmal in jener Gegend gewesen sei, und sich dabei höchst übel befunden habe. (Es sei übrigens hier gleich constatirt, daß die häufig citirten Höllen-Beschreibungen von „Heiligen" und „Seligen" schmählich von einander abweichen; und wir wissen ja auch — warum.)

Das zweite Höllen-Capitel handelt von dem „Feuer in der Hölle".

Zunächst wird umständlich bewiesen, daß das Höllenfeuer viel heißer sein müsse, als das irdische Feuer.

Das begreife aber der Teufel; da ja doch die Hölle mitten in der Bauchhöhle der Erde steckt! Doch der Herr Schöpf hat seinen Beweis:

„Der gelehrte Baronius erzählt von einem ausgelassenen Priester, daß ihm, als er in Todesnöthen lag, die Teufel mit einer Pfanne voll siedenden Peches erschienen seien. Und als ein einziger Tropfen aus dieser Pfanne auf des Priesters Hand sprang, da habe er ihm alsbald die Haut und das Fleisch und das inwendige Bein mit solchem Schmerz durchdrungen, daß der elende Priester vor Größe des Schmerzens entsetzlich zu heulen angefangen und bald darauf seinen unseligen Geist aufgegeben habe."

Dieser saubere Baronius mag in seinem Himmelsdusel ein paar heilige, römische Inquisitoren für „Teufel" angeschaut haben. Die verstanden sich auf die Pechpfannen nicht übel.

Nicht oft genug kann der fromme Verfasser betheuern, daß alle die Greuel-Geschichten von der „Hölle" nicht etwa als „Bilder" zu betrachten seien; — nein, es handle sich da um baare, nackte Wirklichkeit. Das verleiht dem gedruckten Blödsinne erst die rechte, höhere Weihe.

Nachdem nun Herr Schöpf schärftens bewiesen, daß in der Hölle Alles, Alles Feuer sei, schildert er uns voll echt-römischer Logik im 3. Capitel die — „Kälte in der Hölle." Daher komme auch das eifrige „Klappern", welches die Verdammten mit ihren Zähnen executiren.

Daß die höllische Kälte „viel tausendmal kälter ist, als die irdische, beweist Herr Schöpf so:

„Denn Feuer, Hagel, Schnee, Eis, Sturmwind loben den Herrn und richten sein Wort aus." (Ps. 148, 8.)

Das „beweisende" Moment liegt hier wohl im einträchtigen Lobgesange jener Elementar-Ereignisse.

Ueber die Manipulation der „Teufel" erfahren wir bei dieser Gelegenheit folgendes schätzenswerthes Detail:

„Die Verdammten werden aus dem Orte der grimmigsten Kälte in den feurigen Pfuhl, der mit Schwefel und Pech brennt, von den Teufeln geworfen und darin bis über das Haupt versenkt."

Solche jähe Abwechslung mag bei längerer Dauer allerdings höchst zuwieder sein; zumal wenn Einem noch folgende Bescheerung bereitet wird:

„Nebst der Kälte leiden die Verdammten in dem See der Hölle noch eine Pein, welche sehr schrecklich ist. Dieser Pfuhl ist ganz faul, vergiftet und stinkend, und es dampft ohne Unterlaß ein garstiger, dicker, unfläthiger Nebel hervor. Ja, was noch mehr ist: in diesem garstigen Pfuhl sind so viele giftige, abscheuliche Kröten und Schlangen, daß Einem graust, daran zu denken."

Schreiben kann man's aber, Herr Schöpf, wenn es gilt, den Schafen einen „dicken Nebel" vorzumachen, wie?

Es kommt nun das 4. Capitel „Vom Hunger und Durst in der Hölle".

„Wie groß der Hunger in der Hölle sei, ach! wer will das erklären?" ruft Herr Schöpf, „der Psalmist sagt: die Feinde Gottes werden Hunger leiden, wie Hunde!" Hieraus schließt wieder Herr Schöpf mit der ihm eigenen Himmelslogik, daß sich die Verdammten dem „Selbstfraße" hingeben, daß „ein Jeder mit wilder Gier sich selbst verzehrt" — natürlich, hne jemals satt zu werden. Außerdem frißt „Einer den Andern", und, wie ich vermuthe, wünschen die „Teufel" dazu mit der ihnen eigenen Malice: „G'segnete Mahlzeit!"

Selbstverständlich trifft diese jammervolle Hungercur zunächst Die, „welche an Fasttagen Fleisch essen." Da ich nun principiell an solchen Tagen Braten speise, so mache

ich mich schon im vorhinein auf einen überaus teuflischen Speisezettel gefaßt.

Aber das Gehunger des Herrn Schöpf wird immer entsetzlicher:

„Weil ihr aber weder in hundert noch in tausend Jahren ein Bröcklein Brod zu hoffen habt, sondern wisset, daß ihr in der langen Ewigkeit ewig Hunger leiden müsset, ach Gott! wie muß euch denn zu Muthe sein.“

Nun, Herr Schöpf, machen wir's nicht zu arg. Wo Deutsche sind, gib's auch Wirthshäuser, und diese nationale Tugend wird selbst vor dem Teufel nicht zu Schanden werden. — Hoffen wir, Herr Schöpf!

Nun kommt der Durst, und es flehet der Verdammte:

„Ach barmherzigster Gott, ich begehre keinen Wein, sondern nur Wasser: ich begehre auch keinen Eimer voll, wiewohl ich deß sehr bedürftig wäre, sondern ich begehre nur ein einziges Tröpflein Wasser, meine glühende Zunge zu kühlen. Du wirst mir diese geringe Bitte nicht abschlagen, du wirst ja als der unendlich Gütige von allen Geschöpfen gepriesen!“

Aber das nützt bei Herrn Schöpf gar nichts; er kennt „Gott“ genau genug um behaupten zu können:

„Doch umsonst ist diese Bitte. Gott ist taub bei ihrem ewigen Bitteruf. Kein Tröpflein Wasser kühlt ihren brennenden Durst.“

Er weiß aber noch mehr, sonst würde er nicht sagen:

„Nun aber peinigt Gott die Verdammten nicht blos mit dem allergrößten Hunger und Durst, sondern speist und tränkt sie mit den Schwefelflammen und mit dem Weine seines Zornes.“

Nach Alldem könnte ein „Gottloser“ glauben, der liebe Gott habe ein gewisses Raffinement in der Malträtirung armer Menschlein.

Mit dem Schnupftuche vor der Nase constatire ich

nun, daß Herrn Schöpf's 5. Höllencapitel vom — „Gestank in der Hölle“ handelt.

Herr Schöpf riecht zunächst Folgendes:

„Damit in der Hölle ja nichts fehle, wodurch die Verdammten gepeinigt werden, so hat der erzürnte Gott diesen abscheulichen Kerker mit grausamem Gestank anfüllen wollen zur Strafe des lieblichen Geruches, mit welchen sich hier die Menschen oft im Uebermaß ergötzen.“

Meine Damen — zumal meine hochfrommen Aristokratinnen — werfen Sie gefälligst Ihre Mille-fleurs-, Ciel de nez- und Juchtenfläschchen weg; denn in Herrn Schöpf's „Hölle“ machen Sie damit miserable Geschäfte! Bedenken Sie, daß schon der „Prophet“ Isaias (3, 24) ganz trocken weissagte: „Statt der Wohlgerüche wird es Gestank geben.“ Damit Sie aber genauer wissen, was man in der „Hölle“ (des Herrn Schöpf natürlich) Ihren süßen Näschen zumuthen wird, so hören Sie die eigenen Worte des oberfrommen Verfassers:

„Ein faules Aas verbreitet solchen Gestank, daß Niemand in der Nähe desselben vorbeigehen kann.

Wenn aber dieser Aäser hundert oder hunderttausend bei einander lägen, so würden sie ja weit und breit die Luft so sehr vergiften, daß die Menschen sterben müßten.

Gleichwohl ist dieser Gestank verglichen mit dem höllischen Gestank so unbedeutend, daß man ihn eher für einen lieblichen Geruch halten möchte.“

Was meinen Sie, peterspfennigsammelnde, gläubige Damen, zu diesem nasalen Verhängniß, welches Ihnen ein „Diener Gottes“, ein römisch-accreditirter Priester und Pfleger des Menschengehirnes in Aussicht stellt? Was sollte gar die urfromme Madame Eugenie von Frankreich dazu meinen, deren Parfum-Budget alljährlich 50.000 Francs auf-

weist — gerade genug, um hundert Familien zu ernähren? —

Es thut mir leid, aber der Herr Schöpf entblödet sich nicht, folgendermaßen weiterzuschwefeln:

„Dieser grimmige Gestank wird noch vermehrt von den Verdammten selbst. Wenn ein Mensch einen stinkenden Athem hat, so mag Niemand mit ihm viel reden, noch nahe zu ihm gehen.

Was für ein Elend muß daher in der Hölle sein, worin Jeder einen solchen stinkenden Athem hat, daß er unmöglich zu ertragen ist; und doch werden die Verdammten so hart an einander gepreßt, daß Einer auf dem Andern liegt und dessen stinkenden Athem in sich ziehen muß."

Ich habe bisher nicht gewußt, daß solche Unanständigkeiten zur „Religion" gehörten, daß es solcher Nasen-Brutalisirung bedürfe, um den Menschen — „selig" zu machen. Jetzt graut mir doppelt!

Mit welcher Vorliebe dieser Höllenforscher den üblen Geruch cultivirt, beweise die Thatsache, daß auf 10 Seiten die Worte „Gestank" und „stinken" 68mal vorkommen, — von „Aas", „Eiter" und sonstigen Scheußlichkeiten gar nicht zu reden. Und so schreibt ein Priester in einem feinausgestatteten Buche: wie mag es da erst von den Bauernkanzeln herab — duften!

Die „Heiligen" scheinen auch ihre Passion an diesem Capitel gehabt zu haben, denn es werden ihrer mehrere citirt, wie z. B. der h. Martinus, von welchem es heißt:

„Im Leben des heil. Martinus lesen wir, daß ihm einmal der böse Geist erschienen sei und dabei einen solchen Gestank verbreitet habe, daß der Heilige zu sich selbst sprach: „Wenn ein einziger Teufel so stinkt, was wird dann in der Hölle für ein Gestank sein, wo so viele tausend Teufel beisammen sind."

Auch der h. Augustin leistete wohl mehr, als er eigent-

lich konnte, indem er die Hölle „ganz voll Maden und Würmer“ sein ließ. Woher wußte er diese Unappetittlichkeit? Hatte er sich schon einmal in solch' fataler Gesellschaft bewegt?

Selbst Herr Schöpf rümpft die fromme Nase und seufzt: „O Gott, was muß das für ein Gestank sein!“

Ja wohl, Herr Schöpf, da heißt's ein wohlriechendes Gewissen und viel Rappé oder Spaniol mitnehmen, sonst stürzt man sich aus Verzweiflung wohl gar in das bodenlose Meer von Langweile, welche Sie uns späterhin als den „Himmel“ vorwässern.

In seiner christkatholischer Aesthetik weiß Herr Schöpf für das 6. Capitel keine bessere Ueberschrift, als: „Von den Würmern der Hölle“, und beweist darin zunächst vom natur-historischen Standpunkte eines dreifachgeschorenen Himmelsbruders, daß — „die Würmer in der Höllenhitze leben können.“ Sein vornehmster Grund hiefür ist:

„Bei Jesus Sirach heißt es (10, 13.): „Wenn der Mensch todt ist, so sind Schlangen, wilde Thiere und Würmer sein Erbtheil.“

Und er versichert dabei ausdrücklich, daß dieses „Erbtheil“ nicht blos für diese Welt, sondern auch für die „Hölle“ gelte.

Glorreich sind die Aussagen der „Heiligen“ über diesen Punkt:

„Und zwar spricht sich der heil. Augustin darüber so aus: „Warum sollten in der Hölle nicht lebendige Würmer sein können, da doch auf Erden einige Würmer in dem Feuer leben können? Es ist bekannt, daß der Salamander im Feuer leben kann. Man findet auch in den warmen Badquellen gewisse Arten von Würmern, welche in diesen heißen Wässern ohne Schaden leben.“ Der heil. Basilius sagt: „In der Hölle sind unzählbar viele Arten giftiger Würmer, welche ohne Unterlaß fressen, aber sich nie sättigen; daher

sie mit ihrem Beißen den Verdammten unerträgliche Schmerzen zufügen." Ferner spricht der heil. Anselm: „In der Hölle sind unsterbliche Würmer, giftige Schlangen und grausame Drachen, welche, wie die Fische im Wasser, in dem Feuer leben können."

„Und", fragt Herr Schöpf triumphirend, „warum spricht denn Christus von einem Wurm, der nie stirbt?"

Daß Christus in seiner bilderreichen Sprache unter diesem „Wurme" das Gewissen meinte, fällt dem frommen Naturforscher gar nicht ein.

Zum Schlusse dieses Wurmcapitels tractirt uns Herr Schöpf mit folgendem Höllenberichte einer Dame:

„Die heil. Brigitta sagt in ihren Offenbarungen: Es erschien mir eine Frau, die jetzt verdammt und einst auf Erden reich und geehrt war. Diese Frau erschien, als wenn sie aus einem finstern, schlammigen See kröche, daher ihr Anblick schrecklich war. Ihre Lefzen waren abgeschnitten, das Kinn zitterte, die Zähne klapperten, die Nase war zerfressen, die Augen waren ausgerissen und hingen an zwei Adern bis auf die Wangen herab. Am Kopf mangelte die Hirnschale, das Hirn wallte wie siedendes Blei und floß herab wie heißes Pech. Die Brust war blos und aufgerissen und voll langer und kleiner Würmer, deren jeder sich über den andern hin- und herwälzte und das elende Weib zernagte. In ihrem Magen lag eine lange und große Schlange, welche sich um die Gedärme herumzog und das Eingeweide zerfraß."

Was diese Brigitte genossen haben mag, bevor sie auf eine solche Historie verfiel, ist mir ein — spirituoses Räthsel.

Nachdem sich Herr Schöpf solchermaßen durch zwei Capitel sehr unanständig benommen, kommt er mit der „Finsterniß, dem Rauche und den Gespenstern in der Hölle" angerückt.

Er weiß ganz genau, daß die Finsterniß der Hölle „grausam und dick" ist, und daß die „Verdammten" dort

gar nichts sehen. Freilich erzählt er wieder an andern Stellen sehr ausführlich, was für entsetzliche Dinge die „Verdammten“ sehen: aber das macht nichts; — bei frommen Büchern handelt sich's ja nicht um Menschenverstand.

Ungesund für die Augen mag das Local übrigens sein, denn:

„Der garstige Rauch beißt immer an ihren Augen, und der giftige Schwefeldampf macht sie ganz blind“,

versichert Herr Schöpf. Warum sorgen aber auch diese „verdammten“ Narren nicht für eine anständige Ventilation? An dem nöthigen Winde fehlt's doch in Herrn Schöpf's Hölle gewiß nicht.

Die beiläufige „Größe“ des Rauches sollen wir aus Folgendem ermessen:

„Sie werden gequält werden mit Feuer und Schwefel, und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen in alle Ewigkeit, und sie werden keine Ruhe haben Tag und Nacht.“ (Offenbarg. Joh. 14, 11.)

Man sieht hieraus, daß nach der Idee dieses Gottesmannes auch die Qual bereits unter die Raucher gegangen ist.

Als „Beweis“ führt uns Herr Schöpf eine Erzählung des „ehrwürdigen Beda“ vor, die ich ihrer hinreißenden Komik wegen nicht übergehen darf:

„Ein Mann in England, mit Namen Trithelmus, lag in einer schweren Krankheit eine ganze Nacht wie todt. Und als er wieder zu sich kam, erzählte er unter Andern auch dies: „Ich wurde von einer glänzenden Person in eine fremde Landschaft geführt und wir kamen endlich in eine dunkle, schreckliche, schauerliche Finsterniß. Hier konnte ich nichts mehr sehen als den Schatten meines Führers.“

Wohlgemerkt! in dieser totalen Finsterniß sah der Kerl noch einen Schatten!

„Als wir immer tiefer in diese Finsterniß kamen, siehe, da

bemerkte ich in Mitte dieser Finsterniß einen unermeßlich großen Abgrund voll des Rauches und des finstern Feuers, so schrecklich anzusehen, daß mir alle meine Haare zu Berge stunden."

Hier mehren sich die Wunder in greulichster Weise; dieser „eine ganze Nacht wie todt" gelegene Schwindler sieht in der Mitte der Finsterniß einen unermeßlichen Abgrund voll finsteren Feuers! Und dieser physikalisch-mathematisch bankerotte Mensch war „fromm", und wer von uns „selig" werden will, muß riskiren, ihm dereinst zu begegnen!

„Es stiegen aus diesem Abgrunde in dunklen Flammen brennende Funken herauf, welche gar bald mit großem Getöse wieder hinunterfielen. Neben diesen Funken fuhren auch unendlich viele stinkende Kugeln wie schwarze Wolken hinauf, was mir so schrecklich vorkam, daß ich alle Augenblicke fürchtete, sie würden mich mit ihnen in den feurigen Schlund hinunterziehen. Diese Funken und schwarzen Kugeln waren lauter verdammte Seelen, die durch die Gewalt des grimmigen Feuers wie irdische Feuerfunken in die Höhe getrieben wurden. O Gott, was habe ich gelitten! Wie hat mir diese dicke Finsterniß den Todesschweiß ausgetrieben! Als ich lang in dieser Angst dastand, und nicht mehr wußte, wo ich mich hinwenden sollte, siehe, da hörte ich über mir von Ferne ein großes Gelächter und unter diesem Gelächter auch zugleich ein jämmerliches Heulen und Weinen. Als dies ungeheuere Geschrei etwas näher zu mir kam, merkte ich, daß eine große Anzahl Teufel fünf arme Seelen unter sich hatten, und dieselben schrecklich peinigten."

Der Mann mußte offenbar kurz vorher zugesehen haben, wie eine große Anzahl frommer „Diener Gottes" im Namen der „heiligsten Inquisition" fünf arme Ketzer „unter sich hatten" und „schrecklich peinigten", was seinerzeit bekanntlich eine der beliebtesten kirchlichen Uebungen war.

„Endlich sah ich zu meinem allergrößten Herzenleid sehr viele böse Geister mit großem Grimm und Wüthen zu mir hinauffahren und sie wollten mich in diesen dunklen Abgrund hinabziehen. Dar-

über erschrack ich gar sehr, seufzte und weinte und flehte um Hilfe. Denn ich sah in dieser dicken Finsterniß nichts mehr als Teufel, Abgrund und düsteres Feuer, und wußte vor Schrecken nicht, wohin ich mich wenden sollte."

In's Narrenhaus, theurer Trithelmus! in die Abtheilung der Unheilbaren!

Schließlich ließ man den Kauz wieder laufen und trug ihm auf:

„allen Menschen diese schauerliche Finsterniß zu erklären."

Und das ist des Pudels Kern bei allen derartigen Schwindeleien.

Köstlich ist's auch, wie uns Herr Schöpf den „heil. Antonius den Einsiedler" vorführt, der von sich selbst geschrieben:

„daß ihm die leidigen Teufel in allerlei schrecklichen Gestalten erschienen und ihn oft auf unsägliche Weise geplagt und erschreckt haben: Bisweilen erschienen sie ihm in Gestalt wilder Löwen, Bären, Drachen und Hunden, bisweilen aber in Gestalt grausamer wilder Männer, Weiber und Unholden.

Bisweilen schlugen und mißhandelten sie ihn so grausam, daß er wie todt dalag, bisweilen aber jagten sie ihm durch allerlei Gespenstereien solche Angst und Schrecken ein, daß, wenn ihm Gott und sein Schutzengel nicht zu Hilfe gekommen wären, er des jähen Todes hätte sterben müssen."

Man kennt meinen Respect vor „Heiligen" genügend, um zu ermessen, wie sehr ich von der Wahrheit dieser schönen Geschichte überzeugt bin.

Warum aber der h. Antonius neben den Löwen, Bären, Drachen und Hunden nicht auch die „langen und kleinen Würmer" der h. Brigitte gesehen hat? — Nun, sie hatten sich vielleicht gerade ein bischen — verkrochen.

Sehr unheimlich klingt die Nutzanwendung, welche Herr Schöpf aus jener Geschichte des h. Antonius zieht:

„Haben sie dies einem so heiligen Manne, über den sie keine rechtmäßige Gewalt hatten, gethan, was werden sie mit den gottlosen Sündern, darüber sie völlige Gewalt haben, in der Hölle anfangen? Wie werden diese teuflischen Gespenster in schrecklicher Gestalt wilder Thiere über die armen Sünder so grimmig herfallen und sie grausam behandeln. Ach, was wird hier für ein Elend sein!“

Nun, Hochwürden-Verfasser, hier ist wieder so ein Moment, in welchem man „ein Einsehen“ haben muß. Denken Sie sich einen zwar armen, aber vernünftigen Sünder, der diese „wilden Thiere“ so lange leugnet, bis sie crepiren; — wie sollen sie ihn dann beißen?

Jedenfalls ist es curios, daß bis jetzt nur sehr fromme Leute von der „Hölle“ und dem dortigen Geschwefel, Gewürme und Gebeiße zu erzählen wissen. Die „Sünder“, zumal die „Ketzer“, haben bis dato ebenso boshaft, als hartnäckig darüber geschwiegen. Sollte ihnen der „große Gestank und Rauch“ die Stimme verschlagen haben?

Von einer gewissen socialen Bedeutung ist das 8. Capitel „Von der Gesellschaft in der Hölle.“

Das Capitel fängt gut an:

„Viele verwegene Menschen, wenn man sie wegen ihrer Sünden straft und ihnen mit der Hölle droht, pflegen vermessentlich zu sagen: „Ich komme hin, wo ich wolle, so finde ich doch Gesellschaft;“ als wenn diese Gesellschaft ihnen ein Trost und eine Linderung ihrer Pein sein sollte. Damit diese vermessenen Sünder erkennen, wie übel sie reden und wie unrecht sie sich dieser Gesellschaft erfreuen, so will ich ihnen in diesem Capitel erklären, wie jammervoll diese Gesellschaft sei und wie gewaltig ihre Peinen dadurch vermehrt werden.“

Da dieses Capitel eigentlich nur Jene angeht, welche nach dem Tode noch „wohin kommen“ wollen, so könnte ich's, was mich betrifft, ruhig überschlagen; aber weil sich

Herr Schöpf so viele Mühe damit gegeben, mag ich nicht rücksichtslos sein.

Nach Herrn Schöpf besteht die höllische „Gesellschaft" aus „Teufeln und verdammten Menschen" — also ähnlich wie bei uns.

„Was die Gesellschaft der Teufel anbelangt, so ist diese so schrecklich, daß sie billig unter die größten Peinen mag gerechnet werden. Wären keine Teufel in der Hölle, so wären sie tausendmal erträglicher als sie nun ist. Weil aber so viele Teufel in derselben sind, so ist solche Verwirrung, solcher Jammer, solches Elend und eine solche Tyrannei daselbst, daß Einem schon beim Gedanken an die Hölle das Herz im Leibe brechen müßte."

Ich wollte diesen Absatz ursprünglich im politischen Theile der „Freiheit" zu einer Schilderung römischer Zustände verwenden, aber bei näherer Betrachtung erschien er mir doch ein wenig zu — milde.

Was für eine Kunde ein solcher Teufel ist, mag man aus Folgendem entnehmen:

„Wenn er den Verdammten nichts Leides zufügen, sondern nur ewiglich bei ihnen wohnen würde, so wäre doch dieses Beisammensein allen armen Sündern eine solche Pein, daß sie vor Schrecken und Greuel alle Stunden eines neuen Todes sterben müßten."

Einmal wäre genug, Herr Schöpf. Selbst den Höllenaufschneider ziert eine gewisse Mäßigung!

Weiter macht uns Herr Schöpf mit dem Souverän der Hölle bekannt, der gleich seinen Collegen auf Erden auch seinen „großen Titel" führt.

„Unter allen leidigen Teufeln ist keiner schrecklicher als der Oberste der Teufel, der hoffärtige Lucifer, dessen Grausamkeit, Bosheit und Abscheulichkeit so groß ist, daß sich nicht allein die Verdammten, sondern auch die Teufel vor ihm fürchten. Wegen seiner Abscheulichkeit wird er genannt: ein Drache. Wegen seiner Grausamkeit: ein Löwe. Wegen seiner Bosheit: die alte Schlange.

Wegen seines Betruges: der Vater der Lüge. Wegen seines Hochmuthes: ein König der Hoffärtigen. Und wegen seiner großen Macht und Gewalt: der Fürst dieser Welt."

Nicht übel ist auch das Portrait dieses Herrn Lucifer, welches Hochwürden folgendermaßen aus der Bibel copiren:

„Wer wird aufdecken die Oberfläche seines Gewandes? und wer eingehen mitten in seinen Mund? Die Pforten seines Angesichtes, wer thut sie auf? Schrecklich stehen seine Zähne umher! Sein Leib ist wie gegossene Schilder, geschlossen mit Schuppen, dicht aufeinander. Eine schließt sich an die andere, und auch kein Lüftchen dringet durch sie. Sein Niesen ist strahlend Feuer, und seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröthe."

Der arme Teufel scheint einen besonders hitzigen Schnupfen zu haben. Zu welchem Behufe übrigens Jemand „mitten in seinen Mund eingehen" sollte, begreife ich nicht. Es müßte sich denn gerade einmal das „Volksblatt" zu diesem Experimente verstehen.

Daß aber der Kerl auch noch „Pforten" im Gesichte hat, erhöht seine Niederträchtigkeit auf das Peinlichste.

Ueber die Empfangsceremonien in der Hölle läßt Herr Schöpf einen gewissen biblischen Job Folgendes melden:

„Sie rissen auf wider mich ihre Mäuler und schlugen höhnend meine Wange, und sättigten sich mit meinen Peinen. Er faßte meinen Nacken, zerbrach mich, und stellte mich ihm selbst wie zum Ziele. Er umgab mich mit seinen Spießen, verwundete meine Lenden, schonte nicht, und goß zur Erde mein Eingeweide aus. Er schlug mir Wunde über Wunde und fiel mich an, wie ein Riese." (Job. 16, 10—14.)

Daß bei solcher Behandlung auch der Styl des Herrn Job ruinirt werden mußte, ist begreiflich.

Wie schlecht die Manieren der „Verdammten" in der Hölle werden, beweise folgende Versicherung des Herrn Schöpf:

„Selbst dein Vater und deine Mutter, dein eigenes Weib und deine Kinder, deine Brüder und Schwestern, deine Freunde und Verwandten werden deine abgesagten Feinde sein, und dir statt der Dankbarkeit alles Leid und Uebel zufügen."

Schrecklich! in solcher Gesellschaft müßten sich ja am Ende noch die Redacteure von „Volksblatt" und „Vaterland" mit dem päpstlichen Nuntius rastlos prügeln!

Aber so rasch sind wir nicht fertig; die Verdammten machen sich das Leben auch noch in anderer Weise sauer:

„Und zwar erstlich, weil sie so gepreßt auf einander liegen und keiner sich vor den andern regen und bewegen kann, wie im folgenden Capitel weiter erklärt wird. Zweitens, weil sie so gewaltig stinken und einander mit ihrem unerträglichen Gestanke schier umbringen. Denn je mehr Verdammte in der Hölle sind, desto größer ist auch der Gestank, weil ein jeder Leib entsetzlich übel riecht. Drittens, weil sie so schauerlich heulen und mit ihrem Wehegeschrei die ganze Hölle erfüllen."

Bis auf das Geheul paßt diese Beschreibung gerade so gut auf ein Faß voll Häringe, als auf die Hölle.

Freunden des Gesanges diene Folgendes zum Troste:

„Mit den armen Verdammten werden auch die leidigen Teufel heulen und ein solches unerhörtes Geschrei anfangen, daß die ganze Hölle davon erzittern wird."

Wie erhaben man in der Hölle über irdische Schönheit ist, beweise folgender Ausspruch des heil. Anselm:

„Gleichwie kein Gestank mit dem Gestank der Verdammten zu vergleichen ist, so mag auch keine Häßlichkeit dieser Welt ihrer Häßlichkeit gleich gefunden werden."

Herr Schöpf aber glaubt's dem h. Anselm zuvorthun zu müssen, und sagt ganz kaltblütig, als fürchte er sich gar nicht vor den betreffenden Schmerzen:

„Schändliche Brandmäler werden allen Verdammten auf ihre Stirnen, auf ihre Backen, auf ihre Rücken und auf alle jene Glieder, mit welchen sie gesündigt haben, von den Teufeln gebrannt

werden, damit alle Verdammten klärlich sehen werden, was für Schandthaten ein Jeder durch sein ganzes Leben begangen habe."

Als „Beweis" bot Herr Schöpf nichts als den Bibelspruch: „Ich will ewige Schmach und Schande über Euch häufen, die nimmer soll vergessen werden." (Jer. 23. 40). Wie er hieraus das Recht zieht, jedem Verdammten eine Stempelmarke aufzubrennen, das begreife der Papst. —

Wie der Appetit während des Essens, so wächst in diesem Buche der Blödsinn während des Blödelns, und es wäre sündhaft, wollte man nicht auch die noch folgenden Capitel „Von den verschiedenen Peinen in der Hölle" u. s. w. genießen.

Herr Schöpf befürchtet, daß die bisher im Allgemeinen geschilderten „Peinen der Hölle" Manchem „nicht so tief zu Herzen gehen möchten, als es wünschenswerth sei", und darum will er nun mit den „Augen des Geistes" die einzelnen „Peinen" näher betrachten, damit wir „dadurch zur heilsamen Furcht mehr bewegt" würden.

Da ist's einmal zunächst die Lage der „Verdammten", was auch dem abgehärtesten Turner Grausen einflößen muß; denn

„diese Millionen Leiber liegen hart aufeinander und ist nichts zwischen ihnen als lauter Feuer. Dies Feuer ist nicht an allen Orten gleich heiß, sondern ist in der Mitte des Abgrundes am heißesten.

Nun blicke hin auf diesen ungeheuren Haufen der Verdammten, die ohne alle Ordnung, wie in einem furchtbaren Knäuel der Verwirrung hier liegen. Keiner kann sich wenden oder regen. Alle drücken, alle pressen sich so gewaltig, daß sie bersten möchten. Einer verflucht und verwünscht den Andern, Einer martert und peinigt den Andern."

Was mag da allein an Crinolinen und Frisuren zu

Grunde gehen! Und wie gewaltig mögen dort die Cylinder angetrieben werden!

„Damit du recht erkennst, wie hart gepreßt diese elenden Sünder liegen, sollst du wissen, daß, gleich wie die Leiber der Heiligen nach dem jüngsten Tag ganz leicht sein werden, so werden hingegen die Leiber der Verdammten gewaltig schwer sein. Von dieser Schwere schreibt der heil. Bernard: „Der Leib eines Verdammten ist schwerer als ein großer Klumpen Blei." Desgleichen spricht der heil. Anselm: „Es ist eine solche Schwere in den Verdammten, daß sie weder einen Fuß, noch eine Hand, noch ein einziges Glied ihres Leibes bewegen können."

Bedenke, mein lieber Christ, wie dir zu Muthe wäre, wenn du in diesem Haufen lägest, und was für grausame Pein und Marter du in dieser gewaltigen Zerquetschung ausstehen müßtest! Ihr Unglücklichen, es kann euch weder ein Mensch, noch ein Engel, noch Gott selbst vermöge seines unwiderruflichen Urtheils aus dieser schauerlichen Lage helfen!"

Aber Herr Schöpf, wie reimt sich denn das mit Ihrem „allmächtigen", allbarmherzigen" Gotte? Dieser Gott sollte nicht einmal einen armen Verdammten aus seiner gedrückten Lage befreien können? Warum nicht gar! Ich versichere Ihnen, Hochwürden, der liebe Gott kann, wenn er will, die ganze „Hölle" abschaffen und sämmtliche „Verdammten" und „Teufel" sofort zu Engeln 1. Classe ernennen. Und er braucht dazu weder Sie noch irgend einen Ihrer oberfrommen Collegen. —

Unterdessen sind in Herrn Schöpf allerhand gastronomische Gelüste erwacht; er wirft einen letzten bedauernden Blick auf die Gequetschten und spricht:

„Weil wir ihnen nicht helfen können, so wollen wir uns zu einem andern Orte, zur Höllenküche, begeben. Daß in der Hölle eine große Gruft sei, die die höllische Küche genannt wird, dürfte nicht bezweifelt werden. Die göttliche Gerechtigkeit bezahlt jede Sünde

mit der ihr gebührenden Strafe. „Wie sehr sie sich herrlich gemacht und in Lüsten gelebt hat, so viel gebet ihr Qual und Leid. Und die Baumfrüchte, die Lust deiner Seele, sind von dir gewichen, und Alles, was fett und vortrefflich war, ist von dir verschwunden, und man wird es hinfort nicht mehr finden.“ (Offb. 18. 7. 14.) Weil sich die Menschen durch die Gaumenlust oft sehr versündigen, so muß auch in der Hölle eine Küche sein, wo diese Sünder besonders bestraft werden. Gott spricht durch den Mund des Psalmisten: „In's Feuer wirst du sie stürzen, Kohlen werden auf sie fallen, ihr Elend werden sie nicht aushalten“. (Ps. 139, 11.)

Auf seinem Wege durch diese merkwürdige Küche entdeckt Herr Schöpf ein Heizmaterial von wahrhaft erstaunlicher Güte:

„Gleichwie nun die göttlichen Werke alle menschlichen Werke unendlich übertreffen, so sind auch die Kohlen, die Gott im Grimme seines Angesichtes selber entzündet hat, unendlich heißer als die Kohlen, die wir anzünden.“

Wer begreift da nicht den schönen Sinn des Wortes „Köhlerglaube“?

Herr Schöpf heizt weiter:

„Nun beherzige o Christ, diese Pein, und bedenke, wie denjenigen zu Muthe sei, die in diesem Kohlenhaufen begraben liegen. Wer kann ohne Schrecken daran denken und sich eine solche grausame Pein lebhaft vorstellen? Und weil die Verdammten Jahr und Tag in dem Kohlenhaufen liegen und nicht verbrennen können, so müssen sie ja nothwendig so heiß und glühend werden, wie ein glühendes Eisen. Siehe, wie sie sich hin- und herwenden. Höre, wie sie schreien und heulen. Welch' ein Schmerz! Welch' eine Pein!“

„Höre, wie sie schreien und heulen“! das ist leicht gesagt; — man hört aber gar nichts. Oder hat Herr Schöpf schon einmal einen dieser weißglühenden Kerle heulen gehört?

In seiner frommen Lüsternheit guckt Herr Schöpf nun auch in die Töpfe:

„Nun einige Worte über die Geräthschaften in dieser Küche. Im 1. Capitel des Propheten Jeremias heißt es: Es erging das Wort des Herrn an mich und sprach: „Was siehest du?“ Und ich sprach: „Ich sehe einen im Feuer stehenden Topf und er zeiget sich von Mitternacht her.“ Dieser im Feuer stehende Topf wallt auf, denn der Zorn Gottes, seine Strafe, mit der er die Sünder züchtigt, ist darin. Bedenke, was dies für eine unermeßliche Pein sein muß, wenn Einer mit Leib und Seele in einem solchen siedenden Topfe oder Kessel voll geschmolzenen Erzes über das Haupt eingetaucht sitzen muß, und von den gewaltig siedenden Wellen bald unter bald über sich getrieben wird. Ich wüßte schier nicht, ob noch eine größere Pein zu erdenken sei, als eben diese.“

Aber, Herr Schöpf, die Hand auf's fromme Herz, — können Sie denn wirklich glauben, Ihr großer, allgütiger Gott treibe solche nichtsnutzige, culinarische Experimente mit seinen armen Geschöpflein? Könnten in diesem Falle die mißlungenen Geschöpfe nicht aus dem Kochtopfe hervor die heikliche Frage gen Himmel richten: „Warum hast Du uns nicht b e s s e r gemacht?“

Glauben Sie mir, Hochwürden, ein großer, ewiger Gott hat Gescheidteres zu thun, als jeden armen Teufel heiß abzusieden, der hienieden kein — Stockfisch sein wollte.

Ihre ganze Topfgeschichte gehört in den großen Topf der Fabelei, dem der gesunde Menschenverstand schon längst den Boden eingeschlagen hat. —

Mit dem Gesottenen begnügt sich Herr Schöpf nicht; er will auch Rostbraten haben:

„In dieser höllischen Küche liegen Etliche auf glühendem Rost und werden auf demselben viel schrecklicher als der heil. Laurentius gebraten.

Nun bedenke bei dir, was dies für eine Pein ist und was für grausame Marter ein Jeder hier leiden muß. Wenn du nur ein Viertelstündlein auf einem glühenden Rost über einem großen Kohlen-

haufen liegen müßtest, könntest du dies aushalten? Müßtest du nicht vor unsäglichen Schmerzen rasend und tobend werden? Nun vergleiche deine Pein mit der Pein eines Verdammten, so wirst du finden, daß dieser unvergleichlich mehr leiden muß. Du würdest kaum ein Viertelstündlein über dem Roste leben können. Würde ein Mensch dieses schauerliche Schauspiel sehen, so müßte er vor Mitleid krank und ohnmächtig werden."

Ah bah! Herr Schöpf, der Herr Peter von Arbuez und so viele andere römisch-katholische Inquisitoren sind niemals „krank und ohnmächtig" geworden, wenn sie ein paar Dutzend Ketzer auf dem Roste hatten; sie haben d'rauf los gekocht, gebacken und gebraten, als wollten sie den ganzen „Himmel" mit Fleischspeisen versehen, und sie selbst blieben dabei gesund und wurden — „heilig". —

Nun kommt des frommen Pudels Kern in dieser Küchengeschichte:

„Diese und dergleichen Peinen sind in der Höllenküche zu sehen: und auf diese und dergleichen Weise straft der gerechte Gott vornehmlich diejenigen Sünder, welche sich mit überflüssigem Essen und Trinken versündigt und an gebotenen Fasttagen verbotene Speisen gegessen haben. Deswegen beherziget dies, ihr Fresser und Säufer, und ihr, die ihr muthwilliger Weise an gebotenen Fasttagen Fleisch esset."

Ich liebe diese vertraulich-gemüthliche Weise, in der Herr Schöpf hier Diejenigen per „Fresser und Säufer" apostrophirt, welche sich auch an Fasttagen lieber nach Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel" richten, als nach dem Küchenzettel der großen Restauration „Zum Stuhle Petri."

„Nachdem wir in die höllische Küche einen Blick geworfen, so wollen wir uns auf den höllischen Richtplatz verfügen und sehen, was dort vorgeht."

Man sieht, Herr Schöpf meint es immer schlimmer

mit den armen Verdammten; — kaum in der Höllenküche abgespeist, müssen sie schon an den Galgen.

„Wie alle Fürsten Richtplätze haben, wo die Missethäter mit Galgen, Rad oder Schwert hingerichtet werden, so hat auch der Fürst der Hölle, Lucifer, in seinem Reiche gewisse Orte, wo er die Missethäter, welche besonders schwere Laster begangen, unter großer Pein hinrichten läßt. Daß solche Sünder auf den Galgen gehängt und zugleich von den höllischen Raben zerfressen werden, sagt uns die h. Brigitta in ihrer Offenbarung."

Wenn das richtig ist, so muß dieser „Lucifer" ein Individuum von fast weltlich-fürstlicher Gerechtigkeitsliebe sein, und ich begreife gar nicht, was unsere Oberfommen immer an ihm zu nergeln haben.

Was übrigens die „höllischen Raben" der h. Brigitta betrifft, so können das auch irdische Spatzen gewesen sein. Die fromme Dame hatte bekanntlich eine fabelhafte Phantasie.

„Betrachte, o Sünder, diese schrecklichen Qualen der Verdammten, wie sie von den höllischen Raben zerrissen und dabei noch auf das Aergste verspottet werden."

Das mag allerdings hart sein; und mir graut vor dem Gedanken, von einem solchen Raben gefressen und extra noch — ausgelacht zu werden. Ich mag überhaupt keinen Spottvogel leiden.

„Neben den Galgen stehen auch viele Räder auf diesem höllischen Richtplatz, auf welchen verschiedene Sünder in höchsten Schmerzen und Peinen liegen müssen."

Merkwürdig, daß diese dummen Teufel nicht einmal ein ganz besonderes Gerechtigkeitsinstrument erfinden konnten. Galgen, Rad, Schwert, Rost, Pechpfanne u. s. w. — das Alles haben sie ja doch nur unseren irdischen Fürsten und Priestern nachgemacht. Ich möchte sogar glauben, die ganze Hölle sei nur eine schwache Imitation irdischer Völkerbeglückung.

Doch jetzt kommt etwas Extrafeines:

„Auf diesem Richtplatz ist noch eine andere Pein, dergleichen auf Erden nicht ist und die man sich auch nicht vorstellen kann. Viele nämlich sind mit feurigen Eisennägeln an den Boden angeheftet und werden von den Teufeln mit feurigen Ruthen unbarmherzig zergeißelt. —

O Gott! wer hat dergleichen jemals gehört? Ach, wie streng ist deine Gerechtigeit, die so viele Menschen auf diese Weise straft!“

Was nützt uns, Herr Schöpf, solch' unfruchtbares Stoßgeseufze; wenn Sie überhaupt verrückt genug sind, Ihrem Gotte der „Liebe“, „Milde“, „Gütte“, „Gnade“ und „Barmherzigkeit“ solche raffinirte Henkerspässe zuzutrauen?

Sagen Sie's kurz und ehrlich heraus: diese ganze Nagelei ist das Product eines vernagelten Gehirnes, und die Sache hat ein Ende. Foppen Sie unsere gläubigen Gemüther nicht, Herr Schöpf. —

Da diese Affen von Teufeln uns nun schon einmal Alles nachmachten, so haben sie, wie Herr Schöpf versichert, in der Hölle auch einen „Kirchhof mit Gräbern“, wo sie mit uns armen Verdammten „Begräbniß“ spielen.

Wer da von „sanfter Ruh' im kühlen Grabe“ träumt, der irrt sich gewaltig, denn

„diese Gräber sind allesammt so voll Feuer, Hitze, Gestank, Wust und Würmer, daß kein solch stinkender, abscheulicher und schrecklicher Ort auf Erden gedacht werden kann.

Es sind auch alle Gräber mit einem glühenden Grabstein so dicht bedeckt, daß nicht das geringste Lüftlein hinein kommen kann. Darum müssen die armen, begrabenen Sünder in diesen ihren Gräbern alle Augenblicke ersticken und ohne Unterlaß mit dem Tode ringen; und doch können sie nicht sterben noch ersticken, sondern müssen immerdar sterbend leben und lebend sterben.“

Jedenfalls eine höchst langweilige Unterhaltung, und Herr Schöpf fragt offenbar nur aus Bosheit:

„O lieber Christ, der du dies liest oder lesen hörst, bedenke, wenn du vielleicht einer von denen wärest, welche auf diesen Kirchhof begraben werden, wie würdest du deine Zeit in diesem Grabe zubringen?"

Mit der Lectüre des „Volksblattes", Herr Schöpf; — die Greuel des Höllengrabes werden dagegen reiner Spaß sein.

Zum erbaulichen Schlusse fällt Herr Schöpf in den — Brunnen:

„Am Schlusse dieser schauerlichen Reise wollen wir noch einen Blick hinwerfen auf jenen Ort, welche der allerschrecklichste zu sein scheint. Dieser ist der tiefe Brunnen im Abgrund der Hölle. Hier ist die größte Qual und Pein, hier wüthet die größte Feuergluth. Daß ein solcher Brunnen in der Hölle sei, deutet die hl. Schrift in mehreren Stellen an. „Du, o Gott, wirst sie stürzen in den Brunnen des Verderbens." (Ps. 54, 24). Ferner: „Nicht verschlinge mich die Tiefe, noch schließe über mir die Grube ihren Mund". (Ps. 68, 16.) Noch klarer spricht die Offenbarung des heil. Johannes: „Und es ward ihm (dem Satan) der Schlüssel zum Brunnen (Schlund) des Abgrundes gegeben. Und er öffnete den Brunnen des Abgrundes, und es stieg Rauch auf aus dem Brunnen, wie der Rauch eines großen Ofens. (9, 2.)"

Das heiße ich „beweisen", und mir graut, wenn ich erwäge, was eine gelehrte Oberfrömmigkeit in ähnlicher Weise schon aus der geduldigen Bibel „bewiesen" hat und vielleicht noch „beweisen" wird.

„In diesem Brunnen oder Schlunde liegt Lucifer gefangen und mit einer Kette angebunden. Der heil. Seher Johannes sagt wieder: „Ich sah einen Engel niederfahren vom Himmel, der hatte den Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in seiner Hand. Und er faßte den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan und fesselte ihn und warf ihn in den Abgrund und verschloß und versiegelte über ihm, daß er nicht mehr verführe die Völker. (Offb. 20, 1—3.)"

Aber, Herr Schöpf, hiermit wäre ja alles in schönster

Ordnung; — der Teufel sitzt gefangen und versiegelt im Brunnen, kann uns nicht mehr verführen, — kurz, ist — wenn man ihn nicht etwa unvorsichtiger Weise laufen läßt — vollständig fertig. Zu was denn da all' das furchtbare Kampfgeschrei in Hirtenbriefen und Kanzelreden? Zu was das wehmüthige Gemunkel in „Volksblättern" und „Vaterländern"?

Wer wird sich denn noch vor einem „versiegelten" Kerle fürchten? —

Jetzt will ich endlich einmal den trefflichen Glaubens-Schriftsteller Schöpf laufen lassen, — denn selbst der Höllenblödsinn kann ermüden.

Norddeutsche Mucker.

(Nr. 2. — 1869.)

Die norddeutschen Mucker unterscheiden sich von den süddeutschen Römlingen nur durch den Schnitt der Himmelsmontur und sonstige gleichgiltige Sächelchen; der Kern ist beiderseits derselbe — beiderseits irdische Herrsch- und Gewinnsucht unter der Firma „Himmel", fanatischer Haß, feige Spionage und Denunciation gegen den gesunden Menschenverstand. Beide Himmelsbrüdersorten möchten die Vernunft am liebsten polizeilich verbieten lassen.

Da hielt in Sorau (Preuß.-Schlesien) der freireligiöse Prediger Elßner einen Vortrag, in welchem er unter Hinweis auf die Bibel die Jungfräulichkeit Mariä leugnete.

In der That berichtet die Bibel trocken und deutlich, daß Maria mehrere Kinder geboren habe.

Dergleichen gilt aber nicht bei dem regelrechten Mucker, der aus der Bibel nur Das bewiesen haben will, was in seinen Kram paßt, und so wurde denn Herr Elßner sofort wegen „Beleidigung der Jungfrau Maria“ dem Gerichte denuncirt, und haben bereits mehrere Zeugenvernehmungen stattgefunden.

Es ist wirklich ein Glück, daß verschiedene längst verstorbene Menschen nicht wissen können, welche Dummheiten noch heutzutage um ihretwillen begangen werden; — sie müßten sich sonst im Grabe umdrehen!

Aus dem Tagebuche

Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel.

(Nr. 2. — 1869.)

1. Jänner: O Herr, wie bist Du weise! Du schufst den Neujahrstag, weil Du wußtest, daß wir Menschen einen solchen zum Gratuliren brauchen würden; und Du gabst uns den edlen Sinn für Beglückwünschung unseres Nächsten, weil Du wußtest, daß der Drang nach Trinkgeldern in unserem Organismus begründet ist; denn das heiße Sehnen nach dem Himmel und die Angst vor der heißen Hölle machen — Durst.

2. Jänner: So wandelte ich denn gestern in gläubigem Hoffen und Vertrauen umher und flehte des Himmels Segen pro 1869 herab auf die Häupter meiner Nebenmenschen. Auch das Neujahrgratuliren ist ja eine Art Gebet und mir das — geläufigste. Natürlich ging ich nicht blos

zu den Warmen, sondern auch zu den Lauen und Kalten; ein guter Christ säet sein Körnlein wo er kann, und erntet — was er erwischt. — — Himmelssegen, bis zum Abende: 15 fl. in „Einsern" und 18 fl. in „Zehnerln".

3. Jänner: Zu allerletzt ging ich auch zur „Freiheit".

Der Redacteur spie gerade zum Zeitvertreibe Feuer und Schwefel in die Luft und hatte seinen Pferdefuß quer über den Tisch gelegt. Aber das schreckte mich nicht; ich hatte meinen Rosenkranz in der Hosentasche.

„Guten Höllenabend", wieherte der Redacteur wie tausend Greuter, „gute Verdammniß, Himmelgrübel, was ist's denn mit dem „Kleinen Himmelsmoniteur"? Sie sind ein fauler Mitarbeiter! Auf Großmutter und Schwefelpech!"

„Verruchter Satan", entgegnete ich furchtlos, denn ich hatte ja den Rosenkranz in der Tasche, „Höllensohn, ich wünsch' ein glückselig's, neues. . . ."

„Ah so", lachte er höllisch, griff in die Tasche und schenkte mir eine Handvoll armer Seelen, als seien's Neukreuzer. Und als ich mich genirte, gab er mir noch eine Prachtausgabe unserer heiligen „Sechszehner-Adresse" in Eselsleder mit Goldschnitt und extra 50 kr. Oe. W. „Himmelgrübel", sagte er und lächelte so gräßlich, daß ich mehrere Engel in der Höh' schluchzen hörte, „Himmelgrübel, jetzt hole Sie der T..... — Adieu!" Ich flog hinaus wie eine Bombe, und als ich an die Luft kam, war mir, als sei ich in einem Gasometer gesessen.

Noch am unteren Ende der Annenstraße hörte ich's in der Redaction der „Freiheit" heulen, zähneklappern und mit Ketten rasseln. „Alle guten Geister . . ." murmelte

ich, und da der Branntweinschank gleich in der Nähe war . . . . . .

(Leider bricht hier das Tagebuch des frommen Mannes plötzlich ab.)

Kleiner Himmels-Moniteur.

Ein gutgesinntes Blatt.

Redigirt von

Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Meßner Dr. Himmelgrübel.

(Nr. 3. — 1869.)

Frommes Rundgeblinzel.

Heilige Stadt Rom: Noch ist Hoffnung, daß man die Rebellen Ajani und Luzzi köpfen und hiedurch auf gleiches Niveau mit uns Frommen bringen werde. — Gestern wurden die Gallawagen Sr. Heiligkeit frisch vergoldet und mit Atlas ausgeschlagen; fromme Damen haben für die Sitzpolster Stickereien gewidmet, welche den Fischer Petrus darstellen, wie er halbnackt im Jordan herumwatet. —

Die aus Frankreich angekommenen neuen Kanonen sind von canonischer Ueberzeugungskraft; ein rührend-gläubiger Zug spielt um ihre Mündungen, und ihre Zündlöcher blicken vertrauensvoll zum Himmel. Erhaben scherzend setzten sich Se. Heiligkeit auf einen Protzkasten und sprachen: „Hier sitze ich wie in Abrahams Schoße.“ Alles ringsumher sank in die Kniee, und kein Auge blieb trocken. —

Aus dem heiligen Land Tirol.

Ein Bezirkshauptmann erkühnte sich, einen Gesalbten des Herrn beim Statthalter zu verklagen, weil der edle Diener Gottes über die weltlich-sündige Obrigkeit geschimpft hatte. Aber Se. Excellenz der Herr Statthalter waren kein Pilatus, der sich die Hände wusch, als man Christum verklagte; Se. Excellenz wuschen sich gar nichts und scheerten sich nicht um des Bezirkshauptmannes vermessene Beschwerde. So gaben Se. Excellenz ein leuchtendes Beispiel, wie man zu gleicher Zeit Staats- und — Kirchendiener sein könne. — Aber die Obrigkeit gehet brüllend umher, und suchet, wenn sie verschlinge, und sie verschlang Herrn Oberkofler, Redacteur des heiligen „Tiroler Volksblattes". Dieser herrliche Glaubensstreiter ward schnöderdings eingesperrt, weil er in seinem Blatte Gott mehr gehorchte, als dem Preßgesetze. Aber hier entfaltete der erhabene Papst Pius IX. wieder einmal die ganze Herrlichkeit seiner göttlichen Mission. Es wäre ihm ein Spaß gewesen, durch ein einziges Wunder ganz Oesterreich mit Ausnahme des Herrn Oberkofler in Schwefel und Pech zu verwandeln; aber er ließ Gnade walten und schrieb nur dem Märtyrer Oberkofler einen Brief voll edler Schmähungen gegen das österreichische Gesetz. Hörst Du, Freimaurer-Rotte, dieser milde Greis Pius vernichtete Oesterreich nicht — er schimpfirte es nur ein bischen! Und Du zögerst? Du sinkst nicht anbetend in's Kniee? Du ziehst keinen Peterspfennig aus Deiner Hosentasche? ... We ... he!

Dr. Himmelgrübel.

Aus dem conservativen Vereine.

††† Zur gestrigen Generalversammlung sind sämmtliche Mitglieder erschienen. Der Präsident, Professor M., begrüßte alle Sechse mit einem „Halleluja!" und sprach: „Glaubensbrüder! Es gibt einen Standpunkt des Glaubens und einen Standpunkt des Wissens. Der erstere ist die Wahrheit, der letzere — heißt nichts, und ich will Ihnen das beweisen. Weiß etwas Einer von Ihnen was er hier will? (Dumpfes Schweigen.) Nein, alle Sieben wissen wir nicht, was wir wollen; aber wir glauben, daß wir etwas wollen! (Großer Beifall.) Wissen wir etwas von Dem, was wir glauben? (Todtenstille.) Nein, wir glauben vielmehr Alles, was wir nicht wissen. (Beifallsjubel.) Wissen Sie vielleicht, was ich Ihnen jetzt noch sagen will? (Stille Andacht.) Sehen Sie, Sie wissen es nicht, und glauben Sie mir — ich weiß es auch nicht. Amen!" (Donnernder Applaus; alle Sechse lösen sich auf und kommen gläubig heim, ohne zu wissen — wie.)

Vermischtes.

(Glaubensmuth.) Nachträglich erfahren wir folgenden edlen Zug des Pfarrers von Maria-W. in Kärnten. Bei der vorjährigen „Fleischweihe", einem der schönsten religiösen Gebräuche, weigerten sich die verblendeten Pfarrkinder, den Segen des frommen Mannes zu honoriren. Dieser aber focht, unterstützt durch seine treue Köchin, heldenmüthig für Glauben und Recht, stürmte einen Fleischkorb nach dem anderen, nahm hier eine Wurst, dort eine Speckseite gefangen und zog damit siegreich ein in die Speisekammer des Pfarrhofes. Die tapfere Jungfrau aber rief den Besiegten zu: „Wir, die Religion, lassen uns nicht foppen . . . Keine Wurst, keine Weihe!"

(Wieliczka.) Der Untergang dieses herrlichen Salzwerkes ist dem Gläubigen eine leichtbegreifliche Erscheinung. Der Gottesleugner mag darin ein Naturereigniß erkennen, wir aber sehen den Finger Gottes. Der machte Anfangs ein kleines Loch, so daß nur wenig Wasser eindringen konnte, und eine leichte Buße (Aufhebung der neuen Gesetze, Aufhängung einiger liberalen Redacteure u. dgl.) hätte

genügt, um das Loch allsogleich zu verstopfen. Aber die Verblendeten glaubten sich selbst helfen zu können; sie gruben und mauerten voll schnöder Weltlichkeit, und so mußte denn die Strafe höher und höher steigen. Doch wäre noch immer Rettung gewesen, wenn man sich statt an irdische Maschinenfabriken an die Gnade des heiligen Vaters gewendet hätte. Dem Statthalter Christi wäre es ja ein Spaß gewesen, mit einem einzigen kleinen Wunder (etwa auf telegraphischem Wege) das ganze Salzwerk trocken zu legen, wie seine eigene Staatscasse.

(**Ein Wunder.**) Was sagen unsere „Liberalen" zu folgendem Falle: In einem neapolitanischen Dorfe lebte ein überaus frommer Mann in großer Armuth. Eines Abends lag er voll gläubiger Beschaulichkeit in einem Busche hart an der Landstraße, und da vernahm er plötzlich eine höhere Stimme, welche laut vernehmlich sprach: „Paolo, Dein Glaube soll belohnt werden; erhebe Dich und sieh auf der Landstraße nach, Du wirst dort einen Beutel voll Ducaten finden; der gehört Dir."

Paolo ließ sich das nicht zweimal sagen; er suchte eifrig und fand den Beutel — im Sacke eines Juden, der ihn offenbar jener höheren Stimme — gestohlen hatte.

Wer sieht da nicht den Finger Gottes?

Localnachrichten.

Gestern Nachts 12 Uhr kam ein frommer Rechtsgelehrter aus einem Bierhause, wo er in wehmüthiger Betrachtung über die Sündlichkeit der Welt im Allgemeinen und der Brauer im Speciellen den ganzen Abend gesessen. Auf der Straße merkte er, daß er nicht allein sei; es ging ein Herr an seiner Seite, der klapperte mit dem einen Fuße, wie ein schlechtbeschlagenes Pferd und nieste brennendes Petroleum. Jedes wohlerzogene Kind wird einsehen, daß jener Herr der Teufel war. Der fromme Gelehrte hatte die göste Noth, dem schrecklichen Begleiter durch rasche Schwenkungen von einer Seite der Straße zur andern zu entrinnen, und litt dabei so sehr vom höllischen Dampfe, daß er noch heute betäubt zu Bette liegt. — Das kennzeichnet so recht die „liberale" Aera: — harmlose Priester sperrt man ein und den Teufel läßt man frei auf der Straße laufen!

Gestern kamen abermals zwei alte Weiber und drei kleine Bübchen in die Redaction des „Volksblattes" und erklärten auf das Bestimmteste, für den heil. Vater sterben zu wollen — die einen als Zuaven, die andern an Altersschwäche.

Die „liberalen" Blätter verschweigen natürlich solch' rührende Züge von Glaubenstreue.

Se. Gnaden der hochw. Herr Fürstbischof (Freund des gezeichneten Redacteurs), hatten gestern einmal wieder einen jener herrlichen Einfälle, welche den glänzenden Geist dieses Kirchenfürsten kennzeichnen.

Die hochw. Köchin hatte eine Suppe à la Antonelli aufgetragen, aber — den Löffel vergessen! Statt nun die Köchin einfach zu excommuniciren, begnügte sich Se. Gnaden mildlächelnd zu sagen: „Aber, Liserl, wo ist denn das Löfferl?"

Kein Apostel hätte erhabener handeln können — vorausgesetzt, daß man damals schon Löffel hatte.

Der hochw. Pater Capuciner X. kaufte sich gestern auf öffentlichem Markte einen neuen Bauchstrick. Eine zahlreiche Volksmenge wohnte den ergreifendem Acte in andächtiger Rührung bei.

Auf allseitigen Wunsch der Grazer Bevölkerung soll an sechszehn Straßenecken je eine überlebensgroße Statue eines Mitverfassers der berühmten „Sechszehner-Adresse" errichtet werden. Die herrlichen Glaubensgestalten werden in dem Momente dargestellt, in welchem sie die Adresse mit der Papierscheere aus dem Katechismus schnitten und zu ihren Füßen liegt die Göttin der Vernunft in Gestalt eines todten Wurmes. Auf der Rückseite stehen die Namen sämmtlicher Säuglinge und sonstigen Familienväter, welche die glorreiche Adresse unterschrieben haben.

Fromme Literatur und Kunst.

„Das Pferd in seiner Beziehung zur Rednerbühne", zoologische Glaubensstudie von P. Greuter. —

„Der Teufel". Nach der Natur gezeichnet und colorirt von Dr. J. Werger.

Frommer Schwindel.

(Nr. 5. — 1869.)

In Belgien hat die Frömmigkeit des Bischofs von Namur und eines gewissen Pater Seraphin einer Person, Namens Louise Lateau, viel Blut gekostet. Man brachte dieser Dame — ich weiß nicht, ob mit einem Feder- oder Brodmesser — die bekannten „fünf Wunden Christi" bei und ließ sie zum gläubigen Staunen aller Dummköpfe ganz gemüthlich bluten, um so die Leiden Christi zu veranschaulichen. Natürlich ist die Person dabei „verzückt" und sieht directe in den Himmel hinein, wie in einen Guckkasten.

Fromme Leute nennen das Alles ein „Wunder" und erheben die blutige Person unter die Heiligen im Himmel. Ich möchte aber zur Vervollständigung dieses Leidensschwindels wünschen, daß man an dem Reverse des Bischofs von Namur nun auch die Geißelung Christi praktisch veranschauliche. Der Pater Seraphin könnte dabei als „Schächer" mithalten.

An Pius XI., römischen Bischof.

(Nr. 8. — 1869.)

In dem Augenblicke, in welchem zwei Verurtheilte in Deinen Kerkern liegen und nicht wissen, ob sie den nächsten Tag erleben werden — in dem Augenblicke, in welchem Dein durch Pfaffenwirthschaft moralisch und materiell ruinirtes Volk von fremden Bajonnetten im Zaume gehalten werden muß — in dem Augenblicke endlich, in welchem Dein fanatischer Eifer gegen die freiheitliche Entwickelung eines fremden Reiches, das Dich nichts angeht, Deinem eigenen Ansehen die schwersten Schläge versetzt hat — in diesem Augenblicke bereitest Du ein Concil vor, welches nach der Aussage Deiner Diener neuerdings die „Macht und Herrlichkeit" der Kirche bezeugen soll. Du willst wohl damit einen letzten Verzweiflungsstreich wider die so sehr gehaßte Aufklärung, wider die so sehr gefürchtete freiheitliche Entwickelung der Menschheit führen; Du willst wohl die Welt abermals mit einem neuen Dogma überraschen, während der Geist unserer Zeit vernichtend über die alten hinwegschreitet, während von der Sanduhr des Papstthumes schon die letzten Körnlein ablaufen? Du suchst die Ursache Deines fortschreitenden Ruines in der „Schlechtigkeit der Welt" und richtest das längst unschädlich gewordene Feuerwerk Deines Zornes gegen die „Revolution". Hast Du, Papst Pius, denn schon vergessen, daß Du vor zwanzig Jahren mit derselben „Revolution" marschirtest, deren Anhänger Du jetzt millionenweise verdammst und paarweise köpfest? Ließest Du 1848 nicht Deine gelbweißen Fahnen dem „jungen Italien" vorantragen, als es gegen das alte Oesterreich zu

Felde zog, und sind damals Deine „C r o c i a t i“ für die „heilige Sache“ der R e v o l u t i o n nicht eben so eifrig — davongelaufen, als 1860 und 1867 Deine „Papalini“ für das „heilige Patrimonium Petri“?

Freilich standest Du nur mit loyolitischem Vorbehalte zur Sache der Revolution, und als das alte Oesterreich siegte, ließest Du das zuvor gesegnete „junge Italien“ im Stiche und riefst die Oesterreicher in Dein Land.

Hat J e s u s C h r i s t u s, dessen „Stathalter“ Du Dich nennst, jemals solche politische Händel getrieben? Und wo bleibt da die „U n f e h l b a r k e i t“, deren Ihr Päpste Euch zu rühmen pflegt?

Als Frankreich es 1860 geschehen ließ, daß man Dir einige Provinzen vom „Patrimonium“ wegnahm, — wie ward da der Name N a p o l e o n von Deinen Dienern verdammt und gelästert? Und er würde wohl noch jetzt verdammt werden, wäre mittlerweile nicht der alte Trabant Oesterreich von Dir zurückgetreten und brauchtest Du den gehaßten französischen Emporkömmling nicht zur Erhaltung des letzten Restes Deiner weltlichen Macht.

Der Tag von Mentana, ein kurzes, blutiges Gemetzel, hat hingereicht, den eidbrüchigen Expräsidenten der weiland französischen Republik zum „Beschützer der Kirche“ zu stempeln und sammt Weib, Kind und Gevatterschaft Deines — S e g e n s zu versichern!

Bedurfte J e s u s C h r i s t u s, dessen „Statthalter“ Du sein willst, der unmoralischen Gewaltmittel eines unmoralischen Herrschers, um seine Lehre zu schützen? Brach sich nicht vielmehr die Lehre der Menschenliebe und der

Freiheit um so unwiderstehlicher Bahn durch alle Reiche, je gewaltiger die weltliche Macht dagegen ankämpfte?

Dafür hatte aber auch Jesus Christus keinen weltlichen Thron, keine weltlichen Schätze und Machtansprüche zu vertheidigen; dafür war Jesus Christus nur ein siegreicher Eroberer in der Welt des Geistes, — und wären die Bischöfe und Päpste und wärest Du, Papst Pius, dem großen Meister auf diesem Wege nachgefolgt, wäret Ihr als Vorkämpfer der Humanität und Geistesfreiheit an der Spitze der Menschheit gestanden, — Ihr hättet der Menschheit die blutigsten, schrecklichsten Blätter ihrer Geschichte erspart und brauchtet weder einst noch jetzt, noch fernerhin den „Neuerern" zu fluchen und um Eueren alten Kram zu zittern. Doch Deine Vorgänger haben es schon frühzeitig anders gewollt, und Du, Papst Pius, bist ein getreuer Nachfolger dieser Vorgänger. Darum sind Deine Sorgen in diesen Tagen groß; Du mußt für Tausende von gold- und silberstrotzenden Kirchen bangen, Du brauchst um der „Würde Deiner Stellung" willen in goldstrotzenden Palästen Hunderte von Menschen zu Deiner Bedienung, in befestigten Casernen Tausende von Soldaten zu Deinem Schutze — Du brauchst endlich Millionen und Millionen, um das Alles zu bezahlen.

Das Alles brauchst Du, der „Statthalter" im Reiche des armen Nazareners, der oft nicht wußte, wo er sein Haupt zur Ruhe niederlegen sollte, während seine hohen, edlen Gedanken schon ihren Siegeszug in alle Welt begannen! Wie gewaltig sind doch Eure „Reiche" — auseinandergerathen!

Willst Du, Papst Pius, Deinen Frieden mit der in

ihrem Streben und Wissen so oft von Dir verletzten Menschheit machen, so suche bis zum nächsten Concile in all' dem Wuste von Himmels- und Höllenzeug, von Aberglauben, Egoismus und Fanatismus nach der Spur des Menschen Jesus Christus, stelle dieses reine, herrliche Menschenbild ungeschmückt, unverfälscht vor uns hin und nenne Dich seinen „Statthalter"; — dann wollen wir „Ketzer", denen ja doch die ganze Zukunft gehört, freudig mit Dir gehen.

Ueberlege Dir die Sache, Papst Pius IX.!

Ein frommer Flegel.

(Nr. 8. — 1869.)

In der französischen Kirchengemeinde zu Berlin ist dieser Tage ein Scandal passirt, welcher wieder einmal beweist, wie abgeschmackt es für vernünftige Leute ist, der Priesterschaft irgend welche Gewalt in bürgerlichen Dingen einzuräumen.

Ein Paar wollte getraut werden. Der Pfaffe (ein Dr. Fournier) ließ eine volle Stunde auf sich warten und erklärte hierauf, daß er die Trauung nur dann vornehmen werde, wenn die Braut den Kranz ablege. Er habe nämlich von anonymer Seite erfahren, daß die Braut — schwanger sei.

Mag dem nun gewesen sein, wie ihm wolle, immerhin wird man die Intoleranz des geistlichen Menschen verurtheilen müssen. Aber es kam noch ärger. Um zu Ende zu kommen, entschloß sich die Braut, den Kranz abzulegen,

und das Paar trat vor den Zeloten hin. Der musterte es minutenlange mit giftigem Blicke, gröhlte dann: „Meine Tochter, was hast Du gethan!“ und versetzte der erschrockenen Braut eine nackte — Ohrfeige.

Nun, ich mag hier keine müssigen Berechnungen über den Stärke- und Schnelligkeitsgrad der Ohrfeige anstellen, welche ich an Stelle des Bräutigam's diesem frechen Salblinge applicirt hätte; — ich bedauere nur die fabelhafte Gutmüthigkeit, mit welcher sich das so insultirte Paar schließlich doch noch von demselben Bengel trauen ließ. Einzig und allein in solcher blöder Gewohnheitsduselei der Laien liegt die Macht des Zelotenthumes; — so lange die Brautpaare nicht einsehen, daß in der gegenseitigen Liebe und Achtung der beste „Segen“, die sicherste Bürgschaft für eine glückliche Ehe liegt, so lange wird es nicht an Narren fehlen, welche sich für ihr gutes Geld mit heiligen Grobheiten und Ohrfeigen in den Hafen der Ehe bugsiren lassen.

Nehme man sich doch in solchen Dingen das oberfromme Gefabel von „Concubinat“, „Fluch“ und „Verdammniß“ nicht so sehr zu Herzen; es steckt wahrhaftig nichts dahinter, als die Passion für Sporteln; und in der Civilehe lebt sich's für ehrliche, anständige Leute gerade so gut und achtbar, als in der „gesegneten“.

Religion.

(Nr. 10. — 1869.)

Bis zu welchem Grade von Unsinn wir bei anhaltender „Frömmigkeit“ gelangen können, beweise Folgendes: Einem

hiesigen Bürger, dessen Gattin soeben gestorben war, wurde von Seite der neuen, nach Muster der Wiener „Entreprise des pompes funebres“ eingerichteten „Leichen-Aufbahrungs- und Beerdigungs-Anstalt“ ein Beerdigungsoffert zugestellt. Darauf entgegnete der Mann im Eifer seines „katholischen Bewußtseins“, wie das „Volksblatt“ das Ding nennt: „Nein, nein! wir bleiben schon bei der alten — Religion.“ —

Cultusminister, hörst Du? Sechs mehr oder minder bekneipte Trompeter, zwölf dicke oder dünne Wachskerzen, einen Sarg, einen Geistlichen, ein paar Chorbuben, zwei bis drei Vorplärrer und schließlich eine heidenmäßige „Leichenkosten-Rechnung“ — dieses anmuthige Gemische nennt man in einer Landeshauptstadt bei hellem Tage eine — „Religion“!

Ist es da zu verwundern, wenn viele Leute das Anbeten eines miserabel gemachten Bildes, eines alten Knochens, Hölzchens oder Läppchens, das Anhören einer ebenso blöden als frechen Hetzerei gegen vernünftige Gesetze, das Einzahlen von „Peterspfennigen“, das Unterkreuzen von komischen Adressen, das Umhermarschiren mit wehenden Fahnen, weißgekleideten Mädchen und verstimmten Gurgeln ebenfalls für „Religion“ halten?

Ich glaube, so ein rechter „katholischer Christ“ würde keine neue Hose geschenkt nehmen, die von einem „liberalen“ Schneider gemacht ist: er würde stolz auf seine alte, zerrissene schlagen und sagen: „Nein, ich bleibe in der alten — Religion!“

Fromme Blamage.

(Nr. 10—12. — 1869.)

In Linz machte ein rechtlich „verflossenes" Ding, welches sich „bischöfliches Ehegericht" titulirt, folgenden schlechten Witz:

„Vom bischöflichen Ehegericht in Linz. Vorladung. Sie werden hiemit angewiesen, behufs einer gerichtlichen Einvernehmung als Zeuge am Samstag den 30. Jänner 1869, um 9 Uhr Vormittags, bei dem bischöflichen Ehegerichte, Bischofhof 2. Stock, persönlich zu erscheinen und diese Vorladung vorzuweisen.

Linz, am 27. Jänner 1869.

F. Högeneder, Secretär."

Ich sehe nun nicht ein, warum nicht irgend ein Ehemann ebenso gut folgende Vorladung an das „bischöfliche Ehegericht" erlassen könnte:

„Vom häuslichen Herde. Sie werden hiemit angewiesen, behufs Ersparniß an Papier, Tinte und — Lächerlichkeit keine solchen Wische mehr zu verfassen, und andere Leute in Eheangelegenheiten so lange ungeschoren zu lassen, bis Sie selbst einmal aus Erfahrung etwas von der Ehe verstehen.

Graz, am 6. Februar 1869.

Pimpelmaier, Ehemann."

—+—

Auch Du, mein Sohn Zwerger? Auch Du betreibst Dein bischöfliches Ehegeschäft ungenirt fort, da doch klar und deutlich geschrieben steht: dergleichen gehe Euch Gesalbte nichts mehr an!

„Das fürstbischöflich seckauische Officialat als Ehegericht hat eine Ehescheidung vollzogen", so liest die Welt mit Staunen und fragt sich: „Was mag das doch für eine merkwürdige Spaßmachertruppe sein, die da „Ehegerichteln" spielt? Sind's Japanesen oder sonstige Wilde, die von österreichischen Gesetzen nichts wissen? Oder sollten's am Ende doch dicke, steirische Römer sein, die in ihrer himmlischen Verbissenheit von österreichischen Gesetzen nichts wissen wollen?"

Mit letzterem hat's die Welt annäherungsweise getroffen; es sind steirische Kapaune, die allen Ernstes darüber disputiren und judiciren, ob die Hühner fernerhin noch Nester bauen und Eier legen dürfen. — Was läßt sich gegen solche Himmelsspäße Anderes thun, als beantragen: die „höheren Priesterweihen" und dergleichen kirchliche Specialitäten möchten doch fernerhin durch Magistrats- oder Bezirksbeamte gespendet werden. Der Herr Bischof, der sich vom Staate so ungenirt etwas „Ehegerichtsbarkeit" pumpt, wird der weltlichen Behörde gewiß recht gerne ein bischen „geistliche Gewalt" vorschießen. Die Rolle des Bischofs würde dadurch sicherlich um kein Haar — heiterer, als es die des Cultusministers schon jetzt ist.

Auch ein Geschäft!

(Nr. 11—12. — 1869.)

Aus mehreren (zumal aus slovenischen) Orten Steiermark's wird mir über einen Handel berichtet, zu dessen Abschluß viel Dummheit einer- und noch mehr Unverschämt-

heit andererseits nöthig ist. Es ist dies ein systematischer Schacher mit „Weihwasser" zu Gunsten der resp. hochw. Pfarrersköchinnen.

So wurde unter Anderm am sogenannten „heiligen Dreikönigstage" d. J. Nachmittags im Pfarrhofe zu K., einem slovenischen Dorfe, ein großes „Schaff" aufgepflanzt — ganz voll von sogenanntem „heil. Dreikönigswasser", welches „doppelt geweiht" und ganz besonders „kräftig" sein soll, wie Pfarrersköchinnen und sonstige Interessenten behaupten.

Um jenes „Schaff" standen dichtgedrängt die gläubigen Weiber und Kinder der Pfarre, und die hochw. Himmelsköchin schänkte das wunderbare Gewässer maßweise aus, und ließ sich dafür 5—10 kr. Oest. Währ. baar einhändigen — diese biedere Kellnerin der „Religion". Und der oberfromme Mann, der durch seine Kunst aus gemeinem Brunnenwasser ein so wunderkräftiges Mittel geschaffen, meinte biederschmunzelnd: es sei nur billig, daß die Köchin für ihre Mühe eine Vergütung erhalte.

Dieser frommen Meinung bin ich gar nicht. Wenn ich mir heute die Mühe mache, einen Centner Spatzenfedern auf den Markt zu schleppen und den Leuten als ein probates Mittel gegen Feuersgefahr, Hühneraugen und Satansränke anzuempfehlen, so weiß ich nicht, welche „Vergütung" ich für diese fromme Mühe beanspruchen könnte, als höchstens eine Tracht — freisinniger Prügel.

Der Geldbeutel des Papstes.

(Nr. 14. — 1869.)

Der Geldbeutel des Papstes ist bekanntlich immer leer, und es ist wirklich eine recht drollige Geschichte, daß Derjenige, welcher sich so stolz den „Statthalter Christi", also den Stellvertreter „Gottes" auf Erden nennt, bei den armen Menschlein um baare Groschen betteln lassen muß!

Ist der Papst wirklich an „Gottes" Statt auf Erden, spricht und handelt „Gott" durch ihn, so muß es ihm ja ein Leichtes sein, dem ganzen Geldjammer durch ein kleines „Wunder" ein jähes Ende zu bereiten. Er könnte z. B. all' die Tausende unnützer Dickwänste in römischen, französischen und deutschen Klöstern in eben so viele und eben so dicke, nützliche Goldklumpen verwandeln.

Damit könnte dann der verwandte Nachfolger des armen, bloßfüßigen Nazareners nicht nur den Aufwand seines fürstlichen Hofes bestreiten, Tausende müssiger Betbrüder und Soldaten ernähren, Hunderte „guter" Blätter gründen — nein, er könnte damit noch besseres thun: er könnte Millionen armer Teufel ihre sauer verdienten Pfennige, Groschen und Gulden lassen und ihnen extra noch die kräftigste Unterstützung zuwenden.

Aber die Geschichte der Päpste erzählt uns von allen möglichen „Wundern", welche diese frommen Herren zu Stande gebracht haben, nur von der Geldfabrication weiß sie nichts zu sagen. Alle die unzähligen Millionen, welche diese schlichten „Lehrer im Geiste" nun schon der Welt gekostet haben, kamen stets auf höchst wunderlose, gemein=

menschliche Weise in ihren ewig schnappenden Beutel; sie wurden halt von „Gläubigen" geschenkt und von „Ungläubigen" ge—n o m m e n.

In unsern Tagen, zur „S e c u n d i z des h e i l. V a t e r s", wie unsere Oberfrommen diese Eincassirungsgelegenheit nennen, sollen die „Gläubigen" wieder einmal s c h e n k e n, und darum werden sie in Hirtenbriefen, Kanzelreden und frommen Zeitungsartikeln bearbeitet.

Die Glaubensorgane, z. B. das „Grazer Volksblatt" geniren sich im Geldpunkte gar nicht; sie loben zwar die Liebe und Vertrauensseligkeit der Schafe für den Papst über den grünen Klee, haben auch gegen das fleißige Beten und sonstige Himmlischkeiten nichts einzuwenden; aber sie sagen's ganz trocken heraus: vor allen Dingen brauche man b a a r e, k a l t e, i r d i s c h e G r o s c h e n.

Nicht einmal Gemälde, Vasen, gestickte Pantoffel und dergleichen anmuthige Präsente erscheinen ihnen wünschenswerth; sie wollen absolut nichts Anders, als G e l d und am liebsten — r e c h t v i e l Geld.

Da nun aber kein vernünftiges Wesen zu begreifen vermag, was die „Religion", der „Himmel" und das „Seelenheil" mit österreichischer Papier- oder preußischer und französischer Silberwährung zu schaffen haben könne, so ist's wohl erlaubt, Jedermann vor solchen überflüssigen Secundizspesen zu warnen und dagegen die Verwendung solcher Ersparnisse für nützliche Anstalten, als: S c h u l e n, A r m e n- und K r a n k e n h ä u s e r u. s. w. schönstes zu empfehlen.

Heilige — Leinwand!

(Nr. 14. — 1869.)

Ich habe allgemach eine Unzahl von „Heiligen" kennen gelernt, aber von einer „heiligen — Leinwand" ahnte ich bisher nicht das Mindeste. Und doch muß sich ein solches Ding irgendwo herumtreiben, denn vor mir liegt ein „Gebet", welches vor dem Bilde dieser heiligen Leinwand gesprochen werden soll. Darüber spannen einige blau-roth-gelbe „Engel" ein großes Tisch- oder Betttuch aus, auf welchem mit den Köpfen gegen einander zwei kleine, nackte Menschen liegen — der eine rücklings, der andere bäuchlings. Die ganze Geschichte macht den ergötzlichen Eindruck, als wollten jene Engel an den beiden kleinen Menschen das — „Fuchsprellen" üben; doch wird der Spaß verdorben durch dus darunterstehende

Gebet.

Gott, der du uns in der heiligen Leinwand, in welcher dein allerheiligster von dem Kreuze herunter genommener Leib von Josef eingewickelt worden, die Mahlzeichen deines bittern Leidens hast verlassen, verleihe uns gnädiglich, daß wir durch deinen Tod und Begräbniß zu der Glorie der Auferstehung geführet werden, der du lebest und regierest mit Gott dem Vater in Einigkeit des heil. Geistes ein Gott in alle Ewigkeit, Amen.

(Wer dies Gebet vor dem Bild der heil. Leinwand Christi andächtig spricht, erlangt vollkommnen Ablaß und erlöst eine Seel aus dem Fegfeuer. Clemens VIII. hats bewilligt, Paulus V. und Clemens IX. bestätigt.)

Sollten diese drei Päpste wirklich ihren Spaß mit der Leinwand gehabt haben? Ich weiß das nicht; — ich weiß nur, daß sich der dümmste Leineweber geniren sollte, sein eigenes Fabricat anzubeten, und ich bitte meine hochw.

römischen Freunde, solche gemalte Frömmigkeit mindestens ebenso eifrig zu verfolgen, als die bekannten „schlechten" Blätter.

Schwindel.

(Nr. 14. — 1869.)

Was würde die Welt dazu sagen, wenn sich heutigen Tages noch ein Franciscanerkloster einen hohlen, hölzernen „Heiland" fabriciren ließe, den man nach frommem Belieben oder Bedürfnisse Wasser oder Blut — schwitzen lassen kann?

Mag die Welt sagen, was sie will; der schwitzende „Heiland" wurde darum doch in Graz, im „Atelier" des Bildhauers G. „gebaut", u. zw. auf Rechnung eines Franciscaner-Conventes bei Marburg.

Ich frage nun diese geschornen Himmelsbrüder, wie sie sich unterstehen können, ihre Schafe mit solch' lächerlichen Schwitzmaschinen zu amüssiren, und ich möchte auch die Bevölkerung jener Gegend fragen, ob sie denn wirklich noch dumm genug ist, sich solche Casperl-Comödien vormachen zu lassen? U. A. w. g. —

Rührend!

(Nr. 14. — 1869.)

Voll frommer Rührung schluchzte jüngst der „Volksfreund" wörtlich: „Se. Eminenz Cardinal Mathieu erbat sich in

seiner Abschiedsaudienz vom heil. Vater eine seiner weißen Soutanen, um sie nach Frankreich zu bringen. Die Güte Pius IX. überwog seine Demuth und er bewilligte dem Cardinal das begehrte Kleidungsstück." — Glückliche Franzosen! Wir armen Oesterreicher kriegen gewiß kein solches weihevolles Hemd! — Trösten wir uns übrigens; — hätte die dicke römische Freundschaft noch lange gedauert, so hätten wir nicht einmal mehr — unsere eigenen Hemden.

Frommer Schwindel.

(Nr. 15—17. — 1869.)

Aus Steiermark und Oberösterreich wurden mir gleichlautende Exemplare des nachstehenden, ebenso frechen als lächerlichen Druckschwindels zugesandt. Das eine Exemplar ist bei Ph. Kraußlich in Urfahr bei Linz, das andere bei J. Pock in Graz an der Mur gedruckt. Daß die „arme Dienstmagd" diese auf dem Lande in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete Broschüre nicht auf eigene Kosten drucken ließ, sondern daß hier irgend ein geriebener Oberfrömmling seine feiste Hand im Spiele hatte, leuchtet wohl Jedermann ein. Und dieser ganz gemeine Betrug an der Vernunft des Volkes wird in neuester Zeit, im Jahre 1867, dicht unter der Nase eines hochw. Clerus frank und frei getrieben!

Wunderbare Erscheinungen einer armen Dienstmagd in der Pfarre Kirchdorf.

Erste Erscheinung.

Als ich am 25. Jänner nach Kloster Schlierbach Früh in die Kirche ging, sah ich von Weitem eine weißgekleidete Person kommen; ich dachte bei mir selbst, es geht ein Priester mit dem Allerheiligsten zu einem Sterbenden. Als ich

aber näher zu der weißgekleideten Person kam und erkannte, daß es kein Priester ist, erschrack ich und wollte entlaufen, konnte aber nicht von der Stelle. Sie war ganz weißgekleidet, hatte um das Haupt einen weißen Kranz, in der linken Hand vier Blatt Papier, drei weiße und ein blaues, worauf ein Todtenkopf war, und in der rechten Hand ein brennendes Wachslicht. Sie trat zu mir herzu und sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Wenn sich die Menschen nicht bekehren, daß der katholische Glaube nicht vermehrt und gebessert wird, so wird eine große Trübsal entstehen. Es wird sich eine traurige Krankheit begeben, sie würden gerne einen Arzt haben, es wird aber alles vergebens sein; sie würden auch gerne einen Priester haben, es wird aber alles schon zu spät sein. Der Priester wird auf halben Weg kommen, ist aber alles schon zu spät. Auch werden ganze Schaaren Menschen fortgehen und werden nimmer nach Hause kommen. — Wenn du mir die zwei Worte versprichst, nämlich daß du alle Sonntag zweimal in die Kirche gehst und deinen Stand recht haltest, so werden wir uns in kurzer Weile wiedersehen. Sie sprach: Gelobt sei Jesus Christus, und verschwand vor meinen Augen.

Es wäre eigentlich nicht nöthig, irgendwelche Bemerkung zu diesem komischen Zeug zu machen, trüge es nicht das charakteristische Merkmal aller derartigen „Erscheinungen“, nämlich: die dummwehmüthige Prophezeihung von allerhand nahe bevorstehenden Greuelichkeiten, falls sich die Menschen nicht — „bekehren“. Wer die Empfänglichkeit des verwahrlosten Bauerngehirnes für solch' mystisches Gegröhle kennt, der wird auch begreifen, daß dieser dem Gebildeten höchst lächerliche Erscheinungsschwindel eine recht feine Speculation auf den Aberglauben, ein „künstlich-dummes“ Product sehr pfiffiger Köpfe ist.

Zweite Erscheinung.

Als ich den 3. Februar 1867 wieder in die Kirche ging, begegnete mir diese Person wieder, hatte ebenfalls wiederum ein Licht, aber ein rothes Blatt in ihren Händen. Sie ging zu mir herzu und sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Dann sprach sie weiter: Sei getrost und fürchte dich nicht. Ich bin die Mutter des Allerhöchsten. Maria schlug die Hände zusammen und sprach: O betrübtes sieben- und achtundsechziger Jahr, es wird eine große Blutvergießung werden, auch wird der ganze Erdboden beben, daß es viele Klöster, viele Städte, die katholischen Kirchen und auch andere Wohnungen ganz erschüttert. O betrübtes sieben- und achtundsechziger Jahr, sprach die Mutter des Allerhöchsten wieder. In kurzer Weile werden wir uns wieder sehen, und was dort aus meinem Munde hervorgeht, sprach Maria, das muß für die allerhöchsten und hochgeweihtesten Priester kommen und ihre Vollmacht muß es über die ganze katholische Christenheit ausbreiten und bei dem zweiten Wort wird Maria mit Engeln und Heerschaaren gegenwärtig sein. Ach betrübtes sieben- und achtundsechziger Jahr, sagte die Mutter des Allerhöchsten noch einmal. Sie sprach wieder: Gelobt sei Jesus Christus, und fuhr gegen Himmel auf.

Man sieht, „diese Person" erscheint stets mit Kerzenlicht und Papier, ganz wie ein civilisirter Mensch, der Nachts auf geheimnißvollem Wege wandelt.

„Diese Person" hat sich auch mit ihrem „betrübten 67er und 68er Jahr" schmählich blamirt; denn mit der „Blutvergießung" war's nichts, und der „ganze Erdboden" hat sich ziemlich ruhig benommen.

Die Geschichte von der „Vollmacht" der „hochgeweihtesten Priester" scheint aus dem ersten besten Hirtenbriefe gestohlen zu sein.

Dritte Erscheinung.

Als ich den 10. Februar 1867 wiederum in die Kirche ging, kam die Mutter des Allerhöchsten auf dem nämlichen Platze wieder zu mir, sie sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Da bitte ich die Mutter allsogleich, sie möchte mir doch ein Zeichen geben, damit es die Menschen lieber glauben, weil es sogar die Priester nicht glauben wollen. Da sprach die Mutter des Allerhöchsten: Sei getrost du fromme Magd, lieber hier auf der Welt gestritten, als in der Ewigkeit gelitten. — Es muß ein großes Jubiläum werden, während desselben müssen drei heilige Bittgänge geschehen, und wenn doch unter diesen dreißig Gerechte wären, so will ich die Zahl mit Engeln ersetzen. Es müssen auch die heiligen Sacramente würdig empfangen werden, es muß viel ungerechtes Gut zurückgegeben werden, es müssen die Feindschaften abgelegt werden, es muß die geraubte Ehre heimgestellt werden, sonst sind die heiligen Sacramente ungiltig. Es muß auch eine Wallfahrt in Pöstlingberg oder nach Mariazell verrichtet werden. — Weist du, warum du so viel Gnade bei Gott hast? Du hast eine arme Seele erlöst und diese bittet noch immer bei Gott für dich.

Ich könnte heute ein großes Wunder wirken, weil ich aber das himmlische Geschmeid hab ablegen müssen, und mit einfacher Kleidung auf diese sündhafte Welt herunter muß, so geschieht dieses Wunder bei der Blutvergießung. So oft als du vor diesem Platz vorbei gehst, betest jedesmal fünf Vaterunser, und fünf Ave Maria, und zum Ende eines jeden Vaterunser, sprichst du: O Maria ich danke dir für diese Gnade, die du mir, o heil. Maria, auf diesem Platz erwiesen hast. Jetzt, sprach die Mutter des Allerhöchsten,

gehst du mit mir, da werden uns zwei Priester begegnen, und diese werden die zwei Allerhöchsten sein. Wir kamen in eine sehr schöne Kapelle, wo sich in derselben diese zwei Priester befanden. Einer war ganz weiß gekleidet und hatte ein kleines Kreuz, der andere aber hatte ein sehr schönes Meßkleid an, und ein sehr schönes großes Kreuz um den Hals gehängt. Die Mutter des Allerhöchsten erzählte ihnen die drei Begebenheiten und gab ihnen ein Jubiläum-Büchlein. Die zwei Priester neigten sich gegen Maria und sprachen: O Maria wir danken dir für diese Gnade, die du uns o heil. Maria auf diesem Platz erwiesen hast. Maria sprach wieder zu mir: Gelobt sei Jesus Christus! und verschwand vor meinen Augen, und ich stand auf dem nämlichen Platz ganz allein.

Wie ich es Samstag den 16. Februar erfuhr, daß alles so laut, und sogar ein Gespött gemacht wird daraus, schmerzte es mich so, daß ich des Abends nicht schlafen konnte. Da nahm ich den Rosenkranz und betete, wie ich so mich in der Andacht befinde, kam Maria um 12 Uhr Nachts in meine Schlafkammer, und sprach: Sei getrost, es wird sich noch was anderes begeben. Morgen gehst du zweimal in die Kirche nach Kloster Schlierbach, dort wird Gott zwölf Priester um drei Worte fragen, und bei dem letzten Wort muß ich wiederum mein Haupt entblößen.

Dieses Mal ist mir die Mutter des Allerhöchsten mit himmlischer Kleidung und mit gekröntem Haupte erschienen.

Daß „diese Person“ sogar den Pöstlingberg und Mariazell kannte, deutet auf gewisse geographische Kenntnisse, und daß sie in „einfacher Kleidung“ spazieren ging, gereicht ihr vor vielen Damen zur Zierde. Die beiden „allerhöchsten“ Pfaffen aber erfüllen mich mit unbeschreiblichem Mißtrauen.

Sehr rührend ist, daß „diese Person“ der „armen Dienstmagd“

noch um 12 Uhr Nachts eine Visite in der Schlafkammer machte — blos, um sie über das „Gespött" zu trösten. Um diese Zeit pflegen sonst in Oberösterreich nur — „Fensterlbuben" zu „erscheinen".

Die Rede „dieser Person" ist hin und wieder so schauerlich blödsinnig, die beiden „allerhöchsten" Priester spielen so gotterbärmliche Figuren, und die „arme Dienstmagd" macht zu Allem ein so blitzdummes Gesicht, daß der letzte steierische Cretin sich in solcher Gesellschaft geniren sollte.

Vierte Erscheinung.

Wie ich nun den 17. Februar Nachmittags in die Kirche kam, gingen unter dem Litanei Beten, bei der kleinen Sakristei Jesus, Maria und zwölf Priester, sechs rothgekleidete und sechs blaugekleidete zum Frauenaltar heraus. Jesus hatte ein großes Blatt in seinen Händen. Wie sie beim Altar hinein waren und die rothgekleideten auf die rechte Seite, die blaugekleideten zur linken Seite und Jesus und Maria in der Mitte stehen, fragte Jesus die Priester, wie oft als er seit den sechziger Jahren bei den heiligen Sterbsacramenten gegenwärtig war? wußte es aber keiner von ihnen; dann sagte es Gott selber 3060 Mal.

Jetzt fragte Gott wieder, wie oft er bei dem heil. Communionsacramente seit den sechziger Jahren gegenwärtig war? wußte es aber auch keiner von den zwölfen, jetzt sagte es Gott wieder, 2070 Mal. Dann fragte Gott wieder, wie oft er seit den sechziger Jahren bei dem heil. Sacrament der Ehe gegenwärtig war? jetzt sprach einer von den rothgekleideten Priestern, o Herr Jesu! die Zahl ist klein, aber auch nicht wie viel, dann sagte es Gott wieder, 350 Mal. Maria nahm jetzt ihre himmlische Krone von dem Haupte, gab sie Jesum und weinte bitterlich.

Da gab der Priester, der den nachmittägigen Gottes-

dienst beim Hochaltar gehalten hat, den Segen mit dem Hochwürdigsten, worauf die ganze Erscheinung verschwunden war.

Wenn die zwölf Priester diese drei Fragen beantworten hätten können, so wäre es in der ganzen Kirche blutroth geworden, zu einem Zeichen, daß diese Erscheinung fest geglaubt würde.

Die Art und Weise, in welcher man hier „Gott selber" ein Dutzend verblüffte Pfäfflein examiniren läßt, wirkt um so komischer, als dabei „Maria" ohne jeden vernünftigen Grund plötzlich zu „weinen" beginnt und schließlich die ganze Gesellschaft vor dem „Segen mit dem Hochwürdigsten" — davonlauft.

Jammerschade, daß an der verstockten Unwissenheit der zwölf Priester der ganze blutrothe Schwindel scheiterte; — es will doch in dieser bitterbösen Zeit nicht einmal mehr das kleinste Wunderchen gelingen! Wie kann da noch etwas „fest geglaubt" werden?!

Uebrigens begreife ich nicht, warum so fromme Leute, wenn sie schon den ganzen „Himmel" für sich haben, all' diesen Kram von rothen, blauen, weißen und schwefelgelben Pfaffen, von brennenden Kerzen, bunten Papierchen und blutrother Illumination brauchen, um doch nur eine total mißlungene „Erscheinung" zu Stande zu bringen. Warum läßt man denn nicht bei hellem, klarem Tageslichte (etwa zur Marktzeit) irgend eine himmlische „Erscheinung" über den Grazer Hauptplatz spazieren und ein deutliches, vernünftiges Wort zum staunenden Publicum reden? Warum denn nur immer arme, einsame Dienstmägde, Hirtenmädel und Butterweiber zu solchen Dummheiten präpariren?

Fünfte Erscheinung.

Wie ich den 24. Februar abermals in die Kirche ging, kam die Mutter des Allerhöchsten wieder zu mir und sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Sie hatte ein großes Blatt Papier in ihren Händen, und sagte, es wird was von oben, über viele Wohnungen kommen. Sie hatte auch

ein schwarzes Blatt, wovon sie sagte das wird viele Christen treffen. Die Mutter sagte die Worte, welche bis in alle Ewigkeit verschwiegen bleiben müssen, wie es bei der zweiten Erscheinung hieß, daß ich diese drei Worte Niemanden sagen darf. Sie müssen verschwiegen bleiben bis in alle Ewigkeit. Ich fragte dann Maria, was diese Kapelle, die ich in der dritten Erscheinung gesehen habe, bedeutet. Da sagte die Mutter darauf, es werden noch viele Jahre verfließen, dann wird auf diesem Platze ein großes Wunder geschehen, worauf dann eine Kirche errichtet wird und von diesen zweien Priestern, die du bei der dritten Erscheinung gesehen hast, einer die Vollmacht bekommen, daß die Kirche eingeweiht, und das Meßkleid was du dort gesehen hast, bedeutet, daß das erste Meßopfer entrichtet werden muß. Ich fragte dann Maria auch was die zwölf Priester bedeuten, die ich den 17. Februar in der Kirche zu Schlierbach, unter dem nachmittägigen Gottesdienst gesehen habe. Dann sprach Maria, die sechs rothen bedeuten viel Blutvergießung und die blauen viel Traurigkeit über den katholischen Glauben. Unter dieser Stunde, als die Erscheinung geschehen war, wird die größte Blutvergießung über den katholischen Glauben werden. Ich fragte dann die Mutter des Allerhöchsten noch ob es unrecht sei, daß es ausgebreitet worden ist. Da sagte sie: Unrecht ist es nicht, aber geglanbt soll es werden. O! wie klein ist die Zahl der Gläubigen. Auch sagte ich noch zur Mutter, daß die Menschen sagen, keine solche Erscheinung hat sich noch nie begeben. Ach sagte die Mutter des Allerhöchsten, es wird sich halt noch vieles begeben,. was sich nie begeben hat. In kurzer Weile werden wir uns wieder sehen, wo wir uns das erste und dritte Mal gesehen haben, wo es auch das letzte Mal

werden wird. Sie sprach wieder Gelobt sei Jesus Christus, und fuhr gegen Himmel auf.

Die erste Hälfte dieser „Erscheinung“ bewegt sich auf dem Boden eines so bescheidenen Stockblödsinnes, daß eine Glossirung fast grausam erschiene. Erst mit den rothen und blauen Pfaffen läßt sich ein heiteres Wörtchen reden. Wir sehen da sechs rothe Himmelskerle, welche viel „Blutvergießung“ und sechs blaue, welche viel „Traurigkeit um den katholischen Glauben“ bedeuten, — repräsentirt dieses würdige Dutzend nicht ein langes und trauriges Stück — Kirchengeschichte? Vergangene Jahrhunderte marschiren da in rothen oder blauen Pfaffenkutten auf und mahnen uns an all' die ungeheuern, entsetzlichen Blutvergießungen „zur höheren Ehre Gottes“, an all' die Traurigkeit, all' den Haß, welchen die geschorenen „Träger des katholischen Glaubens“ über so viele Völker gebracht haben. Ja, dieses Dutzend rothblauer Bajazzi ist ein schätzbares Wahrzeichen der Vergangenheit, denn heutzutage will um des „Glaubens“ willen keine „Blutvergießung“ mehr gelingen, und in Zukunft wird man darum nicht einmal mehr Thränen vergießen. —

Höchst weise ist's, wenn die „Mutter“ sagt, „daß sich halt noch vieles begeben werde, was sich noch nie begeben“. So wird sich's z. B. gewiß noch begeben, daß jeder anständige Buchdrucker sich schämen wird, solchen Erscheinungsschwindel zu drucken.

Sechste und letzte Erscheinung.

Als ich den 3. März 1867 früh wieder in die Kirche nach Kloster Schlierbach ging, begegnete mir die Mutter Maria zum letzten Mal. Sie sprach: Gelobt sei Jesus Christus. Dann sagte sie weiter, es werden viele Strahlen von oben kommen, und werden viele Wohnungen mit Flammen bedecken. Es wird auch eine traurige Finsterniß werden, es wird sich auch eine traurige Krankheit begeben, wo viele Christen mit schwarzer Gestalt hinüberreisen müssen in die

Ewigkeit; wenn sie nicht gerichtet sind, werden sie schon wissen, wem sie angehören.

Das Getreid wird durch Würmer und Insekten viel verzehrt werden. Daß der böse Feind schon so viel Gewalt hat unter den Menschen, daß er ihnen in den Religionssachen alles macht. Die Mutter Maria sagte dann noch, wenn sich die Menschen gar nicht bekehren, so muß der Priester das allerheiligste Meßopfer noch einmal in dem Wald entrichten. O! wie klein ist die Zahl der Gläubigen. Es wird sich noch vieles und vieles begeben, was sich noch nie begeben hat. Die Mutter des Allerhöchsten sprach noch einmal die drei Worte, welche bis in alle Ewigkeit verschwiegen bleiben müssen. Jetzt müssen wir von einander scheiden, bis deine letzte Stunde schlägt, sagte die Mutter nochmals zu mir. Dann sprach sie wieder Gelobt sei Jesus Christus!

Und fuhr im schönsten Glanze und in größter Herrlichkeit gen Himmel empor.

Theresia,
in Dienst bei Hintereder in der Pfarre Kirchdorf.

Man sieht, wie der oberfromme Schwindler, der dieses Zeug erfunden, hier wieder bemüht ist, möglichst viel Angst und Schrecken zu verbreiten. Den Bauer packt er mit den Getreidewürmern schon gar an der allerschwächsten Seite.

Köstlicher Brodneid aber spricht aus der Klage, daß der „böse Feind" nun schon „in den Religionssachen alles macht". Ja, damals (1867) ging man halt schon dem Concordate auf den frommgeschwollenen Leib, und das mußte den hinter dem Kittel der „armen Dienstmagd" steckenden Salbling weidlich verdrießen.

Was schließlich die Verlegung aller Meßopfer „in den Wald" betrifft, so erschiene das auch mir ebenso praktisch als human, und würde ich mir gestatten, hiezu die schönen, imposanten Urwälder im Innern von Afrika zu empfehlen. Die langweiligen „drei Worte"

aber, die „in alle Ewigkeit verschwiegen bleiben müssen", mag die „arme Dienstmagd" getrost für sich behalten; es ist ohnehin nichts Vernünftiges d'ran.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch muß ich hier einen schätzbaren Clerus von Oberösterreich und Steiermark angelegentlichst fragen: Ist Ihnen, fromme Herren, schon einer dieser noch heute zu Tausenden circulirenden Schwindelwische zu Auge gekommen? Und haben Sie dann mit derselben heiligen Entrüstung dagegen gewettert, mit welcher Sie gemeiniglich nur gegen neue, gute Gesetze und liberale „schlechte" Blätter zu wettern pflegten? U. A. w. g.

Blaues Blut und blauer Dunst.

(Nr. 18. — 1869.)

Blaues Blut und blauer Dunst feiern gegenwärtig in Rom eine anmuthige Vermälung. Die österreichische Aristokratie hat ihre besten Glaubensritter dorthin gesandt, von wo das österreichische Gesetz erst unlängst so albern-frech insultirt wurde. Im Vorzimmer des Vatican sitzen mit zerknirschten Bocksgesichtern die stolzen Herrlein, die in gewöhnlich-weltlicher Atmosphäre nicht wissen, wie hoch sie die Nasen über den Bürger erheben sollen. Und sie lechzen darnach, den Fuß eines Nebenmenschen zu küssen, der doch weder weiser noch gerechter ist als tausend andere Leute. Sie legen in auffallender, fromm-prahlerischer Weise ihre vollen Geldbeutel zu den Füßen des reichen, fremden Herrschers nieder; während daheim in Oesterreich vieltausendfaches Elend zu lindern wäre. Sie stehen in verzücktem Staunen vor den Denkmälern so vieler „Wunder"

— wie sie das nennen — und denken gar nicht daran, welch' großes „Wunder" es ist, daß Oesterreich unter der heillosen Wirthschaft Ihresgleichen nicht schon längst zu Grunde gegangen. Sie haben in der „heiligen Stadt" die Proben von Unwissenheit, Faulheit und Lüderlichkeit eines von 10.000 Pfaffen „erzogenen" und von 5000 Gendarmen „überwachten" Volkes vor Augen; aber sie sehen nur den theatralischen Prunk der 370 Kirchen, riechen nur den Duft des Weihrauches und hören nur die Stimme ihres — „Vaters". Darum werden sie auch wieder heimkommen, ohne etwas — gelernt zu haben.

Frommer Schwindel.

(Nr. 18. — 1869.)

Nachfolgender Schwindel, ein seltsames Gemenge von irdischer Vernunft und himmlischer Dummheit, erschien 1848 genau zur selben Zeit, als der „unfehlbare" Papst Pius *IX.* gerade im Begriffe war, Arm in Arm mit der italienischen Revolution gegen Oesterreich zu marschiren, und, wenn möglich, ganz Italien in das Fischernetz Petri zu stecken. Daraus erklärt sich die mitunter schier jacobinerhafte, thron- und kronvernichtende Tendenz dieses Gelegenheitswisches, dessen leidliche Stylisirung den betreffenden oberfrommen Uebersetzer als einen Schwindler von Bildung erscheinen läßt.

Prophezeiung

des ehrwürdigen Bruders Ludovico Rocco aus dem Orden des h. Franziscus, auf dem Berge Sinai.

(Nach der in Rom erschienenen Original-Ausgabe in's Deutsche übersetzt.)

Vernehmet hier die Prophezeiung des ehrwürdigen

Bruders Ludovico Rocco, aus dem Orden des heiligen Franziscus, welcher, nachdem er die Geburtsstätte unseres Heilandes Jesu Christi zu Bethlehem, und dessen h. Grab zu Jerusalem andächtig besuchte, sich mehrere Jahre in den heiligen Ländern aufhielt, in seinem 85. Jahre alle diese Reisen zu Fuß, unter allerlei Entbehrungen zurücklegte, und endlich in seinem 92. Jahre noch die Reise nach dem Berge Sinai vornahm, und in denen Wüsten, welche er durchzog, meist von Wurzeln und Kräutern lebte. Auf dem Berge Sinai in dem dortigen geistlichen Kloster freundlich aufgenommen, verließen ihn seine Kräfte, er wurde zu Bette gebracht, verfiel in einen sanften Schlaf, aus welchem er des Tages gewöhnlich nur 2 Stunden erwachte, wo er dann ganz bei Vernunft war. Das Merkwürdigste war, daß er in dieser ganzen Zeit weder Speise noch Trank zu sich nahm, da dieser außerordentliche Zustand doch 6 Wochen dauerte. Auf die Bitte, etwas Labung zu sich zu nehmen, sagte er aus, daß er von den Engeln im Schlafe gelabt worden sei. Nachdem dieser Zustand, in welchem er übrigens sich wohl befand und heiter war, etwa 5 Wochen gedauert hatte, bat er die Herren Patres Antonio Fachinetti, Anselmo Bonaldi und Isidoro Fabro zu sich, bat sie, Tag und Nacht an seinem Bette zu bleiben, mit der bestimmten Eröffnung, daß er nach 7 Tagen Mittags 12 Uhr zu seinem himmlischen Vater abberufen werde, welches auch pünktlich erfolgt ist, und bat sie, auf seine Worte sehr Acht zu geben, denn Gott gebe durch ihn Vieles kund, was geschehen wird, als Warnung für die Völker, damit sie Zeit hätten, sich zu bessern.

Man sieht hieraus, daß dieser uralte Schwindler täglich nur zwei Stunden bei Vernunft und in der übrigen Zeit bei — den

„Engeln" war, die ihm bei dieser Gelegenheit allerhand gute Sachen in den total verlogenen Mund steckten; woraus sich wieder ergibt, daß der „Himmel" keineswegs als etwas rein Ideelles, Ungenießbares aufzufassen sei, sondern eher als etwas — „zum Essen", wie die Leute sagen. Es mag dieser Gedanke nicht blos für den curiosen „Bruder" Rocco, sondern auch für so manchen anderen Franciscaner etwas Erhebendes gehabt haben; denn im Jenseits wünscht ein Jeder das wiederzufinden, was ihm hienieden am theuersten gewesen — und ein solides Franciscanerbäuchlein ist gerade kein billiger Spaß.

Als er am 1. Tage erwachte, sagte er:

„Ich habe Euch zu sagen, was Gott mir geoffenbaret hat; Dinge, die in kurzer Zeit anfangen werden. Wohl dem, der da diese Weissagung hört und sich diese zu Nutzen macht, denn die Zeit der Erfüllung ist nahe. Es ist mir von dem Oberherrn aller Könige aufgetragen worden, Euch mit standhafter Geduld auszurüsten.

In ganz Europa wird ein fürchterlicher Bürgerkrieg ausbrechen; Einer wird den Andern zerfleischen; Blut wird in Strömen fließen. Spanien und Portugal, diese zwei Länder haben noch eine Blutschuld zu tilgen, theils wegen der Unmenschlichkeit, womit sie Amerika eroberten und auf so grausame Weise die freien Insulaner wie das liebe Vieh zu Tausenden ermordeten, und ihr und Gottes Ebenbild wie das liebe Vieh als Sclaven verkauften.

Die Einwohner dieser beiden Länder werden sich untereinander selbst schlachten, die Machthaber der beiden Throne werden umgebracht werden, — dann werden sich beide Länder wieder vereinigen, und ein Spanier wird als Präsident diese gemeinsame Republik wieder regieren. Alle werden dann zum Frieden und Ordnung zurückkehren; — aber ihre ausländi-

schen Besitzungen werden sich von diesen Ländern lostrennen; die katholische Religion wird dort wie zuerst blühen."

Der päpstlich patentirte Revolutionär schneidet hier sündhaft auf; — den Spaniern und Portugiesen fiel es nicht im Traume ein, sich untereinander zu „schlachten", und die „Umbringung" der beiden Machthaber reducirt sich auf die simple — Abschiebung einer vom „unfehlbaren Statthalter Christi" preisgekrönten Isabellüderlichkeit. Und was das „Blühen" der katholischen Religion betrifft, so wird's damit in Spanien seine guten Wege haben.

Am 2. Tag.

„Frankreich wird sich als neue Republik in einen auswärtigen Krieg verflechten. Sobald aber die Armee aus dem Lande ist, wird das Volk aufstehen, den Präsidenten ermorden, wobei ein entsetzliches Blutbad entstehen wird, mehr als die Hälfte der Stadt Paris wird in Asche verwandelt werden. Die Besitzungen in Algier werden sich von der französischen Knechtschaft losreißen, dann wird ein Mann aus dem Stamme Bonapartes auf den Thron gehoben werden.

In Afrika wird ein afrikanischer Prinz, welcher jetzt in Frankreich ist, regieren und der Verbreiter der katholischen Religion werden."

Leider hat sich damals die neue französische Republik wirklich in einen auswärtigen Krieg verflochten und zwar 1849 unter der elenden Präsidentschaft Louis Napoleons und zu dem bedauerlichen Zwecke, den bereits von der italienischen Revolution wieder abgefallenen und glücklich aus Rom entflohenen Papst Pius *IX.* neuerdings auf den morschen Stuhl Petri zu setzen.

Von einem „Aufstehen" des französischen Volkes und von einer „Präsidenten-Ermordung" aber wollte das unerbittliche Schicksal nichts wissen. Im Gegentheil veranstaltete dieser aus dem „Stamme Bonaparte's" herausgeeiterte Präsident zwei Jahre später ein „entsetzliches Blutbad" und wurde von einer besoffenen Soldatesca richtig „auf den Thron gehoben", wo er leider noch heute sitzt. —

Auch die fromme Speculation auf den „afrikanischen Prinzen" (Abdelkader) ist schmählich mißlungen — kurz es war auch an diesem zweiten Tage nichts mit den „Offenbarungen Gottes", und der alte Francisgauner Rocco hätte jedenfalls besser gethan, wenn er mehr gegessen und weniger gelogen hätte.

Am 3. Tag.

„Italien, Du schönes Land! über Dich weine ich. Ein Theil deiner blühenden Städte wird verheert werden, hier finden viele Deutsche ihr Grab. Oesterreich wird es unterjochen wollen, aber diese freisinnige Nation wird sich abermals erheben. Der König von Sardinien und Neapel werden verschwinden; Rom wird die Residenz des neuen Italien werden. Daher sei Oesterreich gewarnt, den ungerechten Kampf fortzusetzen, und seine Söhne unnütz schlachten zu lassen. Italien wird frei sein, und der Sitz der katholischen Kirche bleiben; alle übrigen Fürsten in Italien werden aufhören zu regieren.

Da haben wir das Programm, dem zu Liebe das römische Pfaffenthum wohl auch heute mit der Revolution marschiren würde: den *„Papa-Re"* (Papst-König) als Prior des „freien", „einigen" Klosters — Italien.

Am 4. Tag.

„Rußland wird der Schauplatz der größten Gräuelthaten werden; hier wird es den heftigsten Kampf kosten, viele Städte, Dörfer und Schlösser werden verwüstet, eine grausame Revolution wird die Hälfte der Menschheit hinopfern, die kaiserliche Familie, der ganze Adel und ein Theil der Geistlichkeit wird ermordet werden; in Petersburg und Moscau werden die Leichen wochenlang auf der Straße liegen, ohne begraben zu werden. Das ganze russische Reich wird in verschiedene kleine Reiche zerfallen. Polen aber wird

selbstständig und eine der ersten Großmächte Europa's werden."

Hier spricht aus jeder Zeile der grimmige Brod- oder vielmehr Seelenneid des römischen Alleinseligmachers gegen den griechischen Himmelshändler. Alles was unter dieser letzteren Firma selig zu werden pflegt, muß massacrirt werden und mausetodt auf der Straße liegen bleiben, statt eine schöne „Leich'" mit brennenden Kerzen, bekneipten Trompetern, winzigen Räucherjungen und riesiger Pfarrerrechnung zu kriegen. Nur das römisch-katholische Polen kommt gut d'raus. Alles — Geschäftsrücksichten.

Am 5. Tag.

„Eine alte, ehrwürdige Monarchie wird nach vielen blutigen Kämpfen in sich zerfallen, aber der Genius des alten Herrscherhauses wird die Dynastie beschützen. Wien wird zweimal belagert, endlich nachdem es sich den Haß aller Nationen zugezogen, schwer heimgesucht werden. Wien wird veröden, die großen Paläste werden leer stehen, auf dem Rathhausplatz wird Gras wachsen, aller Adel wird aufhören. Die ungarische Nation wird verschwinden — die Slaven werden sich vereinigen, um ein eigenes slavisch-abendländisches großes Reich zu bilden und die Türken aus Europa verjagen; in Konstantinopel wird der Halbmond verschwinden, das Kreuz wird hier verherrlicht und die christliche Religion wird sich von da fort herrlich über alle Länder verbreiten. Viele Grausamkeiten werden aber verübt werden, und schreckliche Landplagen werden diese Länder heimsuchen.

„Die deutschen Länder Oesterreichs werden sich an Deutschland anschließen und fest zusammenhalten, keine Königreiche und Fürstenthümer werden mehr bestehen, sondern nur ein Deutschland. Ein Zweig des Kaiserstammes wird die deutsche Kaiserkrone tragen, dieser wird Deutschland befesti-

gen, und unter seiner weisen Regierung wird Eintracht und Wohlstand wieder herrschen.

„Deutschland wird dann an Wohlstand und Macht über alle andern Reiche hervorleuchten, denn Gott ist mit diesem Regentenhause. Die Könige und Fürsten Deutschlands werden abdanken, und dem König von Preußen ist schweres Leid vorbehalten."

An diesem 5. Tage scheint der fromme Pater gelinde Anfälle von Menschenverstand gehabt zu haben, denn er prophezeite da Manches, was ihm den ewigen Haß des hiesigen „conservativen Vereines" sichert. Uebrigens darf man nie vergessen, daß der „Statthalter Gottes" damals ungeheuer liberal war und Arm in Arm mit der italienischen Revolution marschirte — aus Geschäftsrücksichten, natürlich.

Was das „Gras" auf dem Wiener „Rathhausplatze" betrifft, so mag das der alte Schwindler nur für die Esel gesäet haben, welche an seine und ähnliche „Prophezeiungen" glauben. Und hätte er ahnen können, welche Peterspfennigeleien ein großer Theil des österreichischen Adels im Jahre 1869 treiben würde, so hätte er gewiß nicht „allen Adel aufhören" lassen. Das passirte nur damals — aus Geschäftsrücksichten.

An der Behandlung der „orientalischen Frage" läßt sich nichts aussetzen als der offenbare Geschäftsneid des geschorenen Kreuzkopfes gegen den rasirten Halbmondschädel. Unter den „schrecklichen Landplagen" aber, welche dem Oriente bei Gelegenheit der Verbreitung der christlichen Religion drohen sollen, könnte der Unbefangene die Colportirung frommer Adressen und Einheimsung blanker Peterspfennige verstehen. Auch die deutsche Frage löst der Pater Rocco genau so wie es das römische Geschäft erheischt: Herstellung des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation", Vernichtung des ketzerischen Hauses Hohenzollern. Die „göttliche Stimme", welche den frommen Mann bediente, scheint damals vom Jahre 1866 noch nichts geahnt zu haben.

Am 6. Tag.

„England, dieser Kaufmannsstaat, welcher aus Gewinnsucht alle Ungerechtigkeiten unterstützte, wird der Schauplatz der größten Grausamkeiten. Irland vereint mit Schottland wird England verheeren, und die Königsfamilie verjagen, die Hälfte der Bevölkerung wird ermordet werden, Armuth wird eintreten, und alle ausländischen Besitzungen werden sich frei machen.

„Die Hansestädte so wie Belgien, Holstein, und auch die Schweiz werden sich an Deutschland anschließen, dadurch wird Schweden, Dänemark und Norwegen ein großes starkes Reich bilden.

„Die aus Europa vertriebenen Türken werden sich in Afrika festsetzen, Jerusalem wird ihre Königsstadt werden, durch Erfahrung und Aufklärung bewogen, und von vielen Plagen heimgesucht, werden sie die christliche Religion annehmen; Heil und Segen wird diese Länder dann beglücken. Der König von Egypten wird sterben, und dieses Land die Wohlthaten von Jerusalem empfangen."

Das römische Geschäft verlangt hier die exemplarische Abstrafung der ketzerischen Engländer, und die „Ermordung" von circa 14 Millionen Menschen mag selbst den überspanntesten Anforderungen echtrömischer Christenliebe genügen. Die Uebrigbleibenden werden dann sicherlich Messen lesen lassen, Ablässe kaufen, Peterspfennige schenken und auch — dumm werden, so weit nur möglich.

Mit einem bischen Umbringen und Verheeren läßt sich Erstaunliches leisten auf dem Gebiete der „Liebe", des „Friedens" — kurz: der „Religion"!

Weiter unten scheint es, als wollte der alte Knabe Jerusalem nach — Afrika transferiren, und es gereichte ihm das um

so mehr zur Schande, als er droben „bei den Engeln" alle Gelegenheit hatte, unsere Erdkugel genau zu studiren.

Am 7. Tag.

Als er erwachte, sagte er: „Heute ist der letzte Tag, wo ich unter euch bin; um zwölf Uhr gehe ich in das himmlische Reich ein. Der Herr hat durch mich so Manches kund gemacht; er ruft der Menschheit durch mich zu: „Thut Buße und bessert euch!"

„Der Herr hat dem Sittenverderbniß der Menschen schon lange zugesehen, er wollte das ganze Menschengeschlecht vertilgen, aber da er sah, daß das Sittenverderbniß nur von den Großen und Reichen ausging, das gemeine Volk aber gut geblieben ist, so verschont er um ihrerwillen das Menschengeschlecht."

Diese Compromittirung der „Großen und Reichen" war Anno 1848 aus Geschäftsrücksichten geboten; die Carbonari („Freimaurer") hätten ja sonst argwöhnen können, die römische Curie meine es nicht ehrlich mit der italienischen Revolution. Heute freilich will's das Geschäft, daß man dieselben „Großen und Reichen" um blanke Groschen und Bajonnete anbettelt, um sicher zu sein vor den guten Cameraden von dazumal, vor den „ruchlosen Empörern gegen die heilige Sache Gottes" — wie die neue Geschäftsformel lautet.

„Aber mit unheilbaren Krankheiten, Krieg, Hunger, Heuschrecken und allerlei Plagen wird er das Menschengeschlecht heimsuchen und ängstigen, und die Hälfte der Menschheit ausrotten." —

Verdiente ein Schwindler, der einem Gotte der Liebe, Milde und Barmherzigkeit solche animalische Grausamkeit andichtete, nicht mit dem eigenen Bauchstricke hinterrücks „heimgesucht" zu werden, daß es kracht?

Gibt es doch heutigen Tages noch Leute genug, welche sich

dergleichen Bedrohungen mit Schwefel, Heuschrecken, Krieg und Ameisenbären zu Gemüthe führen und davon — wenn möglich — noch dümmer werden. —

Alle „Heimsuchungen" sollten im Interesse der öffentlichen Sicherheit behördlich verboten werden.

„Die Reichen werden arm, und die Armen reich werden. Dann wird glückliche Eintracht herrschen, die Menschen werden wieder an den wahren Gott glauben und glücklich sein. Der Versucher oder Antichrist ist schon unter verschiedenen Gestalten in der Welt, und sucht die Gläubigen zu verführen, und tritt sogar als falscher Prophet auf, um neue Lehren zu verbreiten."

Die erste Zeile dieses Absatzes sagt mit neun Worten ungefähr Alles, was die „rothen Brüder" von Wien auf dem Herzen haben, und die Geschichte vom „Antichrist" konnte man seither weit ausführlicher und komisch-wirksamer in bischöflich seckauischen Hirtenbriefen lesen.

„Himmelslohn wird den Standhaften werden. Zeichen des Himmels werden geschehen, abgeschnittene, vertrocknete Blumen und Kräuter werden wieder grünen, alles wird gut für die Starken im Glauben vorüber gehen, gesegnete Jahre werden dann wieder eintreten, das Jahr 1857 wird alle Wunden heilen. Selig die, welche dieses Jahr erleben. Schließlich bitte ich euch, liebe Brüder, schicket meine Aussagen dem heiligen Vater nach Rom, damit er es verbreiten lasse."

Die hier angekündigten botanischen Kunststücke sind alle ausgeblieben; es „grünte" nicht einmal das Heu im Maule der größten Ochsen.

Das Jahr 1857 „heilte" gar nichts, und zwei Jahre darauf gab's erst rechte „Wunden" und wurde Mancher „selig", der das Jahr 1857 erlebt hatte, ohne das geringste Mirakel zu verspüren.

Jedenfalls aber bleibt's eine ergötzliche Sache, daß die päpstliche Hofdruckerei neben „Index" und „Encyklika" auch diesen Prophezeiungsschwindel druckte und verbreitete.

Als die zwölfte Stunde nahe war, sah er gegen Himmel, und endlich, als die zwölfte Stunde ertönte, rief er aus: „Himmlischer Vater, ich komme!" Er verschied mit lächelndem Munde und unbegreiflicher Weise verbreitete sich ein balsamischer Geruch in der Zelle dieses Heiligen. Dieses geschah am Tage der Empfängniß der allerseligsten Jungfrau und Mutter Maria im 1846. Jahre des Herrn.

Das ist immer die alte Geschichte: Ketzer und sonstige arme Teufel müssen mit schnödem Schwefelgestanke zur Hölle fahren, während so ein Himmelsreisender alle möglichen Parfüms in's Schnupftuch mitkriegt.

So führt man die Welt an der Nase!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nun nicht genau, ob ein hochw. Clerus seinerzeit etwa durch die päpstliche Hofdruckerei mit Exemplaren dieses sündhaften Prophezeiungsschwindels behelligt wurde. Sollte dies aber der Fall gewesen sein, so gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, daß ein hochw. Clerus damals mindestens ebenso laut und feierlich gegen die Octroyirung solchen Schwindel protestirt habe, als er dies in jüngster Zeit gegen die Einführung neuer, schöner und guter Staatsgesetze gethan.

Jedenfalls aber wird kein Pater Franciscaner etwas von jenem Franciscaner-Pater Rocco wissen wollen, der sich bei lebendigem Leibe schon so frechlich unter die „Engel" im Himmel mischte, und dabei die Menschen auf Erden so sündlich belog.

Fromme Kleinigkeiten.

(Nr. 18. — 1869.)

Noch immer schreibt das österreichische „Dienstreglement“ vor, daß die Wachen vor einem römisch-katholischen Cardinale „in's Gewehr zu treten“ und zu „präsentiren“ haben.

Mit demselben Rechte könnte ein General verlangen, daß bei seinem Vorübergehen an einer Kirche Meßner und Chorbuben mit Weihwedel, Kerzen und Klingelbeutel hervorstürzen und salutiren.

Man werfe diesen verschimmelten Paragraph aus dem „Dienstreglement“ hinaus: er ist der Armee eines „confessionslosen“ Staates unwürdig. Oder, wenn man schon durchaus den „Himmel“ militärisch begrüßen will, so lasse man auch vor den Herren Rabbi's, Mufti's, Superintendenten und Wanderpredigern „G'wehr rrrraus!“ brüllen.

Die Wiener haben einen curiosen Kauz, um den ich sie schier beneide. Es ist das der Fasten-Komiker Abbé Wiesinger, der von seiner Kanzel herunter so classische Witze reißt, daß sich die mehr oder minder gläubigen Schafe rastlos den Bauch halten müssen.

Gemeiniglich beginnt er mit der Zerreißung einiger Juden, haut im Vorübergehen dem Teufel ein Ohr herunter, hält dann eine Art „politischer Rundschau“ und setzt sich schließlich staunend vor der Herrlichkeit des Papstes nieder.

Solche Käuze sollte die Regierung eigentlich subventioniren; sie erfüllen den „großen Schafstall“ mit dröh-

nendem Gelächter, und — „lacht das Schaf, so weint der Pfaff!"

Lieblich „saß" sich's bisher in trefflich kochenden Klöstern,
Martyrschimmer um's Haupt und allerhand Gutes im Bäuchlein!
Sorglich blieb da der Salbling entrückt der profanen Berührung,
Ob er gleich noch so profan mit dem Strafgesetz carambolirte.
Alles das hat nun ein Ende und nimmermehr schützt den Gesalbten
(Falls er betrügt oder stiehlt oder sonstigen Erdentand treibet)
Heut' vor des Zuchthauses Grauen der gräuliche § 14.

(Das Wiener Oberlandesgericht hat nämlich unlängst die principielle Entscheidung getroffen, daß geistliche Verbrecher gerade so wie alle anderen in's Zuchthaus (nicht in's Kloster) gehören, und es ist hierdurch die bezügliche höchst ungerechte Bestimmung des Artikels 14 des Concordates factisch cassirt.)

Frommer Schwindel.

(Nr. 20. — 1869.)

Selten ist mir eine fromme Schrift in die Hand gekommen, deren innerer Gehalt mit der stylistischen Ausführung so wunderbar harmonirte, als dies in nachstehendem Schwindel der Fall ist. Nur eine grundschlechte Sache kann durch eine so miserable Feder bedient werden.

Wundervolles Leben und gottgeweihter Tod der ekstatischen Jungfrau Maria von Mörl in Kaltern, gestorben am 11. Jänner 1868.

Vorrede.

Diese Wunder-Jungfrau, dieses Märtyrer-Mädchen, dieses gottgeweihte Leben ist so merkwürdig, so staunenswerth

aus dem Grunde, weil sie Wahrheit enthalten, und dieses Wunder keine Ueberlieferung, sondern unter unsern Augen sich zutrug. Da die in Gott Entschlummerte in diesem Jahre 1868 und zwar am 11. Jänner ihr frommes Auge schloß, da hohe Personen Zeugniß geben, und dieses von einem Augenzeugen herrührt, der diese wahre Begebenheit in eine schlichte „biographische Lebens-Skizze" faßte.

Wer nach dieser raffinirten Malträtirung der deutschen Sprache noch daran zweifelt, daß es sich hier um eine „Märtyrergeschichte" handle, dem ist auf frommem Wege nicht mehr zu helfen. In jeder dieser entsetzlichen Zeilen liegen ja die Beweise des noch über das Grab hinaus währenden Martyriums jener „Wunder-Jungfrau."

Maria von Mörl, die Gottgeweihte! wurde im Jahre 1812 — und zwar in derselben Stunde zu Kaltern geboren, als Napoleons Welteroberungs-Gelüste den denkwürdigen Brand von Moskau veranlaßte, als diese herrliche Stadt in hellen Flammen stand, erblickte sie das Licht der Welt. Ihr Vater war Realitätenbesitzer, ihre Mutter war gottesfürchtig.

Hier sehen wir die Charaktere der Eltern meisterhaft gezeichnet. „Realitätenbesitz" und „Gottesfurcht", vereinigt durch das Band der Ehe, mußten allerdings wunderbare Früchte tragen.

Die kleine Marie zeigte schon eine kindlich angeborne Frömmigkeit, die mit den Jahren wuchs, und sie zur wahren Dienerin des Herrn stempelte; allein ihr Körper hatte nicht die Stärke ihrer erhabenen Seele, er krankelte schon im zartesten Alter und brachte sie am Rande des Grabes; denn sie verlor sehr viel Blut vom Magen und den Eingeweiden wunderbar. P. Johann Capistran (Soyer) Provinzial (1798 geboren) war der Beichtvater bis an sein Ende (1865). Im

Jahre 1830 erkrankte Marie auf das Gefährlichste, nahm durch volle 201 Tage 16 Stunden Nichts (als einige Gläser Limonade) zu sich.

Wie Jemanden die Frömmigkeit „kindlich angeboren" werden kann, das begreife ein Anderer. Wäre die kleine Marie unter Hottentotten erzogen worden, so hätte sie in der „Frömmigkeit" gewiß nichts geleistet. Mit den „einigen Gläsern Limonade" scheint der Schwindel schon sachte begonnen zu haben.

Sie siechte dahin, — aber auch ihr Geist trübte sich, er sah die entsetzlichsten Gestalten des Tages und der Nacht, sie begleiteten die Arme in die Kirche selbst. Nur beim Anblick des Bildes Christi als Kindlein, oder eines Priesters insbesondere ihres Beichtvaters, verließen sie diese Truggestalten. Zwei Jahre später überfiel Marie eine so unnatürliche, unerklärliche Heiterkeit, welche über 6 Wochen dauerte, und Marie stets besinnungslos war; in lichten Augenblicken sie sich kaum eine Rückerinnerung schaffen konnte. Diese sonderbare Aufregung in den Geflechten Wurzel fassend, war von einer neuen staunenswerthen Erscheinung begleitet, aus ihrem Munde kamen „Stecknadeln" und ähnliche Dinge, auf welche sie wüthend zu biß, und dann heraus würgte. „Nähnadeln, gewundene Dráhte, Roßhaare, Glasscherben" u. s. w. kamen so wohl aus ihrem Munde, als auf den anderen üblichen Unterleibswegen, ja sogar durch ihre Haut drängten sich solche Gegenstände heraus. Auf, unter ihrem Bett-Leintuche, Matratze und Strohsacke fanden sich obgenannte Sachen, obwohl Niemand sich erklären konnte, wie sie dahin gelangten.

Hier ist nun schon der Schwindel in vollster Blüthe, und es ist eine wahre Schande, daß es damals der Behörde nicht einfiel, dieses Spucken und Schwitzen von Glasscherben und Roßhaaren

sanitätspolizeilich zu verbieten. Wer da glauben machen will, daß etwa „überirdische Mächte" läppisch-boshaft genug seien, ein schwachköpfiges Mädel mit Stecknadeln, Glasscherben und Draht zu spicken, der ist ein so arger Betrüger, daß man ihn gerechtermaßen zwingen sollte, alle diese Kurzwaaren aufzuessen.

Anatomisch interessant ist, daß der Verfasser hier den **Mund** zu den „üblichen Unterleibswegen" rechnet.

Maria sah dunkle Gestalten, die sie umgaben, und ihr Leckerbissen darreichten, nach denen ihr gelüstete, und worauf sie stets Stechen und schneidende Schmerzen empfand, bis dieses Zeug wieder aus ihrem Körper entfernt war. Dieses Unerklärbare machte die Leute argwöhnisch, sie glaubten **Zauber und böse Künste** zu sehen, und sie verlor so manche Freundin und Bekannten dadurch. Ihr Beichtvater rieth ihr das Gebet zu Gott um Abhilfe. Sie betete in ihrer reinen, gottergebenen Seele zum allwissenden Wesen, der ihr eingab, sie solle in einer Kirche das **allgemeine** Gebet für sich anordnen, dann würden diese Sachen aufhören!

„Ihnen aber — sagte sie zu ihrem Beichtvater — soll ich strengen Gehorsam geloben, dann würden Sie in Zukunft verbieten können, daß ich von jenen Schreckensgestalten Etwas annehme, und ich bleibe stets befreit!" Wie sie gesagt, so geschah es auch, aber allmählich.

Ich glaube die „**dunklen Gestalten**" genau zu errathen, die damals die arme Marie „umgaben" und zu solch' roßhaarigen Narrenspossen dressirten. Und wenn die argwöhnischen Leute damals auf „böse Künste" riethen, so hatten sie Recht: nur hätten sie die betreffenden Künstler in **menschlichen** Hüllen suchen und fassen sollen.

Welch' grotesker Schwindel! ein armes, krankes Kind sollte „Gott" bitten müssen, daß ihr von „höherer" Seite keine Nadeln, Scherben und Roßhaare mehr eingegeben würden, und das „allwis-

sende Wesen" sollte dem armen Dinge erst auf dem Wege mündlichen Verkehres zur Anordnung eines „allgemeinen Gebetes" rathen, damit — „diese Sachen aufhören"! Heißt das nicht, auf das frommfrechste jenen „allmächtigen", „allgegenwärtigen" und „allgütigen" „Gott" herabsetzen, den man so wahr und eifrig zu „dienen" vorgibt?

Denke man sich doch einmal diesen „allgegenwärtigen", in jedem Lufthauche, in jedem Menschengedanken anwesenden „Gott" wie er wohl zu jener Maria sagen könnte: „Folge nur immer Deinem Beichtvater; der kann Dir helfen, wenn diese Nadeln, Scherben, u. s. w. wieder kommen." — Wahrhaftig, es ist unbegreiflich, warum bei solchen frommen Schwindeleien nicht wenigstens — gescheidter geschwindelt wird!

Nachdem Maria ihr 20. Jahr erreicht hatte (1832), bemerkte P. Capistran, daß sie zeitweise seine Frage nicht beantwortete, nicht bei sich zu sein schien, welche Thatsache ihre Umgebung dahin erklärte, daß dieses stets geschehe, so oft sie zur Beicht und Communion gehe. Er war nun überzeugt, daß nebst „Krankheit" noch etwas anders obwalten müsse, und dieser Gedanke bestätigte sich bald, als die Erscheinungen bei ihr sich steigerten und klarer ausprägten.

Hier ist der „heilige" Moment, in welchem der biedere P. Capistran Das entdeckte, was das hiesige Witzblatt „Katholischer Wahrheitsfreund" den „Finger Gottes" nennen würde. Uebrigens ist's interessant, daß die fromme Marie „nicht bei sich" war, so oft sie zur Beichte und Communion ging.

Noch in demselben Jahre kam P. Capistran zur vollen Ueberzeugung, welches außerordentliche Bewandtniß ihre Zustände hatten. Er wußte sehr wohl, daß Musiktöne, vorzüglich rauschende, ihr die heftigsten Krämpfe zuzogen, es war ihm aber auch eben so bekannt, daß Marie nach jeder Communion, 6, 8 und mehr Stunden in Ekstase bleibe, und da das Frohnleichnamsfest kam, welches unter lärmender Musik,

Böllerschießen ꝛc. unter ihren Fenstern vorüberzog, so wollte sie der fromme Herr schonen. Er kommunizirte sie am frühen Morgen und fand — Marie am zweiten Tage, an welchem er sie wieder besuchen konnte, in derselben knieenden Stellung, in der er sie vor 36 Stunden verlassen hatte; er erfuhr, daß Marie immerfort in ihrer Andacht so — verblieb — P. Capistran begriff nun wie mächtig-tief die Ekstase bei Marien schon Wurzel gefaßt habe, wie sie gleichsam zur zweiten Natur bei ihr geworden sei, und fortdauern würde, wenn er nicht Grenzen setze, nämlich sie zu sich selbst wieder rufe.

Hatte der Pater einmal erkannt, daß die arme Person jeden Augenblick in Krämpfe und Unsinn verfiel, so war es seine Menschenpflicht, sie in vernünftige ärztliche Behandlung zu bringen, statt seine Himmelsexperimente mit ihr weiter zu treiben. Eine löbl. Sanitätspolizei aber hat hier ein prächtiges Beispiel, wie man durch solche Frohnleichnamsspectakel mit Schießen und Gedudel, statt dem „lieben Gott" eine Freude zu machen, nur seine armen, kranken „Ebenbilder" sündlich malträtirt.

Ueber die 36stündige Knie-Andacht gleitet man am besten mit mildem Hohnlächeln hinweg. Dergleichen glaube der — Papst.

Kraft des unbedingten Gehorsams, so Marie durch ein förmliches Gelübde als „Tertiarin" — sich ihm verpflichtete, übernahm er die Leitung ihres herzergreifenden Zustandes. Allein mit der Steigerung ihrer Ekstase, bildete sich auch ihr „Sehvermögen" innen stets schärfer und mächtiger aus, worüber sie staunenswerthe Proben als „Thatsachen" sich bewiesen.

In diesem „förmlichen Gelübde" scheint mir das ganze Unglück der armen Marie zu liegen. Hätte sie einmal in ihrer „Ekstase" den P. Capistran an die Luft expedirt, so wäre der „herzergreifende Zustand" wohl zu curiren gewesen. In ihrer willenlosen Ergebung

aber mußte sie sich freilich auch noch mit dem „Sehvermögen" behaften lassen.

Im August 1833 kamen mit einem Male von allen Orten Tirols ganze Processionen herbei um Maria Mörl, deren Ruf sich mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, von Angesicht zu sehen, und die Wunderkraft, die man nur vom Lesen und Hören kannte, mit eigenen Augen staunend zu schauen. Mit Kreuz und Fahnen kamen die Gemeinden an, so daß unter 6 Wochen über 40.000 Menschen aller Stände zu ihr wallfahrteten, um sich an ihrem wunderbaren, tiefergreifenden Anblick zu erbauen.

Nun, wer Tirol kennt, der kann sich auch leichtlich denken, wie diese plötzliche Wallfahrlust entstanden. Es geht mit dergleichen ungefähr geradeso, wie mit den frommen Adressen für den Papst. Triumphirend weist die Oberfrömmigkeit auf solch' tausendfaches papiernes Wunder, zu dessen Vollbringung sie sich die Sohlen durchgelaufen und nicht einmal der Kindlein in der Schule geschont.

Vom volkswirthschaftlichen Standpunkte erscheint es übrigens höchst betrübend, daß so viele meist arme Leute um solche Wundersachen willen tagelang ihren Erwerb versäumen. Wer gedenkt da nicht, wie 1844 mehr als 80.000 arme Teufel von weit und breit wie verrückt nach Trier rannten, um einen Tuchlappen anzubeten, den der dortige Bischof Arnoldi frechster Weise für den „echten Rock Christi" erklärte, — ohne daß der römische „Statthalter Christi" auch nur ein Wort des Tadels über solchen Schwindel äußerte?!

Und solche Leute, welche ein unermeßliches Inventar von Wasser, Wachs, Oel, Holz, Knochen, Marmor, Gold, Silber, Tuch, Sammt, Seide, von Posaunen und Kanonen, Weih- und Bombenkesseln, von Klingel- und Kartätschenbeuteln, Pulver- und Weihrauchfässern u. s. w. nöthig haben, um ihren „Glauben" geltend zu machen — solche im krassesten Materialismus verhäutete Wesen wollen Diejenigen als „Materialisten" verketzern, welche gar keines äußerlichen Zeichens bedürfen, um mit ihrer „Religion" in's Reine zu kommen!

Ungeachtet diesem Massa-Andrange in Kaltern war Alles in höchster Ordnung und gänzlich exceßfrei, dessen ungeachtet wünschten weltliche (polizeiliche) und geistliche Obrigkeit den fortdauernden Zulauf doch aufzuheben, man belehrte das Volk, daß man in bestimmter Zeitfrist zur inneren Ruhe der leidenden Jungfrau „Niemanden" mehr zulassen könne. Da die vielen Tausende dieses Verbot im ganzen Lande verbreiteten, so hörte der Andrang ohne Murren auf.

Eine hübsche „Belehrung" des Volkes das! Nur die „innere Ruhe der Jungfrau" lag diesen wackeren Obrigkeiten am Herzen, die tiefinnerste Verdummung des Volkes kümmerte sie nicht im Mindesten.

Die Geistlichkeit überzeugte sich aber untrüglich von den guten Folgen, den die Eindrücke auf die Massen erbaulich zurückgelassen, und manchen Augenzeugen religiös gesitteter gestaltet hatte! Aber die ekstatische Jungfrau hatten die Massenbesucher bestürzt, ihr Inneres mächtig in der Stille fortentwickelt, wie immer in solchen außerordentlichen Fällen. —

Daß die Geistlichkeit mit den Resultaten dieser Wallfahrten zufrieden waren, glaube ich; — im Uebrigen lassen sich die „guten Folgen" solcher Massenspaziergänge auch nach den Listen der Findelhäuser taxiren.

Ich selbst sah, durch ihren erwähnten Beichvater aufmerksam gemacht, wie jener Ort der Mitte ihrer Hände, sich eine allmählige Vertiefung zeigte, und ihr Schmerz verursachte und ihr Krämpfe erzeugte, wo sich später die Wundermale zeigten.

Alle diese frommen Schwindeleien haben einen ziemlich regelmäßigen — ich möchte sagen: „professionellen" — Verlauf, ungefähr wie die Productionen von Taschenspielern und Hanswürsten. Sie beginnen mit einigen leichteren „Künsten": Nadel-, Scherben- und

Roßhaarspuckereien u. dgl. Teufelszeug, gehen dann fromm-triumphirend zu blöder „Beschaulichkeit" oder frechem „Sehvermögen" über und führen schließlich zur unvermeidlichen Selbstbeschädigung, *vulgo* „Stigmatisation".

Die erwartete Stigmatisation trat auch zu Lichtmeß des folgenden Jahres (1834) ein. Blut drängte sich aus den Malen, die ihr lebenslänglich blieben und die sich auch an den Füßen zeigten, gleich Christum, den Gekreuzigten, dessen Leidensbild der Frommen stets vorschwebte, und ihr Inneres sich bildlich einprägte, mit ihnen erschien auch die Seitenwunde — $3^1/_2$ Linien im Durchmesser rund und länglich, durch welchen an Donnerstagen Abends und Freitagen Früh helles Blut in „Tropfen" aus ihren Wunderwunden drang, an alle anderen Tagen deckt eine Blutkruste die Oeffnung, ohne die geringsten Anzeichen einer Geschwulst, oder Entzündung oder auch nur einer Lymphe zu sehen.

Zu „Lichtmeß" also ward dieser „Stigmatisirungs"-Schwindel reif; man brauchte einen Festtag zur würdigen Enthüllungsfeier. Daß sich Blut aus den „Wunderwunden" drängte, begreift wohl der jüngste Fleischerjunge, und das einzige Geheimnißvolle an der ganzen Geschichte bleibt die Haltung der damaligen Behörde von Kaltern. Eine vernünftig und menschlich denkende Behörde hätte solche blutige Betrügerei nimmermehr dulden dürfen, hätte vielmehr trotz allen Geblökes einer heillos verdummten Heerde den Pater Capistran und die sonstige Umgeburg der schmählich mißbrauchten Kranken am Kragen fassen und einer Procedur unterwerfen müssen, in welcher die „Engel" und „Heiligen" weder Sitz noch Stimme haben, nämlich dem Criminalprocesse.

Der berühmte Professor von Görres, der sie im Herbste 1834 besuchte, fand sie sehr leidend knieend im Bette in Ekstase.

Daß der berüchtigte Görres auch bei dieser Wundermacherei mithelfen mußte, ist leicht begreiflich; er ist der Meister Scharfrichter,

der überall zu erscheinen hat, wo es gilt, ein Stück Menschenvernunft mit römischen Kuttenstricken zu erdrosseln. Daß dieser Erzschlaukopf aber folgenden Blödsinn schreiben konnte, ist schwer begreiflich:

„Die Hände mit den sichtbaren Malen waren vor ihrer Brust gefaltet, ihr Angesicht gegen die Kirche gerichtet, und nach aufwärts erhoben. Der Blick ihrer Augen mit dem Ausdruck tiefster Absorbtion war in die Höhe gerichtet, bei völlig geschlossenem Sinne, durch Nichts von Außen störbar, keine Bewegung an der knieenden Gestalt stundenlang bemerkbar, von Außen nur ein in ihrer Brust spielendes Athemholen, und ein bisweilen eben so leichtes Schlucken, manchmal auch ein kleines oscellirendes Wanken ein Anblick, keinem andern vergleichbar, als von ferne dem, so die Engel Gottes geben mögen, wenn sie in Betrachtung seiner Herrlichkeit versunken, vor seinem Throne knieen.

Gewiß nur bei „völlig geschlossenem Sinne" konnte Herr Görres auf den Vergleich mit den „Engeln Gottes" gerathen und so thun, als habe er dergleichen Wesen schon einmal irgendwo gesehen.

Begreiflich ist die ergreifendste Wirkung bei dem Anblick dieser Wundergestalt. Thränen sah ich in Augen, welche Weinen nicht gewohnt waren. In ihren Ekstasen beschäftigte sie sich ausschließlich mit Anschauung des Lebens und Leidens Christi, mit Anbetung der heil. Sacramente in einem geordneten Gebete des Kirchenjahres. Entgegengesetzt dem Somnambulismus ist sie für ihren Zustand gänzlich blind, ihre Voraussagungen hatten größtentheils nur Religiöses zum Ziel, hatten auf Zeit keinen haltbaren Erkenntnißgrund, weil ihr oft viel späteres Eintreffen von höherer Fügung, und nicht menschlicher Willkür abhängt. Ein selbst leise gesprochenes Wort ihres Beichtvaters, oder einer andern mit ihr im

geistlichen Verbande stehenden Person reichte hin, sie sogleich zur vollen Besinnung zu bringen, ohne Ahnung, in welcher Ekstase sie noch vor Secunden war, und gleicht dann einem erwachsenen Kinde der „Einfalt und Natürlichkeit", das mit Neugierde des geträumten Märchen erwacht, jeden der Anwesenden freundlich grüßend.

Mit der gewundenen Fabelei von den „Voraussagungen" soll hier zu verstehen gegeben werden, daß die kranke Person gewissermassen die „Amtsgeheimnisse" des „Himmels" ausplauderte, und es liegt in dieser Art von Schwindel ein wahrhaft erschreckendes Quantum Dummdreistigkeit. Der liebe Gott, dem man ja doch dieses ganze „Wunder" andichten möchte, sollte also jener Jammerjungfrau Allerhand in's Ohr gesagt haben, damit sie's den Tirolern weitersage und so die ganze Christenheit allmählig erfahre, was der liebe Gott eigentlich wolle!!

Wenn nie und nirgends, so ist hier bei Maria der Satz Wahrheit, daß das Auge der Spiegel der Seele sei. Der Ausdruck ihres dunklen, fröhliche Unbefangenheit zeugenden Auges ist klar, man sieht auf dem Grunde ihrer kindlich-reinen Seele heilige Andacht. Ich hatte sie im Kreise ihrer Angehörigen bewußtlos gefunden, in welchem Zustande sie sich beherrschend längere Zeit erhielt, aber man sieht die Anstrengung ihrer Willenskraft und die Macht der Ekstase, die bald Siegerin ihres Willens wird. Dann ist das harmlose Kind in einer Secunde umgewandelt, und das weitgeöffnete dunkle Auge strahlt in veredelten Zügen in die Unendlichkeit hinaus, und blickt erglänzt, groß, wie eine Sybille, erhaben und tief ergreifend um sich.

Wie ein Mensch, „sich beherrschend, sich längere Zeit in bewußtlosem Zustande erhalten" kann, das möge der Herr Görres dereinst vor dem „jüngsten Gerichte" mannhaft zu erklären suchen, und wie ein Auge „in veredelten Zügen", wie eine Sybille umherblicken kann, das erkläre er dem — T..... —

Was die arme Marie bei ihren Productionen *„ad majorem Dei gloriam"* auszustehen hatte, läßt sich aus einem Berichte des Bischof Vincenz von Tizian entnehmen, der 1842 nach Kaltern kam, um das Wunder „genau zu beobachten". Dieser Mann Gottes erzählt, wie er einmal dem an jedem Freitage abgespielten „mystischen Tode" der Jungfrau beigewohnt habe, wie die Arme damals vor Schmerz und Angst gezittert, gestöhnt und geweint habe, wie sich „unverschämte Fliegen" auf ihre Nase und Augen setzten, wie sie die Arme und Finger stets in „Kreuzgestalt" übereinander legte und unablässig „gen Himmel" blickte, und wie sie endlich mit einem „furchtbaren Todesschreie" — „verschied" und mausetodt blieb, bis der Decan von Kaltern, „dem sie wie ihrem Beichtvater gehorchte", ihr befahl, sie solle sich ein bischen — ausrasten; was sie auch sofort that.

Da kann man wohl fragen: warum wendeten diese frommen Menschen ihre absolute Gewalt über die kranke Person nicht dazu an, ihr diesen ganzen freitäglichen Todesschwindel ein für allemale zu verbieten? warum ersparten sie nicht mit einem befehlenden Worte der Kranken alle die Schmerzen und der Welt all' den Scandal?

Doch, das sind müssige Fragen; — wer wird den Vergifter fragen, warum er seinem Opfer kein Gegengift verabreichte? —

Triumphirend wird in der vorliegenden Broschüre noch gesagt, daß viele Gelehrte sich vergeblich bemühten, diese „Sonambule göttlicher Art" zu ergründen. Ich glaube das gerne; — es versuche Einer etwas zu „ergründen", was unter dem Schutze einer durch und durch reactionären Regierung, einer total verdummten Bevölkerung und einer allmächtigen Pfaffenschaft bereits „zum Wunder" gediehen und als solches gehütet wird!

Mit Bedauern und Ekel lege ich die Broschüre aus der Hand. Bedauern empfinde ich für die so schmählich mißbrauchte Kranke; mit Ekel und Abscheu aber gedenke ich Derer, die hier ein harmloses Menschendasein verpfuschten, um dem unaufhaltsam sinkenden Ansehen ihres dunklen Geschäftes momentan ein bischen aufzuhelfen.

Sollten etwa vor oder während des „ökumenischen Concils" ähnliche „Wunder und Zeichen" geschehen, so möge die Polizei des

„confessionslosen" Staates es diesmal nicht mit dem „Himmel" halten, sondern dem Schwindel mit ungläubiger Schärfe zu Leibe gehen.

In Sachen der „Gewissensfreiheit".

(Nr. 22. — 1869.)

Als ich jüngst einmal beim Untersuchungsrichter zu thun hatte, wurde ich dort nach Vorschrift u. A. auch gefragt, welcher „Confession" ich angehöre.

Ich hatte an die Möglichkeit einer solchen Frage in einem „confessionslosen", die „Gewissensfreiheit" garantirenden Staate gar nicht mehr gedacht, saß einen Moment in interconfessionell-gesetzlicher Verblüffung und versicherte dann, daß ich dermalen gar keiner „Confession" angehöre. Darob erstaunte nun der Herr Richter nicht wenig. —

Ich hatte vor einiger Zeit genau nach Art. 6 des „Gesetzes über die Regelung der interconfessionellen Verhältnisse" meinen Austritt aus der protestantischen Kirche behördlich gemeldet und war bisher keiner anderen Religionsgenossenschaft beigetreten; da ich dies nach reiflicher Erwägung als unnöthig erachtete. Artikel 6 des oben citirten Gesetzes spricht allerdings auch über die Art, wie der Eintritt in die „neugewählte Kirche oder Religionsgenossenschaft" anzumelden sei, enthält jedoch keine Sylbe, welche es dem aus einer solchen Gesellschaft Ausgetretenen zur Pflicht macht, in eine andere einzutreten. Eine solche Verpflichtung wäre auch mit der ausgesprochenen „Gewissensfreiheit" absolut unvereinbar; vielmehr glaube ich mich durch Vermeidung jeder confessionellen Verbindlichkeit nur um so inniger und harmo-

nischer an die Tendenz des „confessionslosen" Staates zu schließen.

Da überdies gesetzlich Niemand zu einer religiösen Handlung gezwungen werden darf und die Annahme eines religiösen „Bekenntnisses" doch gewiß die allerhervorragendste religiöse Handlung ist, so läßt sich wohl mit Ruhe annehmen, daß in einem „confessionslosen" Staate der Mangel eines religiösen „Bekenntnisses" den Betreffenden keine andere Fatalität bereiten könne, als etwa die, woran die gesetzlich nicht anerkannten Religionsgenossenschaften noch laboriren, nämlich — Rechtslosigkeit in Ehebett und Grab.

Die „unbefleckte Empfängniß" Mariä

galt bekanntlich bis zum 8. December 1854 nur als „fromme Meinung" oder „Muthmaßung", die jeder Katholik unbeschadet seines „Seelenheiles" hegen oder verwerfen konnte. Erst mit jenem Tage wurde sie von dem Papste Pius IX. aus purer päpstlicher Machtvollkommenheit mittelst der Bulle „Ineffabilis Deus" unter großem Pompe und unter Androhung des Kirchenbannes für jeden Zweifler zum „Glaubenssatze" (Dogma) gemacht. Pius IX. stützte sich dabei auf seine „Unfehlbarkeit" als „Statthalter Gottes"; und ließe sich diese „Unfehlbarkeit" beweisen, so wäre allerdings auch die „unbefleckte Empfängniß" bewiesen. Nun kostet es aber nur einen Blick in die Geschichte der Kirche, um klar zu erkennen, daß an dieser päpstlichen „Unfehlbarkeit" kein wahrer Buchstabe ist; — so ordneten (um nur ein

schlagendes Beispiel anzuführen) Papst Sixtus IV. und die Trienter Kirchenversammlung an: es solle Jeder mit dem Kirchenbanne belegt werden, der — die „unbefleckte Empfängniß" zum Glaubenssatze mache; wonach also Pius IX. eigentlich in den Kirchenbann gehörte.

Man hat aber den Papst Pius IX. nicht in den Kirchenbann gesteckt; vielmehr haben dieselben Bischöfe, die dem Staate und den „Ketzern" gegenüber so viel Geschrei von der „Unveränderlichkeit" des Glaubens machen, jene Neuerung ganz ruhig acceptirt.

Solche krasse Widersprüche möge der Capaciner des „Volksblattes" gefälligst erklären, und wenn er das nicht kann, so wolle er seine schönen Reden von „einziger, unveränderlicher Glaubenswahrheit" u. dgl. an den Nagel hängen.

Eine apostolische Reise.

(Nr. 22. — 1869.)

Jedermann weiß, daß Jesus Christus, der arme Nazarener, zu Fuß und unter Entbehrungen aller Art durch Palästina wanderte und Niemand ihn begleitete, als Angehörige des niederen Volkes. Und die damaligen Pfaffen, die sich im prachtvollen Tempel an den fetten Opfern Israels ergötzten, haben den edlen „Wanderprediger" um seiner Armuth willen nicht wenig verspottet. Sie würden aber wohl mehr Respect vor ihm gehabt haben, wenn sie hätten ahnen können, wie seine sogenannten „Nachfolger", die römischen Päpste, dereinst herumziehen würden. So reiste einmal

Gregor XVI., der Vorgänger Pius IX., vier Wochen lang in folgendem Aufzuge im „Patrimonium Petri" umher.

Dreißig Hofcarossen und sechs Lastwagen, wovon einer blos für das Silberzeug — ein Schwarm von Ministern-Prälaten, Höflingen und Schwänkemachern — dreißig „Nobelgardisten" zu Pferde — die gesammte berittene Gendarmerie — ein Heer von Dienstboten und sonstigen Persönlichkeiten*) — das war das Gefolge jenes wohllebigen „Nachfolgers Christi", der auf der ganzen Reise wenig Anderes that als Essen, Trinken und — „Segnen".

Zu Loretto verbrauchte diese heilige Reisegesellschaft in drei Tagen einzig und allein für Eis 3240 Francs! Da der „Unfehlbare" dort an Unverdaulichkeit litt, trug man in nächtlicher Procession unter Fackelschein und begleitet von Bischöfen, Carabinieri und Nobelgardisten seine Betttücher in den Straßen herum, damit — der liebe Gott von den Bauchschmerzen seines „Statthalters" Notiz nehme! — Die 4wöchentliche Reise kostete zwei Millionen Francs. —

*) Siehe: *Petrucelli della Gattina, Préliminaires de la question Romaine de Mr. About, Londres 1860.*

Himmelsschwestern.

(Nr. 23. — 1869.)

Gegen die Nonnen eines Klosters in Lyon wird gegenwärtig eine strafgerichtliche Untersuchung geführt, weil diese curiosen „Bräute Christi" ihre 8—10 jährigen Schülerinnen des kleinsten Vergehens wegen bis auf's Blut peitschten und sie dann an den Füßen aufhingen, um ihr Jammergeschrei

zu ersticken. — Ueberhaupt scheint ein gewisses Raffinement in Bestrafungen das Eigenthum frommer Seelen zu sein; so wird mir mitgetheilt, daß in einer hiesigen, von Schulschwestern geleiteten Mädchenschule den „Schwätzerinnen" ein — Hölzchen in den Mund gesteckt wird, das sie oft stundenlange halten müssen. Weniger harmlos erscheint mir die ebendaselbst nicht selten gepflogene Bearbeitung der kleinen Köpfe mit — großen Büchern, und recht malitiös ist eine neue Verordnung der „hohen Lehrkanzel", wonach sich die kleinen Mädel ihre Prügel — kaufen müssen. Es hatte nämlich in Folge jener classischen Ordonnanz jede unartige Schülerin der 3. Classe 3 kr. für den Hausknecht mitzubringen, welcher für dieses bescheidene Honorar die officielle Abstrafung der Missethäterinnen besorgte. Jedenfalls gehört viel Resignation von Seite der kleinen Dinger dazu, sich für drei Kreuzer — Prügel zu kaufen, statt Nüsse oder Aepfel.

Ein Stück päpstlicher „Unfehlbarkeit."

(Nr. 23. — 1869.)

Da es nicht unmöglich ist, daß das am 8. December d. J. zusammentretende Concil die „Unfehlbarkeit des Papstes" zum „Dogma" erheben wird, so ist's von Nutzen, schon jetzt Illustrationen zu dieser „Unfehlbarkeit" zu liefern.

Unter der Regierung des altersschwachen Leo XII. (dritten Vorgängers Pius' IX.) wurde eines Morgens ein Geistlicher von liederlichem Lebenswandel, Namens Traietto, im

Bette ermordet gefunden. Die Uhr des Getödteten fand sich in der Tasche seines Dieners Lodovico. Obgleich dieser nun heilig betheuerte, daß ihm sein Herr die Uhr übergeben, damit er sie zum Uhrmacher bringe, wurde er als Priestermörder zum Tode verurtheilt, und Leo XII. bestätigte die Sentenz. Die Hinrichtung geschah in folgender scheußlicher Weise. Angesichts einer colossalen Volksmenge schlug der Henker den Verurtheilten mit einem Bleistocke nieder, stach ihn dann wie ein Thier ab, hieb ihm Kopf, Hände und Füße weg, warf dann das Ganze in eine am Fuße des Schaffots stehende Kiste und — schneuzte sich mit Seelenruhe, während der dem Opfer als „Tröster" beigegebene Pfaffe eine Prise nahm. —

Ein Jahr später gestand ein im Hospitale Sterbender, jenen Priester Traietto wegen eines Angriffes auf seine Ehre ermordet zu haben. — Die Unterschrift des „unfehlbaren" Papstes aber ließ sich von dem Todesurtheile des unschuldigen Lodovico nimmer weglügen.

„Liebet Euere Nächsten!"

(Clericulturhistorische Skizze aus dem „Patrimonium Petri.")

(Nr. 23. — 1869.)

Es war unter der Regierung des Papstes Gregor XVI., als der Abbé Antonelli, Sprößling einer altberühmten — Räuberfamilie zu Sonnino in den Apenninen, durch besondere Protection Prolegat von Macerata wurde. Der junge, geschmeidige Priester fand gastfreundliche Aufnahme

in dem geräumigen Schlosse des liebenswürdigen Grafen Clerici, welcher erst kurz zuvor ein reizend schönes Weibchen heimgeführt hatte. Einige Monate verstrichen in schönster Harmonie; der würdige Prolegat war dem gräflichen Ehepaar ein so lieber Gesellschafter geworden, daß man ihn einlud, seine Wohnung, statt wie bisher im entgegengesetzten Schloßflügel, nunmehr dicht neben den gräflichen Appartements zu nehmen. Der würdige Priester zog um.

Der Graf war nicht nur ein sehr schöner Mann, sondern auch ein „guter Christ". Er hielt große Stücke auf die trefflichen Worte des zwar häßlichen, aber offenbar von „oben" begnadigten Abbé's, und versprach sich von solch' lauterem Umgange die besten Wirkungen auf das leichtempfängliche Gemüth seiner Gemalin. Vollkommen beruhigt, gab er sich tagelang dem Jagdvergnügen hin, und der würdige Abbé weilte tagelang erbauend, belehrend bei der religiös-empfänglichen Gräfin.

Aber der Teufel geht umher wie ein „brüllender Löwe", und wenn er auch nicht Alles „verschlinge", so zieht er doch zuweilen ein höllisches Netz von Trugbildern um die engelsreinsten Priester- und Laiengestalten, so daß die schnöde Welt schier glauben könnte: jene Gestalten machten allerhand lüderliche Streiche. So führte dieser selbe Teufel auch einmal den Grafen zu unchristlich-früher Stunde nach Hause und verzauberte sein Auge so, daß er glauben mußte, er sehe seine Gattin — in unzüchtiglichster Umarmung mit dem würdigen Prolegaten Antonelli. Statt nun etwa in die Schloßcapelle zu eilen, sich dort vom höllischen Zauber zu reinigen, und sodann mit dem klaren, unbefangenen Blicke des Glaubens in das fatale Gemach zurückzukehren, stürzte sich der

vom Teufel besessene Graf auf den zwar entkleideten, aber darum nicht weniger heiligen Mann Gottes und begann ihn höllisch zu — prügeln. Nur mit äußerster Noth und unter Zurücklassung seines ehrwürdigen Gewandes vermochte der würdige Priester zu entfliehen und sich in seiner Wohnung zu verbarrikadiren. Aber auch da ruhte Satan noch nicht; er trieb vielmehr den wüthenden Gatten zum Sturme auf die Zufluchtsstätte des nach Gott und der Gensdarmerie schreienden „Hausfreundes“.

Von nun an triumphirte die „heilige Sache“ über das Blendwerk des Teufels; die Gensdarmerie drang in das Schloß und verhaftete auf Befehl des ehrwürdigen Antonelli den Grafen als einen — „Rebellen“; — denn wer sich wider die von Gott eingesetzte Obrigkeit erhebt, ist ein Rebell; — etwas Ehebruch hin oder her ändert an dieser Grundwahrheit nichts. Aber noch einmal versuchte der Teufel, der „heiligen Sache“ ein Bein zu stellen, indem er dem Volke von Macerata vorspiegelte, der fromme Prolegat Antonelli habe die Gräfin Clerici wirklich entehrt. Und das Volk machte sich auf, um den würdigen Priester — todtzuschlagen. Das konnte aber der „Himmel“ begreiflicherweise nicht gestatten, und offenbar war es „überirdischer Einfluß“, welcher den Abbé bewog, als gewöhnlicher Lakai verkleidet, durchzubrennen. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt der fromme Mann sofort den Posten eines Unterstaatssecretärs für seine — Verdienste.

Das gräfliche Ehepaar ward von „Tisch und Bett“ geschieden; die Gräfin verkümmerte in einem Kloster; der Graf war für sein ganzes Leben ein unglücklicher Mann geworden. „Wer sieht hier nicht den Finger Gottes?“ wird

mein Freund, der „Katholische Wahrheitsfreund“ sagen, wenn er — woran ich kaum zweifle — diese anmuthige Legende zur Erbauung seiner Leser verwendet.

Meinen Lesern aber möge es hier gesagt sein, daß jener würdige Abbé Antonelli derselbe ist, der seit zwanzig Jahren den wenig befähigten und energielosen Pius IX. und mit diesem die ganze „katholische Christenheit“ beherrscht, der 1848 die Politik der — apostolischen Revolution, den Krieg gegen Oesterreich arrangirte; der 1849 wieder die Oesterreicher und die Franzosen in's Land rief, um die einstigen Brüder „Freimaurer“ nach Hunderten hinrichten zu lassen; der später das „Non possumus“ erfand und durch wahnsinnige Verfolgung aller menschlichen Vernunft und Wissenschaft, aller freiheitlichen Gesetzgebung sich und seinen halbtodten Herrn zu wahren Henkern des Geistes, des Rechtes und der Freiheit stempelte. In den Händen dieses durchtriebenen Subjectes laufen noch jetzt die Fäden aller gesetzwidrigen römisch-clerikalen Agitationen zusammen.

Pfui!

(Nr. 25. — 1869.)

Es ist abscheulich, wie's oft der „Teufel“ hienieden treibt; — sogar in Knittelfeld spuckt er schon herum! Wandelt da jüngst ein frommer, schwerbekneiptex Bruder Capuciner in anmuthigem Zickzack heim und denkt dabei (wie gewöhnlich) an — Nichts. Der „Teufel“ aber denkt an „Teufeleien“ und rennt in Gestalt eines ebenfalls mächtig-

bekneipten Arbeiters mit dem frommen Manne zusammen. Nun vertragen sich bekanntermaßen „Himmel“ und „Hölle“ absolut nicht; daher sich die beiden Bekneipten alsbald exemplarisch zu prügeln begannen. Hierbei zog der „Himmel“ entschieden den Kürzeren; der fromme Capuciner wurde sündhaft gedroschen und nur durch die Dazwischenkunft eines Dritten (eines „Engels“ würde der „Katholische Wahrheitsfreund“ sagen) aus den Klauen Satan's befreit. O pfui!

Eine päpstliche Stylübung.

(Nr. 26. — 1869.)

Es liegt mir gerade die deutsche Uebersetzung der Bulle „Ineffabilis Deus“ vor, mittelst welcher Papst Pius IX. anno 1854 das neueste Dogma der „unbefleckten Empfängniß Mariä“ decretirte. Meiner Ansicht nach sollte sich der Verfasser dieser 15 Druckseiten langen Schrift das seinerzeit aufgewendete Schulgeld zurückgeben lassen, und zur Bekräftigung dieser Meinung lasse ich hier den Anfang der Bulle folgen:

„Pius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes zum ewigen Andenken. Der unaussprechliche Gott, dessen Wege Barmherzigkeit und Wahrheit, dessen Wille Allmacht ist, und dessen Weisheit von einem Ende zum andern mächtig reicht, und Alles lieblich anordnet, von aller Ewigkeit her den bejammernswerthen aus der Uebertretung Adams erfolgenden Verfall des ganzen Menschengeschlechtes voraussehend, und entschlossen, in dem von Anbeginn verborgenen Geheimnisse das erste Werk seiner Güte durch die Fleischwerdung des Wortes auf eine noch geheimnißvollerer Weise zu vollenden, auf daß

der durch die Tücke teuflischer Bosheit zur Sünde verleitete Mensch seinem barmherzigen Rathschlusse zuwider, nicht verloren ginge, und was im ersten Adam zum Fall käme in dem zweiten glücklicher wieder aufgerichtet würde, hat im Anfang und vor allen Zeiten seinem eingebornen Sohn eine Mutter, aus der er, in der seligen Fülle der Zeiten Fleisch geworden, geboren werden sollte, ausgewählt und bestimmt und mit einer so großen Liebe vor allen Geschöpfen umfaßt, daß er sich in ihr allein mit geneigtestem Willen gefallen hat. Deshalb hat er sie weit vor allen englischen Geistern und allen Heiligen mit allen himmlischen Gnadengaben aus dem Schatze der Gottheit entnommenen Ueberfluß so wundersam überhäuft, daß sie, von durchaus jeglicher Makel der Sünde frei, und ganz schön und vollkommen eine Fülle von Unschuld und Heiligkeit an sich trug, größer, als welche nach Gott keine denkbar ist, und die außer Gott niemand durch Denken erfassen kann. Und es geziemte sich in der That, daß sie stets geschmückt mit dem Glanze der vollkommensten Heiligkeit erstrahlte, und sogar selbst von der Makel der Unschuld völlig frei den vollständigsten Sieg über die alte Schlange davon trüge, eine so ehrwürdige Mutter, welcher Gott der Vater seinen einzigen Sohn, den er aus seinem Herzen sich gleich gezeugten wie sich selbst liebt, so hinzugeben beschlossen hat, daß er von Natur einer und derselbe Gottes des Vaters und der Jungfrau Sohn wurde, und welche der Sohn selbst sich wesentlich zur Mutter gemacht und erwählt, und aus welcher der heilige Geist gewollt und bewirkt hat, daß derjenige empfangen und geboren würde, von dem er selbst ausgeht." —

Wem vor solchem Unsinne nicht der Verstand stehen bleibt, der — hat keinen.

Clerikale Agitation für die „Freiheit".

(Nr. 26. — 1869.)

Zahlreiche Briefe vom Lande melden mir das hocherbauliche Factum, daß ein hochw. Clerus nach Kräften für

die Verbreitung der „Freiheit“ sorgt. Zwar bedienen sich manche (besonders jüngere, etwas hitzige) Capläne zur Anempfehlung des Blattes gemeiniglich der nicht ganz apostolischen Bezeichnung „S . . blatt“, „Schw . . . sblatt“ u. s. w., zwar streichen sie auch gelegentlich meine Person kohlschwarz an und umgeben sie mit dem nöthigen Höllendufte, aber hinter dieser rauhen Schale verbirgt sich doch nur das wärmste Wohlwollen. Und der Bauer kennt das leicht heraus; er denkt sich: „Schau, der Hochwürdige muß das Blattl doch eifrig lesen, und wenn's ihm nix schad't, wird's auch mich nicht umbringen. Probiren wir's.“ Und der arme Bauer probirt's richtig — und von diesem Momente an hat ihn auch der „Teufel“ schon. Das ist so der höllische Verlauf in der Verbreitungsgeschichte „schlechter Blätter“.

Den wackeren Hirten aber, welche mit so vieler Selbstverleugnung der „Freiheit“ ein Thürchen nach dem andern in den „großen Schafstall“ öffnen, meinen tiefgefühlten Dank. Ich werde zwar darum keinen Heller zur Fortfütterung des Papstthums beitragen, erkläre mich aber bereit, Beschwerden gegen die Herren Bischöfe u. dgl. jederzeit in die „Freiheit“ aufzunehmen.

An den Herrn Pfarrer von St. Leonhard in Graz.

(Nr. 26. — 1869.)

Erinnern Sie sich, daß am 30. März d. J. eine Italienerin (k. k. österreichische Officiers-Waise) bei Ihnen erschien und höflichst um Bestätigung eines Documentes bat? Erinnern Sie sich auch, wie Sie die höfliche Bitte dieser

Italienerin mit den rohesten Schimpfworten auf die italienische Nation zurückwiesen?

Sie werden sich daran erinnern und mir's kaum verargen können, wenn ich Sie frage: wo haben Sie während jener Flegelei Ihre priesterliche „Demuth", Ihre väterliche „Milde", Ihre christliche „Liebe" gelassen? Wenn Ihnen aus römischen Geschäftsrücksichten das junge Italien nicht zu Gesichte steht — warum gehen Sie dann nicht unter die päpstlichen Zuaven und riskiren Ihren frommen Bauch gegen die Rothhemden Garibaldi's, statt Ihr Müthchen an einem wehrlosen Weibe zu kühlen? Achtung vor einer fremden Nation will ich Ihnen, dem vaterlandslosen Knechte des „Knechtes der Knechte Gottes", nicht zumuthen, aber Rücksicht und Anstand gegen Frauen sollen Sie lernen — trotz Ihrem „Cölibate".

Mögen Sie nun in Ihrer frommen Wuth immerhin zu Gerichte laufen; mich soll das wenig scheeren; ich rechne es zu einer meiner schönsten Aufgaben, Ihnen und Ihren gleichgesinnten Collegen soweit als möglich von jener bodenlosen Anmaßung herunterzuhelfen, welche nur eine ebenso bodenlose Schafsgeduld bis zum heutigen Tage gewähren lassen konnte.

Fromme Bestien.

(Nr. 27. — 1869.)

Unter dem betrügerischen Vorwande: „Gott zu dienen", haben schon Tausende von Priestern die schändlichsten Verbrechen begangen; die Geschichte führt uns das mit blutiger

Schrift vor Augen, und wir können leider nichts mehr thun, als das Andenken der Schurken verfluchen. Daß aber in neuester Zeit, im österreichischen Kaiserstaate noch ein Pfaffe um seines höheren Schwindels willen einen verthierten Volkshaufen zu blutiger Gewaltthat hetzen konnte, das sollte doch endlich einmal der Regierung klarmachen, wie übel alle „Pietät“ und „Versöhnlichkeit“ gegen Subjecte angewandt ist, welche mit kalter Berechnung die Verdummung und Entsittlichung des Volkes betreiben.

Die „Presse“ meldet aus Ungarn folgenden Vorfall:

„Ein Insasse des Dorfes Sopornje unterhielt ein intimes Verhältniß mit seiner früheren Magd, der er ein Haus kaufte, das sie mit ihrem Kinde bewohnte und wo sie seine Besuche empfing. Nun aber hat der dortige Dechant eine Art Keuschheits-Commission creirt, welche seine Pfarrkinder zu überwachen hat; dieselbe traf am 29. v. M. Abends den Bauer bei seiner Geliebten und führte ihn gebunden auf einem Karren in Haft, aus welcher er erst am anderen Morgen abgeholt und vor den Dechant geführt wurde. Dieser verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe, nach deren Zahlung seine Entlassung erfolgte. Gleichzeitig wurde die Geliebte des Bauers durch die erwähnte Commission vor den Herrn Dechant gebracht. Etwa 2000 Menschen versammelten sich sofort vor dem Pfarrhause. Die Magd, mit dem Kinde auf dem Arme, mußte ein selbstständiges Verhör bestehen und wurde dann schimpflich entlassen. Aber die draußen stehende Menge nahm eine drohende Haltung an; die Magd bat den Herrn Dechanten um Schutz gegen den wüthenden Pöbel, fand aber keine Erhörung. Sie mußte hinaus, mitten in die drohende Gefahr hinein. Die Feder sträubt sich nun, die Vorgänge zu verzeichnen, die da folgten. Die Barbaren packten das Weib und warfen es zu Boden; eine barmherzige Frau rettete wenigstens das Kind vor Beschädigung, indem sie sich damit flüchtete. Wie rasend schlugen und traten die Tiger auf die arme Mutter, die vergebens ihrer Wohnung zustrebte. So oft sie sich erhob, wurde sie wieder niedergeworfen, Steine, Ziegel und

Koth wurden auf sie geschleudert und schließlich das mit Wunden und Beulen bedeckte Weib in einen Sumpf geworfen, wo es bewußtlos liegen blieb . . ."

„Mir ist bei Alldem eines unbegreiflich: wie nämlich die „Presse" hier fortwährend von einem „Herrn Dechant" sprechen kann. Glaubt sie das etwa dem „journalistischen Anstande" schuldig zu sein, während sie doch unbedenklich zu den ungeheuersten Grobheiten greift, wo es sich um Leute handelt, welche sich neben anderen Verdiensten auch noch das „höherer" Mißliebigkeit erworben haben?

Man muß auch in frommen Dingen das Kind beim Namen nennen; — jene „Keuschheits-Commission" sammt ihrem Dechant hat gehandelt wie eine feige Räuberbande, als sie gegen Recht und Gesetz wehrlose Menschen überfiel und mißhandelte. Als aber der Mensch, der sich „Diener Gottes", „Lehrer der Liebe" u. s. w. nennt, das arme, verzweifelnde Weib erbarmungslos hinausstieß unter die Füße seiner glaubenswüthigen Eselsheerde, da bewies er mit dieser einen Handlung teuflischer Bosheit, daß er in all' seinem bisherigen „frommen" Wirken nur ein Heuchler und Betrüger gewesen. S o l c h e Subjecte sollten die bischöflichen „Gerichte" mit ihren Himmelssteckbriefen verfolgen und vor aller Welt brandmarken, statt sich (wie z. B. erst dieser Tage das fürsterzbischöfliche Gericht zu Olmütz) durch Verfolgung eines s. g. „Verbrechens des schismatischen Abfalles von der katholischen Kirche" zu blamiren".

(Wie verträgt es sich übrigens mit der gesetzlichen Sicherung der Ehre, daß ein solches „Gericht" öffentlich gegen einen honneten Menschen mit dem Worte „V e r b r e c h e n" herumwerfen darf, weil dieser Mensch von seiner Gewissensfreiheit Gebrauch machte? Könnte dieser „Abgefallene" nicht

ebensogut einen Steckbrief gegen das erzbischöfl. Gericht erlassen wegen — „beharrlichen Zurückbleibens hinter den Fortschritten der menschlichen Vernunft"?)

Es ist merkwürdig, wie sehr oft oberfromme Gemüther zu roher Gewaltthat hinneigen. Die grausame Behandlung gefangener Garibaldiner in den päpstlichen Kerkern, der schändliche Mord in Burgos, die empörenden Mißhandlungsscenen in französischen Jesuitenschulen und Nonnenklöstern haben uns erst in jüngster Zeit gelehrt, wie jämmerlich es mit der „Christenliebe" oft gerade bei Denen bestellt ist, welche davon beständig den Mund voll haben.

Der Teufel!

(Nr. 28. — 1869.)

In Jaworow nahm ein Israelite eine christliche Amme auf, deren Kind bald darauf starb. Nach der Beerdigung desselben herrschte sie der dortige Vicar Vincenz Slatwinski mit den Worten an: „Hätte ich gewußt, daß Du bei einem Juden in Diensten stehst, und dem Teufel Deine Brust gibst, denn der Jude ist der leibliche Teufel, so hätte ich Dein Kind nicht beerdigen lassen; ich sage Dir's im voraus, daß ich Dir seinerzeit keine Absolution ertheilen werde." Der Vicar hielt Wort, und als die Amme später zur Beichte kam, schickte er sie mit den Worten fort: „Marsch von hier, Du dienst bei einem Juden und hast hier nichts zu thun!" — Was soll man von diesem geschornen Kopfe, der den Juden für den „Teufel" selbst erklärt, sagen? Glaubt

er diesen Blödsinn wirklich, dann ist er zu dumm zu einem Hirten menschlicher Seelen; glaubt er aber nicht daran, so ist er ein frecher Schwindler; — und jedenfalls kann der „Himmel" seine Freude haben an diesem Salbling-Exemplare!

Jesus in Rom.

(Eine ketzerische Träumerei am Tage der Secundizfeier des Papstes Pius IX.)

(Nr. 29. — 1869.)

Sie haben viel Spectakel gemacht mit dieser „Secundiz", und der ganze, tiefinnerste Materialismus des Römerthums ist dabei wieder einmal recht grell zu Tage getreten. Mit fieberhafter Hast haben die Diener Rom's nach äußerlichen Zeichen der Anhänglichkeit an ihren Herrn gehascht. „Gebt Geld und unterschreibt Euch!" schrie es von den Kanzeln nieder; „Geld! Geld!" hallte es in allen „guten" Blättern wieder, „Geld für die Sache Gottes!"

Geld für denselben „Gott", den die frommen Leute den „Allmächtigen" nennen, dem die fetten Prälaten so inbrünstig für ihr „täglich Brot" danken — wenn sie den siebenten „Gang" glücklich hinter der Bauchwand haben! Geld, gemünztes, miserables Erdengeld für „Gott"! .... wer über solch' ungeheuren Blödsinn oder Humbug seinen gewöhnlichen Ernst bewahren kann, der verdient in der That die Auszeichnung: „Peterspfennige" zahlen zu dürfen bis an sein seliges Ende!

Millionen erbettelten Geldes, comödiantenhafter Prunk,

Flitter und Tand, Kanonengekrache und Festessen zu Ehren des sogenannten Statthalters jenes Nazareners, der in drei Jahren mehr Großes und Edles gelehrt hat, als soviele Päpste in achtzehn Jahrhunderten verderben konnten!

— — — — — — — — — — — —

Am 11. April versetzte ich mich im Geiste nach Rom, wo ich einst die verschwenderische Pracht und freche Ueppigkeit „demüthiger Knechte Gottes" in nächster Nähe beobachtet; und als ich mir so ein Bild der dortigen Jubelfeier" zu machen suchte, da war mir, als sähe ich aus all' dem bunten Gewühle von Prälaten, Mönchen, Diplomaten, Soldaten, Aristokraten und Lakaien, eine stille, edle Menschengestalt hervorleuchten, eine wunderbarschöne Gestalt, die oft schon durch meine Träume geschritten, wenn ich geträumt von den Freiheitskämpfen der Menschheit.

Ich habe gewiß auch diesmal stark geträumt, als ich mir einbildete, ich sähe den Nazarener Jesus auf römischem Pflaster wandeln; aber ich bildete mir's nun einmal ein und hatte dazu wohl dasselbe Recht, als dieser oder jener „Heilige" zu stundenlangen Zwiegesprächen mit dem lieben Gotte.

Kopfschüttelnd wandelte Jesus durch die Reihen der päpstlichen Nobelgardisten, Schweizer-Hellebardiere, Zuaven, Carabinieri und Gensdarmen; — die blitzenden Waffen wollten dem Lehrer der Liebe und des Friedens nicht gefallen. Mit unmuthsvollem Blicke betrachtete er den colossalen Vatican, wo in zahllosen Prunkgemächern, bedient von hundert wirklichen Knechten, ein sogenannter „Knecht der Knechte Gottes" haust und in drei Tagen mehr verzehrt, als Jesus sammt seinen Jüngern in drei Jahren verbrauchte, wo ein

keineswegs besonders begabter Mann sich als irdischer Machthaber verehren und als „heiliger Vater" die Füße küssen läßt, während Jesus schlicht und bescheiden mit Jedermann verkehrte, wie mit einem Bruder. Und er durchschnitt die stolzen Gemächer und gelangte in jene Räume, wo in mächtigen Folianten und Pergamentrollen alle die s. g. „Beweismittel" der Kirche aufgestapelt sind. Dort konnte er lesen, was Priester im Laufe der Jahrhunderte aus seiner holden Menschenlehre gemacht haben, wie sie sein reingeistiges „Reich" zu einer irdischen Gewaltherrschaft machten, wie sie um der Lehre der „Liebe" willen plündernd und mordend die halbe Welt durchzogen.

Da war mir, als spielte um Jesu Mund ein Zug des tiefsten, bittersten Schmerzes; weit weg schleuderte er eine der dicksten Rollen, die, Gott weiß, welche gelehrten „Beweise" für dies oder jenes Dogma enthielt, und ich gedachte seines „Wortes": „Wehe Euch, Ihr Pharisäer und Schriftgelehrten!"

Aus dem Vatican schritt er hinab auf den Petersplatz, wo Tausende von Menschen lautplärrend knieten und ihre Brust zerschlugen, während ein mit Gold und Edelsteinen bedeckter Greis feierlichen Schrittes zur nahen Peterskirche wandelte. „Was soll das bedeuten?" fragte der Nazarener einen lautheulenden Römer. Der sah ihn zornig staunend an und sagte: „Bist Du ein Jud' oder Ketzer, daß Du nicht anbetend in den Staub sinkst vor dem Vater der Christenheit, dem Statthalter Christi?" Da trat der Nazarener hastig zur Seite, und sprühend flammte sein wunderbares Auge über all' die tausend Menschen, die hier im Namen seiner Freiheitslehren im Staube umherkrochen vor einem

Menschen! Und er wandte sich ab von dem goldstrotzenden Dome, den einst prunkliebende Päpste errichteten aus dem Schweiße und Blute der Völker und aus dem Erträgnisse des unwürdigsten Ablaßschachers.

Während der Papst unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und dem Evvivageschrei der Menschen stolz und prächtig in den Dom einzog, wo das Bildniß Jesu kostbar geschmückt am Kreuze hängt, eilte der Nazarener durch die Straßen und über die Plätze der „ewigen Stadt", und mir war, als suche er einen — Christen. Priester, Mönche, Soldaten und Gensdarmen fand er genug, prächtige Tempel voll Gold, Weihrauchdunst und Posaunengeschmetter sah er in jeder Gasse — aber er eilte weiter, vorüber an jenem Schandgebäude, an dessen Mauern der Fluch der Völker hängt, vorüber an dem „Palaste der heil. apostolischen Inquisition", vorüber an prachtvollen Klöstern, wo die Faulheit sich an der todtgeschlagenen Lehre der Liebe und der Freiheit mästet, vorüber an der blutgetränkten Stätte, wo die von den „heiligen Vätern der Christenheit" bestätigten Todesurtheile vollstreckt werden. Nach den Katakomben trieb es ihn hin, nach jenen denkwürdigen Stätten, wo einst wahre Christen in goldener Treue gelitten und gestorben für die schlichte, unverfälschte Lehre der Menschenliebe.

Mit dem Blicke voll Sehnsucht stieg er hinab in die düstere Welt des Todes, wo Gebein an Gebein, Schädel an Schädel ein tausendfaches gewaltiges Zeugniß ablegen für die herz- und seelengewinnende Macht der alten Jesuslehre.

Aber er fand auch hier nicht, was er suchte. „Kaufen

Sie, Signor, kaufen Sie kostbare, höchstwunderthätige Reliquien vom heiligen X. X.! . . . Hier Stücke vom echten, wahren Kreuze, daran Jesus gehangen, vom Schwamme, daran er gesaugt, von der Lanze, mit der man ihn gestochen . . . Alles echt und von Sr. Heiligkeit dem Papste gesegnet und besiegelt! . . . Per Stück nur einen Thaler, Signor! . . . nur einen halben Thaler!" . . . so gellte es ihm entgegen.

Da kehrte der Nazarener auch dieser Stätte den Rücken; mit einem Blicke voll Schmerz und Trauer streckte er seine Hand gegen die „ewige Stadt" aus und rief: „Wahrlich, es wird eine Zeit kommen" . . .

In diesem Augenblicke knallten irgendwo in der Nähe von Graz ein paar Böller zu Ehren der „Secundiz", und ich erwachte aus meiner Träumerei, um mir erzählen zu lassen, wie der Herr P. Greuter mit Händen, Füßen und Lunge für die „heilige Sache" gekämpft und wie der Herr Dr. Maassen wieder einmal mit erstaunlicher, theologisch-juridisch-historischer Gelehrsamkeit haarklein und haarscharf bewiesen habe, daß es mit der Alleinseligkeit des Katholicismus — richtig sei.

Da vermochte ich allerdings nicht mehr an Jesum Christum zu denken.

Selbstgemachte Gesetze.

(Nr. 29. — 1869.)

In seiner Nr. 83 bringt das bischöfliche „Volksblatt" unter der Ueberschrift „Peterspfennig" einen abermaligen

Appell an den christkatholischen Geldbeutel. Vergebens hatte man erwartet, der großen Secundiz-Schaffchur werde eine heilsame Pause folgen; das „Volksblatt“ meint's ganz anders, es will nun schon „regelmäßige Beiträge“!

Wer also auch ferner Lust hat, die Soldaten und Lakaien des Papstes ernähren zu helfen, der genire sich durchaus nicht vor der Stimme seiner Vernunft.

Während der Capuciner solchermaßen auf neuen Bettel ausgeht, versetzt er in seinem Jubelfeierdusel zugleich unserer Weltlichkeit folgenden Hieb:

„In der Aufrechthaltung der Souveränität des Papstes vertheidigen wir die Freiheit des Gewissens in einer Zeit, welche selbstgemachte Menschengesetze als das öffentliche Gewissen erklärt“ ...

Ueber die merkwürdige Zusammenkuppelung von Papstthum und — Gewissensfreiheit ist jede Bemerkung Luxus; aber bei der Stelle von den „selbstgemachten Menschengesetzen“ will ich den Capuciner freundlichst fragen, ob denn nicht auch die Gesetze der Kirche „selbstgemachte Menschengesetze“ sind? Der Capuciner kennt doch ohne Zweifel die Geschichte seiner Kirche und weiß daher auch, wie die Päpste und Concilien ein Dogma nach dem andern fabricirten, ohne daß jemals bekannt geworden, daß der liebe Gott dabei mitgeholfen.

Es ist nicht gut, daß der Capuciner den Menschengeist und seine Werke so unversöhnlich haßt; ein echtes Christengemüth soll tolerant sein auch gegen das, was es nicht hat.

„Samenkörnlein."

(Nr. 29. — 1869.)

In seiner hiesigen Secundiz-Predigt sprach der bekannte Pater Greuter auch vom drohenden Concil und beruhigte die gläubigen Gemüther über das bevorstehende neue Dogma in folgender classischer Weise. Neue Glaubenslehren, versicherte er, würden in der katholischen Kirche niemals geschaffen; es seien das nur längst vorhandene und in der Kirche verstreute „Samenkörner", die nach dem „Rathschlusse Gottes", beiläufig wie die Aloe, erst nach Jahrhunderten aufblühen. — Das ist der billigste und bequemste Glaubensspaß, den ich je vernommen! Man zieht einen ungeheueren Unsinn aus der Tasche, erklärt ihn für ein „Samenkörnlein", welches gerade an der Tour sei, aufzugehen, d. h. geglaubt zu werden, und — ein neuer Glaubenssatz ist fertig. Kein Jahr wäre da die Christenheit vor dem Aufknacken eines neuen „Samenkörnleins" sicher!

Nein, Herr Greuter, diese Art Kunstgärtnerei gedeiht heutigen Tages nimmer; — die Welt hat sich an den bereits geschluckten „Körnlein" schon genugsam den Magen verdorben.

„Der Zweck heiligt die Mittel!"

(Nr. 30. — 1869.)

Bekanntlich hat der Jesuitenpater Roh Demjenigen 1000 fl. versprochen, der ihm beweise, daß obiger Spruch jemals ein Lehrsatz der Jesuiten gewesen sei. Hierauf hat

schon im November v. J. der protestantische Pfarrer Mauerbrecher in Bergzabern (Pfalz) den unumstößlichen Beweis aus dem Werke eines der angesehensten Jesuitenlehrer, P. Busembaum, geliefert. In diesem Werke, genannt „Medulla theologicae moralis“ heißt es im Buche VI. Capitel 3: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licitas“ (Wenn der Zweck erlaubt ist, sind auch die Mittel erlaubt).

Bis jetzt hat der Pater Roh seine 1000 fl. noch nicht abgeliefert; — er wird wohl den alten Jesuiten-Lehrsatz auch da anwenden wollen, und seine ganze Preisausschreibung wäre dann nur eine neue Art — Himmelsschwindel gewesen.

Wenn die „Unfehlbarkeit“ des Papstes

vom neuesten Concil wirklich zum „Dogma“ erhoben wird, so dürfte sich auch das gelegentliche Aufknacken folgender „Samenkörnlein“ empfehlen:

1. Selbstverständlich die Nüchternheit Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel;
2. der Menschenverstand des Grazer „Volksblattes“;
3. die Unbefleckbarkeit der Capucinerkutte;
4. der Hungertyphus katholischer Cardinäle, Bischöfe und Prälaten;
5. das Niedagewesensein schwangerer Nonnen;
6. die Nothwendigkeit des „Peterspfennigs“ für die Erhaltung des lieben Gottes;
7. die Sittlichkeit der Jesuitenmoral.

Erklärt man dann etwa noch den Blödsinn für obligatorisch, so wäre so ziemlich Alles erreicht, was sich auf der einmal eingeschlagenen Bahn überhaupt erreichen läßt.

Schmerzhafter Blödsinn.

(Nr. 31. — 1869.)

Unter dem Titel: „Die schmerzhafte Mutter Maria Freienstein in Obersteiermark" hat im vorigen Jahre ein Priester „cum permissu Superiorum", also mit Erlaubniß seiner kirchlichen Vorgesetzten, ein Büchlein herausgegeben, welches mit der Höllenbeschreibung des Priesters Schöpf oder den bekannten „Erscheinungen einer armen Dienstmagd in Oberösterreich" einen gemeinschaftlichen Einband von gedoppeltem Eselsleder verdiente.

Wir erfahren da zunächst, daß diese ganze schmerzhafte Geschichte von Freienstein ihr Entstehen den Jesuiten verdankt, deren „heilige Gewohnheiten" in dem Büchlein nicht wenig gepriesen werden. Aus purer „heiliger Gewohnheit" etablirten diese geriebenen Speculanten vor zweihundert Jahren jenes Wallfahrtsgeschäft, hingen ein „wunderthätiges" Bildniß Mariä d'rin auf und — warteten auf Kundschaften. Die blieben denn auch nicht aus und es tröpfelte „Wunder" und regnete „fromme Opfer", um die sich's bekanntlich bei den curiosen Gesellschaften Jesu in erster Linie handelt.

Der Verfasser ist auch schamlos genug, eine Reihe „glaubenswürdiger Berichte" über die „auffallendsten Gebetserhörungen" aufzuzählen und sich dabei auf das vor hun-

dert Jahren in Graz erschienene Buch eines Jesuiten zu berufen. Da heißt es u. A.:

„Oefters nahmen die Bewohner der umliegenden Ortschaften, wenn sie von Mißwachs oder Viehseuchen heimgesucht wurden, zu Maria Freienstein ihre Zuflucht, und ihr Vertrauen wurde belohnt, so z. B. in den Jahren 1732, 1747, 1749, 1757."

Wenn man das liest, könnte man glauben, es habe damals auf dem Lande noch eben so große Dummköpfe gegeben, als es deren noch — heute gibt.

„Im Jahre 1669 erhielt die fast gänzlich erblindete Tochter einer armen Frau wiederum gesundes und klares Augenlicht."

Hier schlägt der Schwindel in's Fach der Augenheilkunde; wie denn nach der Versicherung des Verfassers das Wunderbild von Freienstein „sich besonders in Augenkrankheiten oftmals barmherzig und hilfreich erwiesen hat".

Ein leinwandenes oder hölzernes Bild als — Specialarzt für Augenkranke! Ich gratulire unserer k. k. Medicinalbehörde zu dieser unter ihren Augen betriebenen Curpfuscherei.

„Abt Raimund von Admont überschickte nach Freienstein eine 3 Centner schwere Glocke aus Dankbarkeit für die durch Mariens Fürbitte im Jahre 1672 erlangte Gesundheit."

Ob dieser Abt auf der den Jesuiten zugesandten Glocke die bekannte Devise eingraviren ließ: „Eine Krähe hackt der anderen nicht das Auge aus" — darüber sagt das Büchlein nichts. Hoffentlich hat er's nicht vergessen.

„Ein Bürger von Mautern rettet im Jahre 1718 sein Haus vom Feuer, welches alle umstehenden Wohnungen zu Asche brennt, durch ein Gelübde nach Maria Freienstein."

Also offenbare Bestechung während einer Feuersbrunst. Während Alles brennt, verspricht der Kerl geschwind, den Jesuiten — wollte sagen: der Madonna — irgend ein

Präsent und die Flammen ziehen sich sofort respectvoll zurück, um nur die Häuser Derer zu fressen, welche nichts „spendiren" wollen.

(Bei den abruzzesischen Banditen kann man sich gegen Erlag eines mäßigen Tributes gegen räuberische Anfälle versichern.)

„Ein wilder Stier erfaßt (1719) eine Jungfrau zwischen seine Hörner und schwingt sie in die Luft. In dieser Todesangst ruft das Mägdlein: „Maria Freienstein!" und augenblicklich läßt das besänftigte Thier seine Beute unverletzt fahren!" —

Hieraus sehen wir, daß Alles in Allem doch noch das Rindvieh den meisten Respect vor „Wundern" hat.

Hier scheint der Verfasser selbst von einem leisen Grauen erfaßt worden zu sein; denn er spricht ablenkend: „Doch ich will Dich, frommes Kind Mariä, nicht durch längere Aufzählung ermüden" ... was jedenfalls das christlichste Wort im ganzen Büchlein ist.

Anmuthig macht sich der folgende Absatz:

„Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Jesuiten-Orden der Ungunst der damaligen, glaubenskalten Zeit weichen mußte, da erlitt die Wallfahrt Maria Freienstein freilich großen Eintrag; denn die eifrigen Hofcapläne der Himmelskönigin wurden entfernt, und das gläubige, katholische Volk sah nimmer die herrlichen Tugendspiegel, hörte nimmer die Aufmunterungen der gottliebenden Missionäre und begeisterten Diener Marien's!"

Jene „glaubenskalten Zeiten" waren die Zeiten Josephs II., der bekanntlich dem Pfaffenthum exemplarisch einheizte und besonders mit den Jesuiten, diesen „eifrigen Hofcaplänen der Himmelskönigin", gründlich aufräumte. — Heute hängen uns diese „herrlichen Tugendspiegel" wieder vor Augen — aber leider nicht an dem gebührenden Orte.

Zum Schlusse erheitert uns der Verfasser durch folgenden der Sache würdigen Schwank:

„Ein frommer Jesuiten-Pater soll durch mehrere Jahre täglich einen Sack, mit Steinen beschwert, den Berg hinaufgetragen haben. Die Liebe zur schmerzhaften Mutter hatte ihm diese Bußübung eingegeben!“

Im Allgemeinen ist man gewohnt, die Jesuiten mit den Geldsäcken anderer Leute durch die Weltgeschichte rennen oder schleichen zu sehen, und es ist daher die Erscheinung jenes Steinschleppers eine recht wohlthuende. Welches Vergnügen mag doch die „schmerzhafte Mutter“ an diesem armen Teufel gehabt haben, der ihr da Tag für Tag einen ganzen Haufen Steine zum Präsent machte! Findet sich denn in Graz gar kein frommes Gemüth, welches alle Tage ein paar dicke Steine aus dem gotterbärmlichen B u r g t h o r e nach „Straßengel“ oder an einen sonstigen „Gnadenort“ schleppen möchte? Der Mann könnte damit den „Engeln“ und den Grazern ein bedeutendes Vergnügen machen.

Vielleicht überlegt sich der Capuciner die Sache. —

Pflichtgetreu aber frage ich mich in gewohnter Weise bei den geistlichen Vorgesetzten jenes schmerzhaften Broschüren-Verfassers an: ob man bei Herausgabe solchen Blödsinnes etwa die Hebung der ländlichen Intelligenz im Auge hatte, oder ob man sich vielleicht ein bischen schämen und energische Maßregeln gegen den ferneren Betrieb jener höchst verdächtigen Augenklinik zu Freienstein ergreifen möchte?

Die Deutschnationalen.

(Beleuchtung einer in Nr. 90 des „Grazer Volksblattes“ enthaltenen journalistisch-denunciatorischen Infamie.)

(Nr. 32. — 1869.)

Jedermann weiß, daß jene Partei, deren Wahlspruch: „Der Zweck heiligt die Mittel“, zur Erreichung ihres nichtswürdigen Zweckes auch in der That noch vor keinem Mittel zurückschreckte. Die Geschichte lehrt uns auf tausend blutigen Blättern, wie ein herrsch- und gewinnsüchtiges Pfaffenthum Weltkriege entzündete, Volksstämme vernichtete, Zwietracht und Mord in Staaten, Städte und Familien säete, Raub, Betrug, Erbschleicherei, Fälschung und Einbruch im Großen wie im Kleinen übte — Alles um jenes Zweckes willen, den es betrügerischerweise die „höhere Ehre Gottes“ nannte und der in Wahrheit nichts war als die irdische Macht. Um des Zweckes willen hat einst ein römischer Papst sich nicht gescheut, ein Bündniß mit der Türkei gegen Oesterreich zu schließen; um des Zweckes willen haben römische Päpste hier den Absolutismus, dort die Revolution gesegnet, hier den Nationalgeist entflammt, dort die Vernichtung der Nationalität gepredigt; um des Zweckes willen haben sich römische Päpste vor Allem eine vaterlands- und familienlose, blindgehorchende Armee geschaffen, um auf zuverlässige Bedienung rechnen zu können, wenn es galt, die edelsten natürlichsten Rechte und Gefühle der Menschheit zu bekämpfen.

Heutigen Tages kann die Partei der römischen Nacht allerdings nicht mehr darauf rechnen, das Geschäft en-gros mit Weltkriegen und Völkerplünderungen zu betreiben; sie

handelt darum en-detail mit localer Volksverdummung und Verhetzung, wühlt, schleicht und kriecht zwischen den politischen und socialen Parteien umher und schreit mit Vorliebe nach der Polizei.

Ein solcher heiserer Denunciantenschrei ist jener Artikel des „Grazer Volksblattes“. Zunächst wird darin auf die „Gefahr“ hingewiesen, welche die hiesigen Deutschnationalen gleich den „Bettelpreußen“ in Süddeutschland der „historischen Selbstständigkeit“ bereiten, und das erwachte Nationalgefühl, die Liebe zum deutschen Vaterlande wird von dem römischen Federknechte „ein aus dem Sumpfe des Egoismus und der Felonie emporgestiegenes Irrlicht“ genannt. Dasselbe Blatt, welches bei jeder Gelegenheit die nationalen Bestrebungen der Czechen und Slovenen segnet, weil dieselben gerade einmal in den römischen Kram passen, dasselbe Blatt, welches nach all' seinen (freilich erbärmlichen) Kräften bemüht war, Haß und Zwietracht in dem österreichischen Volke zu säen, als eine vernünftigere Gesetzgebung einen (leider vorerst nur dünnen) Strich durch die römische Rechnung machte — dieses selbe Druckding ist nun auf einmal ungeheuer besorgt für die Existenz Oesterreichs, weil deutsche Männer in einer deutschen Stadt öffentlich erklären, daß sie deutsch bleiben wollen und daß sie die fortschreitende Einigung des großen Vaterlandes mit Freude begrüßen.

Und warum gerade diese Pfaffenwuth gegen alle deutschnationalen Bestrebungen, diese Pfaffenangst vor der geschehenen Kräftigung und werdenden Einigung der deutschen Nationalität?

Weil diese Römlinge recht wohl wissen, daß der deutsche Geist mehr als jeder andere berufen ist, die Welt von dem

dicken Nebel des Aberglaubens und dem Mehlthau des Jesuitismus rein zu fegen; weil sie wissen, daß ein freies, einiges Deutschland bald genug die römischen Füchse aus all' den Schlupflöchern heraustreiben wird, in denen sie unter dem Schutze dynastischer Berechnung und pfahlbürgerlicher Bornirtheit so lange und so sicher gehaust. — Diese Sippschaft fühlt, daß es ihr heute oder morgen an den Kragen gehen wird; — sie lästert, lügt und denuncirt um ihre Existenz. Und in diesem Sinne thut das bischöfliche Blatt nur seine Schuldigkeit, wenn es auf die Gefährlichkeit der „Deutschnationalen" hinweist, sie „Freibeuter", „Reichsverräther" u. s. w. nennt und mit heiligem Geblinzel nach dem Staatsanwalte schreit:

„Ihr wollt das alte Oesterreich zertrümmern! Ihr wollt die Revolution! — Ihr wollt euere schwindelhaften Nationalitäten-Gelüste befriedigen — das wollt ihr — und uns nennt ihr Reichsverräther, nennt ihr Vaterlandslose!!!"

Ja, Euch, die Ihr unfähig seid, die Begriffe „Nationalität" und „Vaterland" zu fassen, die Ihr nicht nur Oesterreich sondern alle Staaten der Welt ohne Bedenken zertrümmern würdet, um eure schwindelhaften Pfaffengelüste zu befriedigen, — Euch nennt man mit bestem Rechte „Vaterlandslose", und wenn man Euch auch nicht in Bezug auf Oesterreich „Reichsverräther" nennen kann, so kann man dies doch in Bezug auf das große Reich des Menschengeistes.

Die schmählichste Lüge in dem von Lügen strotzenden Artikel ist die oft wiederholte Behauptung: die „Deutschnationalen" stünden im Dienste Preußens. Damit speculirt der Pfaffe schlau auf den wunden Fleck, den das Jahr 1866 im Herzen vieler Deutsch-Oesterreicher zurückgelassen, und igno-

rirt dabei in bübischer Weise das von der edelsten Freiheits- und Vaterlandsliebe getragene, echtdemokratische Programm des Vereines, worin für specifisch preußische oder gar hohenzoller'sche Sonderbestrebungen auch nicht das geringste Plätzchen gelassen ist. Scheu und feig weicht der Pfaffe den zündenden Devisen „deutsche Nation", „deutsche Einheit" und „deutsche Freiheit" aus und schiebt überall das Wörtchen „preußisch" unter. Er will in seiner blinden Furcht und Wuth nicht zugestehen, daß mit jedem Schritte nach vorwärts auf dem Wege der nationalen Einigung das Preußenthum mehr und mehr in dem Deutschthume aufgehen muß, und nachdem er so zum Schrecken für große und kleine Kinder den Popanz „Pickelhaube" aufgepflanzt, begibt er sich schließlich noch auf das Gebiet der persönlichen Verdächtigung. Mit einer Schamlosigkeit, wie sie in solchen Fällen gewöhnlich nur stellenjägerischen Convertiten eigen ist, legt er dem Auftreten der „Deutschnationalen" das schmutzige Motiv persönlicher Gewinnsucht unter. Glaubt denn dieser Mensch, weil in seinem „heiligen" Rom das Himmelsgeschäft längst schon zur gemeinsten Speculation auf materiellen Gewinn geworden ist, müsse auch der Deutsche mit seiner Liebe zum Vaterland Wucher treiben? Hat er über so vielen Beispielen von herzloser Selbstsucht vaterlandsloser Salblinge schon allen Glauben an selbstlose Vaterlandsliebe verloren? Möglich, daß dem so ist; jedenfalls läßt sich jene plumpe Verdächtigung nur auf Rechnung completer moralischer Verkrüppelung des Verfassers setzen.

Das „grünweiße Land" aber, an welches die letzten Zeilen jenes schmählichen Artikels appelliren, das deutsche Volk der Steiermark, wird trotz solchen Römlingsschwindels

in all' seinem geistigen Leben und Streben unauflöslich mit dem großen Vaterlande verbunden bleiben, und so werden denn einst auch aus seinen herrlichen Thälern die letzten Streifen römischen Nebels sammt der letzten Nummer des „Volksblattes" hinausgeblasen werden.

Von Kirchensatzungen und Staatsgesetzen.

(Nr. 33. — 1869.)

Der Republikaner Castelar hat jüngst in den spanischen Cortes die römische Kirche angeklagt: daß sie der Menschheit keine „liebende Mutter", sondern eine verfolgende, mordende Furie gewesen; und er hat seine Anklage bestens motivirt. Mit unbeschreiblichem Enthusiasmus umdrängte die ganze Versammlung den edlen Freiheitsredner, und gesenkten Hauptes schlichen die wenigen Vertheidiger der Kirche hinaus.

Es liegt in diesem Vorfalle eine Mahnung eigenthümlicher Art an die Gesetzgeber aller Staaten. Für vernünftige Menschen kann eine „Kirche" nichts anderes bedeuten, als eine Privatgesellschaft, welche sich von einem gewöhnlichen Vereine oder einer Actiengesellschaft nur durch die Beschäftigung unterscheidet. Das anmaßende Prädicat „göttliche, daher über alle menschlichen Gesetze erhabene Einrichtung" wird der moderne Staat doch wohl keiner Religionsgenossenschaft mehr zugestehen wollen, und hiermit fällt auch alle Ursache weg, den einzelnen „Kirchen" durch die Gesetzgebung einen höheren Schutz angedeihen zu lassen, als

den übrigen anerkannten Privatgesellschaften. Die Sache ist im Interesse der Vernunft und Wahrheit von Wichtigkeit; denn so lange die Gesetzgebung die Glaubenssätze der Kirchen gegen die öffentliche Kritik in besonderen Schutz nimmt, thut sie der öffentlichen Vernunft Zwang an und hindert das Erforschen und freie Bekennen der Wahrheit nicht wenig.

Wir sehen z. B. in der katholischen Kirche die unglaublichsten Lehren zu „Dogmen" werden und damit unter den ganz besonderen Schutz des Gesetzes treten.

Noch vor sechszehn Jahren konnte Jedermann die „unbefleckte Empfängniß" Mariä für baaren Unsinn erklären, ohne darum mit dem Staatsanwalte in Conflict zu gerathen. Probire das Einer jetzt, da die Sache zum „Dogma" geworden.

Heute darf noch jeder Vernünftige die „Unfehlbarkeit" des Papstes nicht nur für erlogen halten, sondern auch öffentlich dafür erklären. Beliebt es aber etwa dem neuesten Concil, diese „Unfehlbarkeit" zum „Dogma" zu ernennen, so tritt damit die colossalste Lüge unter den ganz besondern Schutz der Gesetze des Staates!

Liegt in solchen Mißverhältnissen nicht eine schwere Gefahr für die Pflege der öffentlichen Vernunft und vor Allem der öffentlichen Ehrlichkeit?

Darum keinen besonderen weltlichen Schutz mehr für die geistliche Speculation; sondern gleiches Recht für die Satzungen der Kirchen wie für die Statuten des erstbesten Vereines!

Aus der Verbrecher-Chronik der „Gesellschaft Jesu".

(Nr. 33—40. — 1869.)

Wollte man den eigenen Geschichtswerken der Jesuiten glauben, so wären niemals heiligere, tugendhaftere Menschen auf Erden gewandelt, als die von der „Gesellschaft Jesu".

In dem Jesuitenwerke „Imago primi saeculi Societatis Jesu" nennt sich die Gesellschaft in anmuthiger Bescheidenheit: „Jenen feurigen Wagen Israels, der aus besonderer Gnade Gottes in diesen für die Kirche so bedrängten Zeiten zur Freude aller Welten wieder erscheint und in welchem sich statt Soldaten eine Schaar Engel (Jesuiten nämlich) befindet." (Lib. III. Orat. I. pag. 401.)

In demselben Spitzbubenwerke erklären sich die Jesuiten für so heilige Leute, daß sie gar nicht verdammt werden können. So oft ein Jesuit stirbt, kommt Jesus expreß vom Himmel, um die Seele des Sterbenden mit sich zu nehmen. (Lib. V. Cap. VIII. pag. 648).

Ferner erklärt sich die Gesellschaft für erhaben über alle schädlichen Einflüsse der Zeit, denen selbst die Kirche unterworfen ist. Sie kann nie veralten oder verdorben werden. (Lib. I. Cap. X. pag. 104.)

Zur richtigen Würdigung der „Heiligkeit" dieses Ordens sind einige historische Proben hier am Platze. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (kurze Zeit nach Gründung des Ordens) wurden die Jesuiten schon mit Schimpf und Schande aus der toscanischen Stadt Montepulciano vertrieben. Die „heiligen Väter" hatten sich dort wie Schweine aufgeführt. Einer hatte ein junges Mädchen auf freiem Felde

genothzüchtigt, ein anderer war noch rechtzeitig an einem Nothzuchtversuche gehindert worden. Der Rector des Jesuiten-Collegiums, P. Johann Gambar, stand mit vielen Frauen in unzüchtigem Verkehre, und befriedigte seine Gelüste u. A. auch mit zwei Schwestern im Beichtstuhle. Obgleich durch Briefe und Zeugen überwiesen, leugneten die heiligen Sünder nach echter Jesuitenmanier Alles rundweg und erklärten: „sie hätten durch ihren gottseligen Eifer viele Mädchen zum Eintritte in Klöster bewogen und es überhaupt dahin gebracht, daß die Frauen in Zucht und ehelicher Treue lebten. Hierüber seien die sündhaften Bewohner der Stadt erzurnt gewesen und hätten sie, die „heiligen Väter", verleumdet." —

Bald darauf (1564) erregte der Jesuiter-Pater Ribera, Beichtvater des Cardinals Carl von Borromeo, einen mächtigen Scandal, indem er sich der Schändung eines Edelknaben des Cardinals schuldig machte, und der Jesuiten-Pater Nicolaus Coprevizius ließ sich am erzherzoglichen Hofe zu Graz in Steiermark in schnödester Unzucht mit einem Hoffräulein erwischen. Das Hoffräulein genas eines gesunden Söhnleins der „Gesellschaft Jesu".

In den Jesuiten-Collegien zu Agen und Bordeaux trieben der Magister Franz Mingelousaux und der Pater Leonhard Alemay die Knabenschändung systematisch, und die Autoren Alphons de Vargas und Peter Jarrige (beide Jesuiten von vier Gelübden) berichten in ihren Werken unter genauer Angabe von Namen, Zeit und Ort zahlreiche Beispiele von Verführung, Schändung und Nothzucht, welche von Jesuiten in Privathäusern, Collegien, Klöstern und Kirchen begangen wurden. —

So stand es mit der Keuschheit dieser „Engel" auf dem „feurigen Wagen Israels". Sehen wir nun, wie sich die „heiligen Väter" zu dem Geschäfte der Banditen und Meuchelmörder verhielten.

Schon in der ersten Zeit seines Bestehens (1560) wurde der Jesuiten-Orden einer schmählichen Erbschleicherei wegen aus dem Schweizer-Canton Graubünden vertrieben. Es war in dem Flecken Ponte ein hochbetagter Mann, Namens Anton Quadrius, der sich ein bedeutendes Vermögen erspart hatte. Durch betrügerische Vorspiegelungen aller Art wußten die Jesuiten den schon fast kindisch gewordenen Greis zu bewegen, sein ganzes Vermögen der „höheren Ehre Gottes" zu weihen. Die rechtmäßigen Erben brachten aber die Sache vor den Bundestag, und hier wurde trotz aller Fürsprache jesuitenfreundlicher Fürsten Deutschlands und Italiens beschlossen, daß die Jesuiten das erschlichene Erbe zurückzuerstatten und den Canton für immer zu verlassen hätten.

Fünfzig Jahre später schlichen sie sich wieder in Wallis ein, wurden aber auf Antrieb eines angesehenen, freisinnigen Bürgers, Namens Barthol. Alett, wieder verjagt. Zur Rache hiefür wurde Alett von den Jesuiten mittelst einer Schrift vergiftet. Er öffnete das Schriftstück an einem Morgen, als er noch ganz nüchtern war, und es stieg ihm daraus ein so heftig wirkendes Gift in Gehirn und Lunge, daß er trotz sogleich angewendeten Gegengiftes erlag. (Hospiniani Jes. Hist. pag. 135 & 207.) —

Am 31. Juli 1589 wurde der König Heinrich III. von Frankreich im Lager zu St. Cloud durch den Jacobinermönch Clement ermordet, und die Historiker Mezerai und Thuan weisen nach, daß die „Gesellschaft Jesu" mit

jenem Meuchelmorde in directe Verbindung zu bringen sei. Schon der Eifer, mit welchem sie unmittelbar nach der That die Emordung des Königs als ein „rettendes Wunder", und den Mörder als einen „Märtyrer" priesen, macht ihre Mitschuld mehr als wahrscheinlich. In ihrem Jahresberichte verkündeten sie frohlockend: „An dem Tage, an welchem wir durch ein königliches Edict aus Bordeaux vertrieben werden sollten, wurde der Urheber dieses Edictes seines Lebens verlustig. Wir wären nach St. Macaire verbannt und sämmtlich vernichtet worden, wenn nicht zuvor jener „Eine" (der König) vernichtet worden wäre." (Annuae Litterae Societat. Jesu 1589. Collegium Burdigalense.) Ja, der Jesuit Johann Mariana sagt in seinem Werke (De Rege et Regis institutione. Lib. I. Cap. VI.), daß sich der Mörder Clement durch jene That „unsterblichen Ruhm" erworben habe, und der infame Jesuitenfreund Papst Sixtus V. hielt, als er die Nachricht von dem Morde empfangen, dem Mörder vor dem versammelten Consistorium eine begeisterte Lobrede, worin er ihn über Eleazar und Judith erhob. (Jac. Aug. Thuani Hist. sui temporis. Tom. VI. Lib. XCVI. n. X. pag. 767.)

Im Jahre 1593 wurde in Melun ein Soldat, Namens Peter Barriere, über der Absicht, den König Heinrich IV. zu ermorden, ertappt und hingerichtet. Er gestand, von dem Jesuiten Barade und anderen Jesuiten zum Morde überredet worden zu sein; man habe ihm dieses Verbrechen als ein „heiliges, gottgefälliges Werk" gepriesen und dafür die „ewige Glückseligkeit" zugesichert. (Mezerai. Tom. III. Lib. IV. — Jac. Aug. Thuani Hist. s. temp. Tom. V. Lib. CVII n. XIII. pag. 305.) —

Im nächsten Jahre (1594) verwundete der Jesuitenschüler Johann Castel den König Heinrich IV. durch einen Dolchstoß. Er war durch den Jesuiten-Pater Gueret und den Rector des Jesuiten-Collegiums P. Joh. Guignard zu diesem Verbrechen verleitet worden.

Castel und Guignard wurden hingerichtet, Gueret auf Lebenszeit verbannt. Dafür wurden diese drei Schurken noch bis in die neuere Zeit durch jesuitische Geschichtsfälscher als „Märtyrer" gepriesen.

Die von den Jesuiten in Frankreich verübten Verbrechen waren so schwer und zahlreich, daß gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Parlamente von Languedoc und Paris ihre gänzliche Vertreibung beschlossen. In ersterem Parlamente entlarvte der General-Advocat Belloy mit schlagenden Argumenten die Heuchelei der schändlichsten Verbrecher-Gesellschaft, welche jemals unter heiligem Vorwande die Menschheit betrogen, bestohlen und gemordet, und schloß seine glänzende Rede mit den Worten: „Sie (die Jesuiten) haben auf ihren Kanzeln, in den Beichtstühlen und in schmählichen Schriften den Königsmord gerechtfertigt. Die Bande der menschlichen Gesellschaft sind zerrissen durch die Verschwörungen und Zwiste, welche sie in unseren Staaten veranlaßten. Seit diese elenden Fremdlinge durch Betrug unsere Jugend blenden, findet man nur Verwirrung und Gesetzlosigkeit. Ihre Habsucht und ihr Geiz hat Alles angesteckt" . . . .

(Dieses Urtheil ist im Laufe der Zeit noch unzähligemale über die Jesuiten gesprochen und durch zahlreiche unwiderlegliche Beweise begründet worden. Seit drei Jahrhunderten hat diese absonderliche Pfaffenbande alle Staaten

der civilisirten Welt zum Tummelplatze ihrer Verbrechen und Laster gemacht — immer getreu ihrem historischen Grundsatze: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Und Angesichts alles dessen leugnet Euch heute doch der erstbeste Jesuit mit frechem Himmelsgeblinzel jeden — auch den geringsten „Fehltritt“ seiner „heiligen“ Sippschaft ab, und ein vom Hafer des Uebermuthes gestochener Pater, Namens Roh, setzte sogar einen zu seinem „Armuthsgelübde“ ganz nett passenden Preis von 1000 fl. auf den Nachweis: daß obiger Jesuiten-Grundsatz wirklich als solcher existire.

(Der Nachweis ist dem Pfaffen aus einem der hervorragendsten Jesuiten-Lehrbücher geliefert worden; von der Bezahlung der 1000 fl. hat aber noch kein Mensch etwas erfahren. Pater Roh denkt sich wohl, das gehe auf eine Rechnung mit den übrigen Streichen der „Gesellschaft Jesu“.)

Im Jahre 1582 wurde zu Antwerpen der Prinz Wilhelm von Oranien durch einen jungen Spanier, Namens Johann Jaurigni, meuchlerisch verwundet. Die Untersuchung ergab, daß Jaurigni durch einen Mönch zu dieser That verleitet vorden war. Vier Jahre später entwendeten die Jesuiten die Gebeine des Mörders und bewahrten sie als „kostbare Reliquien“. Es ist um so weniger zu bezweifeln, daß auch dieser Mordversuch von den Jesuiten ausging, als die am 10. Juli 1586 wirklich erfolgte Ermordung des Prinzen Wilhelm ihnen jedenfalls zur Last fällt. Der Mörder, Balthasar Gerard, bekannte, daß er sich zuerst in Trier während der Beichte mit einem Jesuitenpater über den Anschlag berathen habe, und daß er sowohl von diesem, als auch von drei andern Jesuiten und einem

Barfüßermönche wiederholt und dringend zur Ermordung des Prinzen angeeifert worden sei. Alle diese frommen Schufte segneten ihn und versprachen ihm die „Märtyrerkrone im Himmel“ — dieses bekannte billige Trinkgeld für alle im Dienste des Pfaffenthums verübten Schandthaten.

(Van Meteren, Niederländ. Geschichte. Th. I. Buch XI. S. 428.)

Als nach Wilhelms Ermordung die Generalstaaten dessen Sohn, Grafen Moriz von Nassau, zu ihrem Haupte wählten, versuchten es 1595 die Jesuiten abermals mit dem Meuchelmorde. Sie versprachen einem armen Faßbinder, Namens Peter Panne, die „ewigen Freuden des Himmels“ und eine jährliche irdische Pension, wenn er den Grafen ermorde. Als er sich darauf zur Ausführung bereit erklärte, erhielt er im Jesuiten-Collegium zu Duvay Absolution und Abendmahl, ward nochmals dringend zur muthigen Durchführung seines „heiligen, verdienstlichen Werkes“ ermahnt, mit einem langen, vierschneidigen Dolche versehen und nach Leyden geschickt, wo Graf Moriz residirte. Dort wurde er von zwei Jesuiten empfangen und abermals zu Muth und Vorsicht ermahnt. Der Anschlag ging aber gänzlich fehl, Panne wurde ergriffen, und die gerichtliche Untersuchung förderte die ganze Niederträchtigkeit der Jesuiten zu Tage. Noch in demselben Jahre wurden die „heiligen Väter“ aus der niederländischen Republik vertrieben. (J. A. Thuani Hist. sui temporis. T. V. Lib. (CXXI. n. VII. pag. 757.) —

Wir haben nun diese nichtswürdige Gesellschaft in ihrem historischen Walten auf den Gebieten der Unzucht und des Meuchelmordes beobachtet; in Folgendem

werden wir sehen, wie sie „zur höheren Ehre Gottes" Politik getrieben.

Ich halte solche geschichtliche Erinnerungen für besonders heilsam in einem Lande, wo das Volk die Geschichte entweder gar nicht, oder für römische Zwecke gefälscht, kennen lernte.

Während die Jesuiten überall das Volk durch Wunderschwindeleien, unerhört alberne „Religions-Uebungen" jeder Art und Verfälschung des Unterrichtes zu verdummen und zu entsittlichen suchten, drängten sie sich zugleich in listigster Weise an die Mächtigen heran, um durch sie die Geschicke der Welt zu leiten. Sie waren es vornehmlich, welche die Fürsten zu den schändlichsten Verfolgungen Andersgläubiger aufhetzten und mittelst ihres großartigen Spionagesystems viele Tausende von „Ketzern" in die Hände der „strafenden Gerechtigkeit" lieferten. Zu ihren ersten Opfern gehörten die Waldenser, welche sich nach einem langen, entsetzlichen Vertilgungskriege aus dem südlichen Frankreich in die Gebirge von Savoyen geflüchtet. Diese schon im 11. Jahrhunderte von Peter Waldo, einem Lyoner Bürger, gestiftete Secte hatte sich den unversöhnlichen Haß der römischen Pfaffenschaft zugezogen, weil sie sich mit Ekel von dem bodenlosen Sumpfe priesterlicher Unzucht, Betrügerei und Herrschsucht abgewendet hatte und die Wiederherstellung der alten, einfachen Christuslehre erstrebte. Wie die Waldenser diesen edlen Vorsatz ausführten, beweise folgender Bericht, den eine vom Könige Franz II. von Frankreich eingesetzte Untersuchungs-Commission erstattete. Diese aus Katholiken bestehende Commission mußte bekennen:

„Die Waldenser seien Leute, die seit dreihundert

„Jahren mit unermüdetem und unbelohntem Fleiß ein rauhes „und unfruchtbares Erdreich bearbeiten; sie seien im höchsten „Grade der Arbeit und des Hungers gewohnt; sie wären „Feinde des Zankes und gegen Dürftige „freigebig; sie hätten von jeher mit vorzüglicher Treue „ihren Fürsten die Abgaben entrichtet; ihr Gottesdienst be= „stünde in unermüdetem Gebete und in der Unschuld „ihrer Sitten; übrigens gingen sie selten zur Kirche; „sie würfen sich nicht vor heiligen Bildern auf „die Erde; sie opferten diesen keine Wachslich= „ter oder Gaben; sie ließen von ihren Priestern „für Verstorbene keine Messen lesen; sie bezeichnen „sich nicht mit dem gewöhnlichen Zeichen des Kreuzes; wenn „es donnert, besprengten sie sich nicht mit ge= „weihtem Wasser, sondern flehten mit zum Himmel er= „hobenen Augen Gottes Hilfe an; sie pflegten nicht „an heilige Orte zu wallfahrten, auch nicht auf „ihren Reisen vor einem Krucifixbilde das Haupt zu ent= „blößen; sie verrichteten ihren Gottesdienst auf eine andere „Weise und in der Volkssprache; sie ehrten endlich nicht den „Papst oder die Bischöfe, sondern sie wählten sich aus ihrer „Mitte ihre Vorsteher und Doctoren".*)

Dieser Bericht würde den Waldensern vor vernünftig und gerecht denkenden Menschen zum schönsten, ehrendsten Zeugnisse gedient haben; vor einem Monstrum des Truges und der Brutalität aber, wie es die römische Hierarchie war, wurde er zu ihrem Todesurtheile, dessen Vollstreckung dem Könige von Frankreich, als dem „allergetreuesten Sohne

* (*Jac. Aug. Thuani Histor. s. temp. Tom. I. Lib. VI, pag. 224.*)

der Kirche", oblag. (Damals waren nämlich die Fürsten mit wenigen Ausnahmen noch elend oder dumm genug, den römischen Päpsten als Henkersknechte zu dienen.)

Ein feiger Mordbrenner, Namens Baron Oppede, ward mit der „Bekehrung" der Unglücklichen betraut, und er „bekehrte" mit Feuer und Schwert, mordete die Männer, schändete die Frauen und pflanzte triumphirend seine blutbefleckten römischen Götzenbilder auf eine ungeheure Brandstätte.

Die wenigen nach Savoyen entkommenen Waldenser sammelten sich dort in den Gebirgen zu neuen Gemeinden und fanden bald zahlreiche Anhänger. Der Herzog von Savoyen wollte nach einem mißlungenen Ausrottungsversuche die „**Ketzer**" durch ein sogenanntes „Religionsgespräch" zu gewinnen suchen; ward jedoch durch den schändlichen Papst Innocenz III. aufgefordert: nochmals „das einzig wirksame Mittel, den Z w a n g", anzuwenden. Und so geschah es.

Die damals noch junge „Gesellschaft Jesu" ergriff diese Gelegenheit, um ihren Eifer für die „heilige Sache" zu beweisen und sandte sogleich den Pater P o s s e v i n nach Savoyen, wo er rasch das Vertrauen des Herzogs gewann und an der Spitze einiger tausend Soldaten auf die Ketzerjagd auszog. Er fungirte dabei abwechselnd als Spion, Prediger, Richter und Henker, schonte weder Alt noch Jung und überwachte mit besonderer Sorgfalt die Verbrennung der Waldenser-Priester bei langsamem Feuer. Er war dabei noch der habsüchtigste und lüderlichste Schurke, der jemals unter „heiligem" Vorwande gestohlen und gelottert — was bekanntlich viel sagen will.

Trotz aller Kämpfe aber und trotzdem der Herzog auf

Possevin's Rath zu wiederholtenmalen die schmählichsten Treulosigkeiten wider die Waldenser verübte, gelang es nicht, diese heldenmüthige Secte auszurotten, vielmehr kam im Jahre 1561 ein Friedensschluß zu Stande, welcher den Waldensern für „alle Zeiten" freie Religionsübung garantirte. Der Papst war wüthend und machte dem Jesuiten-Generale Lainez die heftigsten Vorwürfe über diese mangelhafte Bedienung — „Gottes". Der tausendfache Mordbrenner Possevin hatte nach der Meinung dieses exemplarischen „Vaters der Christenheit" noch zu milde gehandelt!

Das größte Verbrechen der „Gesellschaft Jesu" ist die Veranlassung des dreißigjährigen Krieges.

Schon 1578 hatten sie den Kaiser Rudolf II. verleitet, die den Steirern und Oesterreichern garantirte Religionsfreiheit wieder zu nehmen. Damals waren Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain fast ganz protestantisch und wären es noch heute, wenn nicht fürstliche Gewaltthat und Treulosigkeit, angeregt durch jesuitische Niederträchtigkeit, sie wieder „katholisch gemacht" hätte.

Ein Haupt-Katholischmacher war der fanatisch-bigotte Erzherzog Carl, welcher zuerst die Jesuiten in Graz einführte und von dort aus seine „Bekehrungs"-Arbeit in großartigem Maßstabe betrieb. Er ließ die Kirchen der Protestanten von Grund aus zerstören, ihre Bücher verbrennen *) und die lutherischen Prediger verjagen und durch katholische ersetzen.

Die Jesuiten dienten ihm dabei vortrefflich; sie durchstrichen in allen möglichen Verkleidungen die steierischen Ge-

*) Auf dem Grazer Schloßberge wurden auf einmal 12.000 protestantische Bücher verbrannt.

birge und denuncirten jede „ketzerische" Regung. Dabei hatten sie nicht blos die „höhere Ehre Gottes" im Auge, sondern auch die Casse ihrer Gesellschaft, die bei den zahlreich stattfindenden Güterconfiscationen das beste Geschäft machte.

Auf alle Bitten und Beschwerden des schmählich mißhandelten Volkes hatte der gewaltthätige Carl keine andere Antwort, als „Cujus regio, ejus religio" (wessen Herrschaft, dessen Religion), und so erhob sich denn endlich das Volk der steierischen, salzburger und oberösterreichischen Berge, jagte die römischen Prediger weg und befreite die eingekerkerten lutherischen. Bei Judenburg ward 1588 der Erzherzog Carl auf der Ketzerjagd gefangen und wäre von den ergrimmten Bauern erschlagen worden, wenn nicht ein protestantischer Prediger ihn gerettet hätte.

War Carl ein grausamer „Bekehrer" gewesen, so wurde sein Sohn, Erzherzog Ferdinand, zu einem wahren Henker des Protestantismus in Oesterreich. Väter der „Gesellschaft Jesu" hatten die Erziehung dieses Menschen von frühester Jugend auf geleitet und ihm jenen blinden, blutigen Haß gegen alles Nichtkatholische in's Herz gepflanzt, welcher ihn später in Böhmen zu dem Ausrufe trieb: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!"

Zu Loretto in Italien (wo bekanntlich das „wirkliche, echte" Haus der „Muttergottes" steht, das ein „Engel" über Länder und Meere dahin getragen haben soll, wie ein Stück Wurst), an diesem von mystischem Schwindel umnebelten Orte hatten die Jesuiten den jungen Erzherzog einen entsetzlichen Eid schwören lassen: „daß er nicht ruhen und rasten wolle, bis alle Ketzer vertilgt seien."

Kaum hatte er sein Bekehreramt in den deutschen Län-

dern Oesterreichs angetreten, als er auch überall Galgen für die protestantischen Geistlichen errichten, die noch vorhandenen evangelischen Kirchen zerstören und sogar die Friedhöfe aufwühlen ließ, um die alten Ketzerknochen zu verbrennen.

Aber alle Gewaltthat reichte damals noch nicht hin, den Protestantismus in Oesterreich zu vernichten, vielmehr breitete er sich immer weiter und weiter aus, und die Bewegung wuchs dem Kaiser Rudolf II. derart über den Kopf, daß vielleicht damals der Katholicismus in Oesterreich untergegangen wäre, wenn ihn nicht die Erzherzoge Mathias, Leopold und Ferdinand mit aller Kraft, d. i. mit Feuer und Schwert, vertheidigt hätten.

Es war die Absicht der Erzherzoge, oder besser gesagt: der Jesuiten, den unentschlossenen Kaiser Rudolf allgemach durch seinen thätigeren Bruder Mathias zu ersetzen, und es wurden hiezu die perfidesten Mittel angewandt. Unter den Protestanten wußte man die Meinung zu verbreiten, sie würden von Mathias die volle Freiheit der Religionsübung erlangen, und hierdurch ward es Mathias möglich, ein starkes Heer zusammen zu bringen, an dessen Spitze er vom Kaiser die Abtretung Ungarns und Oesterreichs erpreßte.

Nun begann ein seltsamer Wettstreit zwischen den beiden Brüdern; zunächst opferte Rudolf, um sich der Böhmen zu versichern, die Ausschließlichkeit des katholischen Cultus und erließ den berühmten „böhmischen Majestätsbrief" welcher den Böhmen die vollste religiöse und politische Freiheit zusicherte. Bald aber machten die Jesuiten den schwachen Mann seinem kaiserlichen Worte untreu und bewogen ihn, den Erzherzog Leopold, damaligen Bischof von Passau, mit

einem starken Glaubensheere nach Böhmen zu rufen, um dort abermals zu „bekehren".

Die Böhmen aber leisteten blutigen Widerstand, und als nun Mathias aus Ungarn heranzog, mußte der Kaiser den Erzherzog Leopold mit seinem Kreuzheere wieder heimschicken und wohl oder übel die böhmische Krone an den Biederbruder Mathias abtreten.

Nun warf dieser wieder mit Freiheiten umher, wie mit Haselnüssen — natürlich, ohne im Mindesten die Absicht zu haben, sein fürstliches Wort zu halten. Als er nach Rudolf's Tode (1612) Kaiser wurde, machte er sofort seinen Neffen, den bekannten „Katholischmacher" Ferdinand zum Könige von Böhmen. Diese „frommste" und blutigste Blüthe aus Habsburg's Stamme beschwor zwar mit gerührter Miene den „Majestätsbrief" der Böhmen, aber wohl schon während des Schwörens dachte er an die besten Mittel und Wege, diesen „Majestätsbrief" zu — zerreißen.

Mit ihm waren Schaaren von Jesuiten nach Böhmen gekommen, wo sie zunächst durch anonyme Flugschriften und sonstige heimliche Mittel auf den Vernichtungskampf gegen die Reformation und die „Wiederbekehrung" ganz Europa's vorbereiteten. Einer der Eifrigsten unter diesen Todtengräbern aller Freiheit, alles Friedens und aller Sittlichkeit, ein gewisser Pater Scioppius, verfaßte eine Schrift, genannt die „Lärmtrommel des heiligen Krieges", worin er mit der ganzen Scham- und Herzlosigkeit dieses geschorenen Himmelsgesindels versicherte: der einzige Weg zum Heile sei eine Straße von Blut!

Und für diese fromme Meinung hatte der Schurke die „klarsten, besten Beweise" aus dem „Worte Gottes" und

allen möglichen sogenannten „heiligen" Schriften bei der Hand!

Damals war noch ganz Böhmen protestantisch und blieb es auch zunächst, wenn auch Ferdinand Tag für Tag seinen auf den „Majestätsbrief" geleisteten Eidschwur brach.

Den gichtleidenden Kaiser Mathias behandelte der junge Glaubenstyrann mit schmählichem Undanke, entfernte mit Gewalt den milderdenkenden Cardinal Clesel von ihm, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Ferdinand über Böhmen das furchtbare Wort sprach: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!"

(Die neuere Verbrecher-Geschichte der „Gesellschaft Jesu" wurde in der „Freiheit" bisher noch nicht veröffentlicht.)

Ausflüsse frommer Seelen.

(Nr. 33. — 1869.)

In Liegnitz (Preuß.-Schlesien) schmunzelte ein gewisser Diaconus Schian in seiner Weihnachtspredigt wörtlich: „Ihr christlichen Jungfrauen! was damals zwischen der Jungfrau Maria und dem heil. Geiste geschehen, war zwar für Maria eine große Ehre; — geschähe es aber Euch, so würde es eine große Schande sein."

In Constanz wetterte der Pfarrverweser Häring in seiner Lichtmeßpredigt, als er auf das Fleischessen zur Fastenzeit kam: „Wenn der Mann so ein fleischfressendes Thier ist, sündigt die Frau mit, die ihm das Fleisch kocht!"

Dieselbe Häringsseele wollte vor einigen Jahren einen sterbenden Freidenker mit dem „letzten Troste" malträtiren,

ward aber heimgeschickt und bellte retirend: „So soll er sterben wie ein Hund; ich begrab' ihn nicht!"

In Altona schwefelte am Oculi-Sonntage der Propst Lilie: „die Menschen in den Irrenhäusern seien alle vom Teufel besessen, u. zw. zur Strafe für ihre Sünden."

N. B. Der Vater dieser Himmelslilie starb in Irrsinn.

In Frose (Preußen) begann ein Pfaffe seine Rede am Grabe eines braven, jungen Mannes mit der evangelischen Blume: „Hier ruhest Du, verfluchter Sünder!" —

Wenn nun schon vier Pfaffen in so wenigen Worten so viel Dummes und Gemeines sagen konnten, welche Sündfluth von Blödsinn und Nichtsnutzigkeit muß sich da aus dem Munde so vieler Tausende lebender Oberfrömmlinge Tag für Tag in die Ohren der Menschheit ergießen!

Und doch schreitet die Aufklärung unaufhaltsam vorwärts.

Garibaldi an einen Gesinnungsgenossen.

(Nr. 34. — 1869.)

Nachfolgenden Brief schrieb Garibaldi an den spanischen Republikaner Garrido, nachdem Leute, welche nicht würdig sind, eine gelungene Revolution mitgemacht zu haben, dem Titularkönige Ferdinand von Portugal (aus dem Hause Koburg) die spanische Krone angeboten hatten, aber abgewiesen worden waren. Dieser Brief ist nun in vielen Tausenden von Exemplaren in ganz Spanien verbreitet, und die einfachen Worte des edelsten Freiheitshelden, der seit Jesus von Nazareth erstanden, werden beredter auf das spanische

Volk wirken, als hundert „gelehrte" Parlamentsreden und tausend windige Leitartikel.

Caprera, den 20. April 1869.

Mein lieber Garrido! Der Entschluß des Koburgers ist alles Lobes werth. Ich hoffe, das dies für Eure Monarchisten eine Lehre sein wird. Ich und alle Diejenigen, welche die edle spanische Nation aufrichtig lieben, möchten sie bald aus der ihrer wenig würdigen Lage der Frösche der Fabel erlöst sehen. Einen König verlangen im Momente, wo die Völker der Erde ihrer überdrüssig sind, ziemt dem stolzen Charakter Eures Volkes wenig, auf welches so viele geknechtete Bevölkerungen Europa's zählen. Griechenland beklagt die Blindheit seiner Monarchisten, welche um einen Sprößling aus königlichem Geschlechte in ganz Europa so lange gebettelt haben, bis man ihnen einen als Almosen gegeben hat. Griechenland, das nur eine wenig zahlreiche Bevölkerung hat, ist genöthigt gewesen, den Wünschen seiner großen Beschützer zu willfahren. Spanien aber will keine Beschützer, es erhebt das Haupt und sieht jeder Macht in's Antlitz, wie stark sie auch sei. Ist Spanien so arm an Männern, daß Ihr mit der Laterne des Diogenes einen auf der ganzen Erde suchen müßt? Habt Ihr nicht Espartero, Orense, Castelar, Pierrad und alle Eure republikanischen Mitbürger, welche die Bewunderung aller redlichen Leute sind? Ernennt einen von ihnen zum Dictator oder zum König (wenn Ihr für diesen Titel eine so große Zärtlichkeit habt), aber ernennt ihn sogleich und auf nicht länger als zwei Jahre. Wenn die Ayuntamientos Eurer großen Städte von Anfang an einen derartigen Entschluß gefaßt hätten, so würden wir die Metzeleien von Cadix, Malaga und Xeres nicht zu beklagen haben. Was die Junten nicht gethan haben, das müssen jetzt die Cortes thun. Ein solcher, wenn auch später Entschluß wäre des eminenten Areopages würdig, welcher jetzt die Geschicke Eures Landes lenkt. Ich bin ein Republikaner, aber trotzdem bin ich augenblicklich nicht für die Regierung einer parlamentarischen Versammlung, welche für die Dringlichkeit der Umstände, unter denen wir leben, nicht geeignet ist. Die Mauern von Constantinopel wurden von Mohamed *II.* bedrängt, als die Versammlung der 500 Doctoren in der heiligen Sophienkirche Sitzung

hielt und die Frage erörterte, ob die Communion mit ungesäuertem oder mit gesäuertem Brod gefeiert werden müsse. Nun habt Ihr heute in und außerhalb Eurer Mauern zwei Feinde, die schlimmer sind als jener Sultan: den Clerikalismus und den zweiten December (Napoleon). Wir haben schon die Hand am Hute, um den großen Triumph der Republik auf der traditionellen Erde der Intoleranz und der Tyrannei zu begrüßen. Gebt diese Freude allen Denen, welche nach der Verwirklichung der Menschenrechte streben. Ich bin für das Leben ganz der Eurige, denn Euer Verhalten war immer das des redlichen Mannes, der Ihr seid.

J. Garibaldi."

Es ist ein wahrer Trost für jeden Freiheits-Freund, daß der edle Republikaner noch rüstig und thätig, der schon vor mehr als dreißig Jahren in Südamerika sein Blut für die Sache der Freiheit vergossen, der vor zwanzig Jahren mit glorreichem Heldenmuthe die Republik Rom gegen zehnfache französische Uebermacht vertheidigte, der vor fast zehn Jahren in unaufhaltsamem Siegeslaufe das neapolitanische Königthum über den Haufen warf und der vor achtzehn Monaten nur durch kaiserlich französische Niederträchtigkeit gehindert wurde, die Welt von der unwürdigen Comödie weltlicher Pfaffenherrschaft zu befreien.

Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Garibaldi und Mazzini, diese Männer der befreienden That, um die wir deutschen Stocktheoretiker Italien getrost beneiden können, eines schönen Tages als Consuln der italienischen Republik im Vaticane frühstücken zu sehen, während im Hintergrunde die zehntausendbäuchige römische Pfaffenschaft davonlauft, wie eine alte vollgesogene Wanze vor dem goldenen Lichte des jungen Morgens.

Vom Ablaßschacher.

Angesichts des noch immer in mancherlei Gestalten florirenden Ablaßschachers ist's nicht uninteressant, zu lesen, wie man schon vor einem halben Jahrtausende über diesen Himmelshumbug dachte und schrieb. Nachfolgende Stelle aus dem uralten Gedichte „Sprüche des Frigedank" paßt noch vortrefflich in die heutige Zeit:

„Alle Abläss' sollen liegen nieder,
Man vergüte denn und gebe wieder;
Sünde Niemand mag vergeben,
Als Gott allein, nach dem sollt streben.
Die Gnade einem Esel wohl geziemt,
Daß er vom Ochsen die Sünde nimmt;
Der Ablaß wird viel selten gut,
Den ein Thor dem andern thut. —
Vermöchte der Papst zu erlassen wohl,
Was ich einem andern vergüten soll,
So wollt' ich alle Bürgen lassen,
Und mich mit dem Papst allein befassen.
Der Papst hätte ein schönes Leben;
Wenn Sünd ohn' Reue er möcht vergeben,
So sollte man ihn steinigen dann,
Ließ er einen einzigen Christenmann,
Einer einzigen Mutter Kind
Hinfahren wo die Teufel sind. —
Der Papst ist ein irdischer Gott,
Und trotz seiner Höh' der Römer Spott;
Zu Rom ist seine Ehre geschwacht,
In fremde Land geht seine Macht.
Sein Hof viel ofte verlassen stat,
Wenn er nicht fremde Thoren hat, —
Rom ist ein Geleit
Viel maniger Trügenheit;

Die „Heiligen“ mag man suchen dort,
Gut Bild jedoch an anderm Ort. —
Zwei Schwert in einer Scheide
Verderben leichtlich beide,
Und wenn der Papst des Reichs begehrt,
Verderben beide Schwert.
Das Netz ist nicht nach Rom gekommen,
Mit dem Sanct Peter Fische genommen;
Das Netz ist worden sehr geringe,
Das römische Netz fängt andre Dinge:
Silber, Gold und Burgen und Land,
Das war Sanct Petern unbekannt.
Der römische Hof begehrt nie mehr,
Als daß die Welt sei in Wirren sehr:
Ihm gilt es gleich, wer die Schafe schiert,
Wenn nur ihm davon die Wolle wird.“

In diesen kräftigen Versen, die ein heller deutscher Kopf vor mehr als fünfhundert Jahren gedichtet, sollten sich alle die deutschen Narren spiegeln, die noch heutzutage nichts Besseres mit ihrem mühsam erworbenen Gelde zu thun wissen, als es in den ewig klaffenden Bettelsack Rom's zu werfen. Und in der Mitte des Gedichtes sind ein paar Zeilen, die ich all' den österreichischen Blaublütlern in's Stammbuch schreiben möchte, die zur Secundizfeier in Rom den deutschen Geist so capucinerhaft verleugneten.

Vom Ablaßschwindel.

(Nr. 35. — 1869.)

Der prachtliebende, verschwenderische Papst Leo X. hat bekanntlich den Ablaßschacher bis an die äußerste Grenze des

Möglichen getrieben; er ließ 1514 eine Liste zusammenstellen, worin die „apostolischen" Taxbeträge für die Absolution von allen nur denkbaren Lastern und Verbrechen genau fixirt waren. So bezahlte man z. B. in diesem niederträchtigen Detailgeschäfte für die Absolution von:

Unzucht in der Kirche . . . . 6 Grossi
Blutschande . . . . 5 „
Jungfrauen-Verführung. . . . . . . 5 „
Concubinat . . . . 7 „
Falsche Zeugenaussage vor Gericht . . 6 „
Testamentsfälschung . . . . 7 „
Fälschung apostolischer Bücher . . . . 18 „
Vater-, Mutter-, Bruder- u. Gattenmord 5—7 „
Raub, Brandstiftung und Laienmord 8 „

Das Schändlichste an dieser päpstlichen Schandtaxe aber ist die Schlußbemerkung: „Hujus modi gratiae non Concedentur pauperibus, quia non habent, ergo non possunt consolari". (Diese Gnaden werden den Armen nicht gewährt, weil sie nichts haben und daher nicht getröstet werden können.)

Solche Documente sollte man den frechen Römlingen auf die Lügenmäuler kleben, welche dem Volke weismachen wollen: die Päpste seien „unfehlbare" Nachfolger jenes großen Lehrers der Menschenliebe gewesen, jenes Nazareners, der Jedermann, auch den Aermsten tröstete, ohne sich je dafür bezahlen zu lassen!

Etwas von den „Heiligen“.

(Nr. 36. — 1869.)

Als ich ein kleiner Junge war, glaubte ich steif und fest, der „liebe Gott“ sei überall zugegen und besorge alle Geschäfte im „Himmel“ wie auf Erden selbst. Später belehrte mich ein biederer Pfaffe, daß der „liebe Gott“ ein gut Theil der Geschäfte den „Engeln“, „Heiligen“ und — Pfaffen überlassen habe. Seitdem verlegte ich mich auf's scharfe Beobachten dieser Dinge.

Ich sah sehr fromme, ja halbwegs „heilige“ Leute ganz gotterbärmlich am „Zipperlein“ leiden und wunderte mich darüber umsomehr, als ich doch wußte, daß der heil. Cyprian jeden Gläubigen auf das erste brünstige Gebet hin sofort vom Zipperlein zu erlösen pflege.

Ich sah die schönsten Kirchen und Pfarrhäuser wie Strohhaufen zusammenbrennen und fragte überrascht: „Wie zum T..... ist das möglich, da doch der heil. Florian notorischermaßen jeden Gläubigen vor Feuersgefahr schützt?“ Ich hatte gut fragen.

Ich sah eine ganze Barke voll Pfaffen und frommen Wallfahrern im grünen Rheinstrome untergehen und wäre vor Erstaunen schier selbst in's Wasser gefallen; denn ich wußte ja doch, daß der heil. Nepomuk jedem Gläubigen sichere Garantie gegen Wassergefahr leiste.

Ich las, daß ein sehr frommer Priester am Altare Salzsäure statt Wein getrunken und jämmerlich sterben mußte; und ich ward schier böse über den heil. Benedict, der doch anerkanntermaßen jeden Gläubigen vor jeder Sorte Gift bewahren kann.

Ein sehr frommer Pfarrer klagte mir, daß ihm die Mäuse schier die Hosen vom Leibe fräßen; und als ich ihn verwundert fragte: „Wie ist das möglich, da doch Sanct Ulrich den sichersten Schutz gegen Ratten und Mäuse bietet?“ da machte er „Hm! hm!“ und extra noch ein dummes Gesicht.

Ich sah die allerfrommsten Leute vor Zahnschmerz gleich Heuschrecken hüpfen und fragte wohl Einen oder den Andern: „Aber mein Gott, warum wenden Sie sich denn nicht an die heil. Apollonia, die ist ja bekanntlich ganz famos gegen Zahnschmerzen?“ Da warfen mir aber die frommen Herren schier ein paar schweinslederne „Kirchenväter“ an den Kopf und consultirten den Bader statt der heil. Apollonia!

Ich hörte von der überaus schweren und unglücklichen Entbindung einer dreiviertel „heiligen“ Prinzessin und fragte verblüfft: „Wo mag da wohl die heil. Margaretha gesteckt sein, die doch bekanntlich über die schwersten Geburten hinweghilft?“ Die Prinzessin war längst begraben, und ich wartete noch immer auf Antwort.

Ich sah endlich Leute in jämmerlichster Weise verkümmern, verderben und im Irrenhause sterben, die stets ein Bild von „Heiligkeit“ gewesen und fast ihr ganzes Vermögen dem Papste geschenkt hatten, damit dieser sich Kanonen, Flinten, Guillotinen und sonstige Instrumente zur „Vertheidigung Gottes“ kaufen könne. Darob erstaunte ich nun am allermeisten; wußte ich doch ganz bestimmt, daß der heil. Leonhardt von eminent schützender Wirkung sei auf jede Sorte Rind- oder Schafvieh.

Alle diese Erfahrungen verwirrten meine Anschauungen

von der Schutz- und Heilwirksamkeit der „Heiligen" nicht wenig; denn so natürlich ich es fand, daß diese christlichen Halbgötter sich nicht um Ungläubige kümmerten, so wenig vermochte ich's zu billigen, daß sie auch die allerfrommsten, gläubigsten Gemüther kaltblütig in der Patsche sitzen ließen.

Vom heil. Petrus will ich gar nicht sprechen; — was könnte der nicht Alles für seinen so tief-verschuldeten und auch sonst übelsituirten Herrn „Nachfolger" thun, wenn — das so ginge!

Die „Mutter Gottes"

hat weit mehr Titel als der titelreichste Kaiser oder König. Sie hat auch die wunderbarsten Titel; so heißt sie in der „Marianischen Litanei": „Du geistliches Gefäß der Andacht, geistliche Rose, Thurm Davids, elfenbeinerner Thurm, goldenes Haus, Arche des Bundes, Thron Salomons, brennender Dornbusch, Honigfladen Simsons, Tempel der Dreieinigkeit, geweihte Erde, Seehafen, Sonnenuhr, Himmelsfenster" u. s. w.

Der schwache Verstand des Menschen erschaudert vor solch' überirdischer Misculanz! Wie soll z. B. ein normalbegabter Kopf begreifen, daß ein „Honigfladen" zu gleicher Zeit als „Sonnenuhr" dienen könne, und wie schmerzlich-zuwider müßte sich's auf einem „Throne" sitzen, der sich a tempo als „brennender Dornbusch" präsentirt?! Den wahren „Gläubigen" mag dergleichen wenig geniren; den Ungläubigen aber schreckt's für immer ab.

Christen-Demuth.

Folgende anmuthig-zerknirschten Verse sind wörtlich aus einem alten protestantischen Gesangbuche entnommen:

„Ich bin ein altes Rabenaas,
„Ein rechter Sündenkrüppel,
„Der seine Sünden in sich fraß,
„Als wie den Rost der Zwibbel!"

Man erwäge, wie sehr sich der „liebe Gott" erbaut fühlen mußte, wenn er da vernahm, welche süße Blüthen sich aus seinen „Ebenbildern" entwickelten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er die nachfolgende Bitte, wenigstens in ihrem ersten Viertel, sofort erfüllte:

„O Jesus, nimm mich Hund am Ohr,
„Wirf mir den Gnadenknochen vor,
„Und schmeiß' mich Sündenlümmel
„In Deinen Gnadenhimmel!"

Stelle man sich doch nur einen Augenblick lang ein Rudel zweibeiniger Geschöpfe vor, welches unter obigem Geheule einen vom „Himmel" herabgeworfenen „Gnadenknochen" apportirt und andächtigst beknuppert. Welcher anständige Mensch sollte da nicht wünschen, daß diese entsetzlichen „Sündenlümmel" so rasch als möglich in den „Gnadenhimmel", überhaupt irgend wohin, jedenfalls aus der civilisirten Welt hinaus geschmissen würden?

Samaritanisches.

Die Samariter waren bekanntlich ein wackeres, menschenfreundliches Völkchen, aber keine „Christen" und müssen daher leider in alle Ewigkeit hinein in der „Hölle"

braten. — Ein protestantischer Pfaffe in Tiflis (Asien) fand unlängst einen von Räubern tödtlich verwundeten Mohamedaner und übte seine Samariterpflicht sofort in folgender Weise. Er — taufte zunächst den Verblutenden nach allen Regeln der Himmelskunst, sprach zum Schlusse ein schönes deutsches Gebet, das der arme Asiate natürlich nicht verstand, „aber gewiß im Geiste mitbetete", wie der Pfaffe berichtete, tractirte ihn dann mit dem „Segen", malträtirte ihn mit dem „Bruderkusse" und — verband sodann die klaffende Wunde, worauf der arme Teufel schleunigst starb. — Solche Seelenschnappereien nennt man „Christenthum", und die betreffenden „Seelenretter" werden auf Erden nicht einmal gehängt, geschweige denn in der Hölle gebacken.

Wie ein Grazer Pater die „letzten Tröstungen der Religion" applicirte.

(Nr. 37. — 1869.)

Eine sehr achtbare Persönlichkeit sendet mir soeben folgende Mittheilung:

Geehrter Herr!

Eine den hiesigen besseren Kreisen angehörige hochbetagte Frau liegt auf dem Sterbebette und verlangt die Tröstungen der Religion. Der diesfällige Pater hört die Beichte und fragt die greise Frau: „ob sie vor ihrer Verheiratung nicht schon einen oder mehrere Liebeshändel gehabt habe?

Die Entrüstung der Todtkranken über diese Indiscretion können Sie sich denken, und theile ich Ihnen diese vollkommen wahre Thatsache mit. Achtungsvoll

Dr. M.

Es thut mir wirklich leid, daß mir der Herr Einsender den Namen dieses Pfaffen verschwiegen; der Mann verdiente in weiteren Kreisen gekannt zu werden. Also weder die Ehrfurcht vor dem Tode, noch die jedem halbwegscivilisirten Gemüthe eigene Achtung vor dem Greisenalter hinderte diesen heiligen Lümmel, die letzten Stunden seines Nebenmenschen durch solche nichtswürdige „Beicht"-Künste zu vergällen?

Vielleicht wird man mir sagen wollen, der Pfaffe habe da nur nach seiner „Vorschrift" gehandelt. Dann erlaube ich mir aber zu sagen, daß eine solche „Vorschrift", und wäre sie von zwanzig Päpsten oder Concilien sanctionirt, keinen Heller werth ist vor dem Forum der Nächstenliebe, des Anstandes und der Vernunft — und wäre jene Dame meine Mutter gewesen, so würde der Pfaffe seine brutale Frage nicht mehr im Zimmer, sondern in Gottes freier, frischer Luft vollendet haben.

Jede Secunde im letzten Kampfe eines theuern Wesens dünkt mir heiliger und ehrwürdiger als die ganze „Ewigkeit" eines solchen Himmelsgelehrten, und darum würde ich nicht dulden, daß eine einzige dieser schmerz- und weihevollen Secunden durch handwerksmäßige Zudringlichkeiten entwürdigt werde.

Wann wird die Menschheit es einmal müde werden, sich um eines „Glaubensbekenntnisses" willen von der Wiege bis zum Todtenbette besteuern und malträtiren zu lassen!

Eine trockene Frage.

(Nr. 37. — 1869.)

Die römisch-katholische Hierarchie gibt sich bekanntermaßen für etwas „von Gott Eingesetztes" aus, nennt sich die Verbreiterin der „reinen Lehre" Jesu, posaunt gelegentlich auch nicht wenig von Gelübden der „Armuth", „Demuth", „Fleischabtödtung", „Weltentsagung" u. s. w., versichert stets, ihr „Reich" sei gleich dem Reiche Jesu „nicht von dieser Welt" — kurz, diese Hierarchie ist nach ihren Worten gar nicht übel.

Nun weiß aber diese Hierarchie gleich allen übrigen Kirchenschaften über die „Gottheit" nicht den mindesten Beweis zu liefern, hat in ihrem heutigen und früheren Wirken mit dem Streben Jesu fast gar nichts gemein, besitzt noch heutigen Tages (Dank der Schüchternheit einzelner Regierungen) Tausende von Millionen Gulden, tritt ohne alle „Demuth", vielmehr frechtrotzend gegen die Staatsgesetzgebung auf (vor welcher sie nach Fug, Recht und Vernunft nicht mehr zu gelten hat als jeder andere Stand), documentirt ihre „Weltentsagung" durch Sammlung von Geldern für Schießprügel und sonstigen irdischen Mordtand, durch fanatische Betheiligung an allen politischen und socialen Bewegungen — kurz, ihr „Reich" ist (abgerechnet das höchst gleichgültige Capitel der „Verfluchungen", „Ablässe", „Selig"- und „Heiligmachungen") ganz und gar von dieser Welt.

Da nun unmöglich anzunehmen ist, daß eine aufgeklärte Regierung diese krasse Weltlichkeit des Kirchenthums nicht längst erkannt habe, so kann man wohl fragen: warum

bläst sie bei ihren Verhandlungen mit der Kirche nicht von vornherein allen Himmelsnimbus weg? Warum verhandelt sie nicht mit der Kirche sowie mit jeder andern gesetzlich anerkannten Menschenunternehmung?

Vom „Ablaß".

(Nr. 37. — 1869.)

Es mag gerade ein Jahr her sein, als ich mich im hiesigen „Tagblatte" mit dem redigirenden Capuciner des „Volksblattes" über den „Ablaß" unterhielt. Der fromme Mann behauptete, es gebe keinen Sünden-Ab- oder Nachablaß, sondern nur einen Ab- oder Nachlaß der für die Sünde zu leistenden Buße. Ich bestand auf dem Sünden-Ablasse und belegte meine Behauptungen durch unterschiedliche Beweisstellen aus ungeheuer alten und frommen Büchern, mit welchen ich abwechselnd meine Seele zu erheitern und eine dreibeinige Commode zu stützen pflegte.

Heute lese ich nun zufällig von dem großen Ablasse, womit der Papst zur Feier seiner Secundiz den Gläubigen ein für ihn so billiges Vergnügen bereitete, und siehe, da heißt's klar und deutlich: „vollkommener Ablaß und Nachlaß der Sünden."

So habe ich die Genugthuung, daß mir der Papst selbst gegen jenen begriffstützigen Capuciner hilft.

Kutten-Verminderung.

(Nr. 38. — 1869.)

Tröstend für jeden Freund der Vernunft ist ein historisch-statistischer Nachweis, welchen der Deputirte Garrido jüngst in den spanischen Cortes lieferte. Danach hatte Spanien anno 1630 bei einer Bevölkerung von 7 Millionen nicht weniger als 168.000 römisch-katholische Priester (also 1 Stück Kutte auf etwa 40 Menschen). Von da an nahm jedoch die Pfaffenschaft in demselben Maße ab, in welchem die Bevölkerung zunahm, so daß anno 1861 unter mehr als 16 Millionen Einwohnern nur noch 43.000 Priester das Gebiet der Vernunft unsicher machten.

Durch die vorjährige gesegnete Revolution ist das Verhältniß ein noch weit günstigeres geworden, und es ist wohl der Tag nicht mehr gar so ferne, an welchem sich in Spanien die letzte Kutte freiwillig an den Nagel hängt. An diesem weihevollen Tage wird vielleicht im österreichischen Ministerium gerade die Frage studirt werden: „ob es wohl denkbar sei, daß sich seinerzeit einmal die Aussicht auf eine ernstliche Berathung der Umstände eröffne, unter welchen die Möglichkeit der gänzlichen Aufhebung des Concordates in reifliche Erwägung gezogen werden könnte?“

Fromme Mittel.

(Nr. 38. — 1869.)

In Steyr (Oberösterreich) wurde jüngst ein protestantischer Gottesdienst abgehalten, bei welchem zwei Katho-

liken (ein Chorsänger und ein Orgelbauer) mitwirken sollten. Der römisch-katholische Dechant Arminger verhinderte das aber, indem er den Chorsänger mit sofortiger Entlassung und den Orgelbauer mit Entziehung aller kirchlichen Arbeiten bedrohte.

Mich erfreuen solche Vorgänge, denn sie liefern ja den besten Beweis dafür, daß die Macht des Römerthums weit weniger auf dem „Glauben" als auf höchst materiellen „Geschäftsrücksichten" der Schafe basirt. — Pures Fleisch, in Mysticismus gedünstet, das ist der ganze ultramontane Seelenköder.

Vom „Hochwürdigsten" auf der Straße.

(Nr. 39. — 1869.)

Bekanntlich wird nicht überall, wie dies hier geschieht, das s. g. „Hochwürdigste" unter Schellengeläute über die Straße getragen. In den meisten Städten Deutschlands ist man von dieser allerdings sehr „frommen", aber weder dem Straßenverkehre noch dem guten Einvernehmen der verschiedenen Confessionen förderlichen Sitte längst abgekommen. Man schafft dort die zur „Versehung" eines Sterbenden nöthigen Gegenstände ganz still und bescheiden in das betreffende Haus und stellt nicht durch Priesterparade und Meßnergeklingel an vorübergehende Protestanten, Juden, Ketzer u. s. w. die fatale Anforderung, sich vor Etwas, was ihnen nicht heilig ist, zu beugen, oder eine Tracht Glaubensprügel zu riskiren.

Man kann allerdings sagen: es ist Niemand „gezwun-

gen" das „Hochwürdigste" zu grüßen; dem ließen sich aber tausend Beispiele entgegenstellen, welche drastisch beweisen, daß es noch immer gar viele Menschen gibt, die sich einbilden, alle Welt müsse ihren „Herrgott" gerade so verehren, wie sie selbst, und die stets bereit sind, ihren „Herrgott" auf Tod und Leben auch gegen Solche zu „vertheidigen", die sich gar nicht darum kümmern.

Nun ist es aber die größte Ungerechtigkeit und eine Art überirdischer Unbescheidenheit, zu beanspruchen, daß ein Mensch gegen die Stimme seiner Vernunft und seines Herzens irgend welchen von Anderen verehrten Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit würdige. Und welchen Werth hätte denn auch eine Ehrenbezeugung, die nicht vom Herzen kommt? Das Princip der leeren „Höflichkeit" wird man doch nicht auf religiöse Dinge anwenden wollen?

Mich wundert's wirklich, daß die katholische Geistlichkeit nicht schon freiwillig auf alle pompösen „Versehgänge" Verzicht geleistet hat; denn heutigen Tages mehrt sich in auffallender Weise die Zahl Derer, welche nicht mehr im Stande sind, mit dem s. g. „Hochwürdigsten" die „fleischliche Gegenwart Gottes" zu verbinden, und welche daher den betreffenden Kirchengeräthschaften keine Ehrenbezeugung leisten. Kann es nun dem gläubigen Priester angenehm sein, wenn er sein Heiligstes Schritt für Schritt den gleichgiltigen Blicken „Ungläubiger" preisgegeben sieht; oder wenn er gar bemerken muß, daß gläubige Schafe keine besseren Argumente für die „Fleischwerdung Christi" vorzuführen wissen, als die Durchwalkung „ungläubiger" Fleischtheile?

Ein Freund theilte mir mit, daß er jüngst beobachtet,

wie in einer hiesigen Straße auf einer Strecke von kaum zweihundert Schritten allein vierzehn Personen das unter lautem Geklingel vorübergetragene „Hochwürdigste" gänzlich ignorirten — trotz der „wüthendsten Blicke" des P. T. Herrn Meßners und unterschiedlicher „Drohungen von Seite einiger alten Weiber". Das ist jedenfalls ein Zeichen der Zeit, und diese Zeit will nicht mehr, daß sich die „Religion", die in den Tempel und in's Kämmerlein, oder am besten in's Herz hineingehört, mit Lärm und Prunk auf der Straße breitmache.

Wo sollte es denn hinführen, wenn alle anderen gesetzlich anerkannten oder nichtanerkannten Confessionen es im Punkte frommer Uebungen auf der Straße der römisch-katholischen Kirche gleichthäten, wozu sie doch jedenfalls dasselbe Recht hätten? Wie würde sich's ausnehmen, wenn eines schönen Morgens a tempo Katholiken, Protestanten, Juden, Unitarier, Griechen, Freigemeindler, Methodisten, Freie Religionsgesellschafter, Mohamedaner, Freikirchler, heidnische Zigeuner u. s. w. in hellen Haufen, mit Fahnen, Pauken und Trompeten auf „Procession" ausgingen — die Einen mit Weihrauch, die Anderen nach ihrem Vergnügen mit Tabak-, Pech- oder Schwefeldampf — die Einen mit Kreuzen, die Anderen mit Halbmonden, goldenen oder sonstigen Kälbern — die Einen heilig singend, die Anderen schnatternd, heulend oder pfeifend — die Einen in feierlich-langsamem Schritte, die Anderen im „Dauerlaufe", räderschlagend oder gar auf dem Bauche kriechend — Alle nach der Weise, in welcher sie ihr „Heil" am meisten zu fördern glaubten und welche man jedenfalls ebenso sehr respectiren müßte, als man gegenwärtig die katholische Weise respectirt.

Ich glaube, die ganze Comödie würde sich in einer colossalen Prügelei verlaufen, an welcher weder der „Herrgott" der Römer noch der der Zigeuner eine Freude haben könnte.

Der Säulenheilige Simeon.

(Nr. 40. — 1869.)

Bekanntlich trieb die schlichte Menschenlehre Jesu schon in den ersten Jahrhunderten zahllose Blüthen religiöser Verrücktheit. Die traurigsten darunter waren die vielen „Märtyrer", welche in ihrer Himmelssehnsucht nicht warten konnten, bis sie auf natürliche Weise selig wurden; die komischsten waren die Wüsten- und Säulenheiligen, welche den lieben Gott durch unglaubliche Kunststücke zu erfreuen meinten. Unter den letzteren nimmt Simeon, der Sohn eines egyptischen Hirten, einen ganz besonderen Rang ein. Der fromme Glaube hat ihn mit dem Heiligenscheine umgeben, in Wirklichkeit war er der dümmste, unreinlichste Geselle, der jemals gymnastische Uebungen gemacht, um — „heilig" zu werden.

Der Mann begann seine heilige Laufbahn mit Hungerübungen, aß nur einmal in der Woche und schnürte seinen Leib mit einem Stricke so fest zusammen, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so grausenhaft stanken, daß Niemand in seiner Nähe bleiben konnte.

Vielleicht hätte diese Pestilenz schon hingereicht, ihm den „Geruch der Heiligkeit" für immer zu sichern; aber er erweiterte alsbald sein Programm um eine vier Ellen hohe Säule, auf welcher er Tag und Nacht stand und unter zahl-

losen tiefen Verbeugungen betete. Allmälig erhöhte er diese Säule bis auf vierzig Ellen, und in dieser Höhe stand er dreißig Jahre lang, bedeckt mit Schmutz und Ungeziefer — aber hochverehrt von allen „Gläubigen".

Offenbar hatte er gleich anderen Pferden und Eseln die Gabe, stehend schlafen zu können.

Das ist Alles, was dieser „Heilige" für die Menschheit geleistet; man müßte es ihm denn zum Verdienste anrechnen, daß noch Hunderte von Narren sein Kunststück nachahmten.

In Deutschland etablirte sich nur ein einziger dieser Himmelsgymnastiker, und der war aus Trier, aus jener „gutgesinnten" Stadt, in welcher noch vor 25 Jahren der römisch-katholische Bischof Arnoldi die Schamlosigkeit haben konnte, seine Schafe mit dem „echten, wahren Rocke Christi" zu beschwindeln. Vor $1^1/_2$ Jahrtausend aber lebte dort ein vernünftigerer Bischof, der jenen „Säulenheiligen" einfach von seinem Postamente herunterholen und zum Teufel jagen ließ.

Ich halte solche historische Erinnerungen für praktische, damit unser Volk erfahre, was dieser oder jener hochbelobte „Heilige" in Wirklichkeit gewesen. Ich gedenke demnächst auch nachzuweisen, daß man „Heilige" verehrt, welche — niemals gelebt haben.

Die „Religion" auf der Gasse.

(Nr. 41. — 1869.)

Die römisch-katholische Kirche ist eine „gesetzlich-anerkannte Religionsgenossenschaft", nichts mehr und nichts weniger. Sie hat für ihre religiösen Uebungen nicht mehr Rechte zu beanspruchen, als jede andere gesetzlich anerkannte Kirche, Secte, oder wie man dergleichen religiöse Meinungsgruppirungen nennen will.

Ich frage nun, mit welchem Rechte stört die katholische Kirche durch ihre häufig wiederkehrenden Processionen den Straßenverkehr?

Jedes Privatunternehmen, welches eine Hemmung des öffentlichen Verkehres zur Folge hat, bedarf von Fall zu Fall der ausdrücklichen behördlichen Bewilligung. Wie kommt nun der Bischof von Graz dazu, seine Geistlichen und Gläubigen in Massen ausrücken zu lassen und stundenlang den Verkehr der ganzen Stadt zu hemmen, ohne dafür einen behördlichen Erlaubnißschein in der Tasche zu haben?

Es handelt sich in solchen Fragen nicht um Gewohnheits- und Pietätsduselei, sondern um Erkenntniß des Rechtes, welches für Alle gleich sein soll. Durch die stundenlange Beschlagnahme von Straßen und Plätzen tritt aber die römische Kirche in anmaßendster Weise den Rechten Anderer nahe, welche für „Dreifaltigkeits-", „Frohnleichnams-" und sonstige Processionen keinen Sinn haben und keinen Sinn zu haben brauchen.

Daß die römische Kirche pompöse Aufzüge und Schaustellungen, kurz, Einwirkungen auf die Sinnlichkeit zu

ihrem Geschäftsbetriebe nöthig hat, ist ihre Sache; daß aber um dieses Kirchengeschäftes willen kein anderes Geschäft, und sei es das des letzten „Standlweibes“, gestört werde, das ist Sache der Behörde. Die Zeit des Privilegiums für eine Secte, welche nicht mehr Recht auf Existenz hat, als jede andere, diese für Oesterreich und die Welt so unglückliche und schmähliche Zeit, ist vorüber, und wenn auch noch in Wien der ganze Hof, das ganze „Bürgerministerium“, sämmtliche „Feldherren“ und sonstigen „Spitzen“ der alten Staatsmaschine an dem von der römischen Geistlichkeit veranstalteten „Frohnleichnams“-Aufzuge theilnehmen, so ist damit für die Berechtigung solcher eigenmächtiger Verkehrsstörungen nicht das Mindeste bewiesen. Das Gesetz weiß nichts von solchen Vorrechten, und die Behörden sind zur Aufrechthaltung des irdischen Gesetzes da — nicht zur Verherrlichung des römischen Himmels. Darum stelle ich hier (gewiß im Namen vieler vernünftiger Menschen) das Ansuchen, daß die katholische Kirche wie jede andere Privatgesellschaft verhalten werde, für ihre öffentlichen, den Straßenverkehr und die freie Haltung Andersgläubiger schädigenden Aufzüge von Fall zu Fall die behördliche Erlaubniß zu erwirken.

Mit dem Wesen der „Religion“ haben solche Processionen doch nichts zu schaffen; sie sind bloße Aeußerlichkeiten, von Priestern erfunden und berechnet auf die Sinnlichkeit des Volkes. Den meisten Corporationen oder Individuen, welche solche Prachtmärsche mitmachen, ist es dabei doch nur um's Aeußerliche zu thun: — man will „paradiren“; das ist Alles.

Die Freude am „Paradiren“ treibt so viele Mägdlein

trotz Kälte oder Feuchtigkeit in's dünne, weiße Kleidchen, die Freude am Paradiren läßt oft die Zunftfahne von demselben Biedermanne schwenken, der sonst „von den Pfaffen gar nichts wissen will" u. s. w. u. s. w. Wer jemals (zumal in Wien) eine „Frohnleichnams"-Procession mit nüchternem, unvernageltem Sinne beobachtet hat, der muß wohl zur Erkenntniß gelangt sein, daß an der ganzen Sache nichts ist, als hohler, äußerlicher Pomp — kindliche Eitelkeit auf der einen, sehr unkindliche Speculation auf der andern Seite.

Ich kenne das wüste Geschrei von „Frivolität" u. dgl., mit welchem kirchliche Fanatiker solche trockene Darlegung der Wahrheit zu erwidern pflegen; aber ich werde darum nicht ablassen, den römischen Geschäftsbetrieb zu kritisiren, wo er mit solcher Anmaßung in den öffentlichen Verkehr eingreift, in den er nimmermehr gehört. Glauben diese Leute wirklich, daß sie den „Himmel" in Pacht haben, so mögen sie auf diesem Felde wirthschaften, wie sie wollen; sobald sie sich aber in's irdische öffentliche Leben hineindrängen, müssen sie sich's gefallen lassen, daß man ihnen das Schaffell lüftet und den daruntersteckenden Fuchspelz zu Tage fördert. —

Ich habe von der am letzten Sonntage stattgehabten s. g. „Dreifaltigkeits"-Procession gelesen, welche eine Art Generalprobe für die „Frohnleichnams"-Procession zu sein scheint.

Ich möchte nun wissen, ob sich der Herr Statthalter von Steiermark nebst vier Statthaltereiräthen an dieser Procession officiell als Vertreter der Regierung des „confessionslosen" Staates oder nur privatim als der Katholik Baron Mecsery betheiligte. Ebenso möchte ich wissen, ob in

dem Herrn Bürgermeister und einigen Gemeinderäthen die Gemeinde Graz ihren frommen Gang machte oder ob jene Herren nur ihrer persönlichen Frömmigkeit Genüge thaten.

Processionirten alle diese Herren officiell, so läßt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß sie sich mit derselben officiellen Innigkeit an Protestanten-, Türken- oder Juden-Processionen anschließen würden, wenn nämlich auch diese Religionsgenossenschaften einmal auf die Idee gerathen sollten, den öffentlichen Verkehr zu stören. —

Wie man heutigen Tages es noch wagen kann, die Armee des „confessionslosen" Staates zu Dienstleistungen bei den Feierlichkeiten einer einzelnen Religionsgenossenschaft zu commandiren, das begreife ein Anderer. Ich sehe darin abermals nur einen Fußtritt auf den Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle" und auf das Gesetz, welches ausdrücklich verbietet, daß irgend Jemand zu religiösen Handlungen gezwungen werde.

— — — — — — — — — —

Wann wird einmal die „Religion" aus dem Sumpfe der groben, hirn- und herzbetäubenden Sinnlichkeit emporsteigen? Wann wird einmal die reine Menschenlehre Jesu in den Köpfen und Herzen freier, guter und vernünftiger Menschen wohnen, statt so kläglich entstellt und so traurig verkörpert durch die Gassen spazierengetragen zu werden?

Frommer Erzblödsinn.

(Nr. 41. — 1869.)

Unter dem Landvolke ist noch heutigen Tages ein Büchlein nach Tausenden verbreitet, welches im Punkte des frommen Blödsinnes getrost mit der ersten besten Predigt gegen vernünftige Staatsgesetze concurriren kann. Es ist dies das s. g. „Romanusbüchl“, gedruckt bei Christian Bezold in Breslau und empfohlen durch alle privilegirten Meuchler des gesunden Menschenverstandes. Dieser Schwindel „bewahret Menschen und Vieh (was in diesem Falle keiner Unterscheidung bedürfte) vor Unglück und Krankheit, Feuer- und Wassergefahr, Diebstahl, Verwundungen durch Waffen aller Art, wie vor Zauberei in und außer dem Hause“.

Hier eine kleine Probe:

„Eine Festigkeit vor allen Waffen.

Jesus Gott und Mensch, behüte mich N. N. vor allerlei Geschütz, Waffen und Gewehre, behalte dein Feuer, wie Maria ihre Jungfrauenschaft behalten hat vor und nach ihrer Geburt; Christus verbinde alles Geschütz, wie er sich verbunden hat in der Menschheit voll Demuth (?), Jesus vermache alle Gewehre und Waffen, wie Maria der Mutter Gottes Gemahl (?) vermachet gewesen, also behüte die heil. 3 Blutstropfen, die Jesus Christus am Oelberge geschwitzt hat (!). Jesus Christus behüte mich vor Todtschlag und brennenden Feuer, Jesus laß mich nicht sterben, viel weniger verdammt werden ohne Empfang des heil. Abendmahles (!); das helfe mir Gott der Vater, Sohn und h. Geist. Amen.“

Das ist nur eine gelinde Probe aus dem „Romanus-

das Büchlein selbst ist nur ein kleiner Tropfen Fluth von Dummheit und Schwindel, welche nten im Laufe der Jahrhunderte über usgegossen haben.

Vom „irdischen Tande“.

Ich habe nie begriffen, woher so ein recht fettdotirter chenfürst“ die Dreistigkeit nimmt, seinen Schafen die rachtung desselben „Erdentandes“ zu predigen, in elchem er sich selbst so behaglich wälzt. — Da ist z. B. der Cardinal-Fürstbischof von Olmütz, der jährlich seine 200.000 fl. für Hofstaat, Tafeln, Jagden und sonstige fromme Zwecke verwendet und der bekanntlich vor einiger Zeit mit dem päpstlichen Nuntius so irdischfidel auf die Jagd rasselte, daß die Equipage der beiden „Knechte Gottes“ ein junges Mädchen zu Tode räderte. — Da ist auch der Fürsterzbischof von Breslau, der die fünfzig Schritte von seinem Palaste bis zum Dome stets in prachtvoller Equipage zurückzulegen pflegt, als sei der sündhafte Erdboden nicht würdig, von den rothstrumpfigen Himmelsbeinen dieses „demüthigen Gottesknechtleins“ berührt zu werden. — Da sind die Herren Cardinal-„Knechte Gottes“ zu Rom, welche stets in prächtigen Carrossen mit einem monströs-verzierten Kutscher vorn und drei reichgallonirten Lakaien hinten durch die Straßen der „heiligen Stadt“ rasseln — echte Musterbilder himmlischen Eifers und irdischer Faulenzerei. — Da ist aber vor Allen der „Knecht der Knechte Gottes“, auch „Papst“ genannt, dessen bescheidene Clause (der Vatican)

nicht weniger als 20 Höfe und 11.000 Säle, Capellen, Zimmer und Kammern enthält. Dieser gründliche Verächter alles „irdischen Tandes" pflegt in rührender Erinnerung an seinen „Vorgänger" Jesu (dessen Transportsmittel bekanntlich in den eigenen Füßen oder, wenn's hoch kam, in einem Eselein bestanden) in sechsspänniger, totalvergoldeter Carrosse, umgeben von gold- und silberstarrenden „Nobelgardisten", dahin zu rasseln und die in Staub und Koth knieenden Schäflein mit vieler Salbung zu „segnen".

In seinen Mußestunden wechselt er seinen „geistlichen Gnadenschatz" in ganz irdisch klingende Petersmünze um, besichtigt seine höchst weltlich knallenden Kanonen und Hinterlader und stärkt (laut „Eingesendet" in fast allen „großen" Blättern) seinen schwachen Magen durch einige Portionen „Revalescière Du Barry", welche, nebenbei bemerkt, ein großer irdischer Schwindel ist.

„So leben sie . . . so leben sie alle Tage bei der allerlustigsten — Himmelscompagnie!"

Frommer Blödsinn.

(Nr. 42. — 1869.)

Es liegen mir zwei sehr hübschgemachte Bildchen vor, wie sie in christkatholischen Schulen als Prämien verwendet werden.

Das Eine (ein Kupferstich) führt den merkwürdigen Titel: „Unbekanntes Leiden Christi", und zeigt uns eine höchst beklagenswerthe Menschenfigur, welche in folgender Weise malträtirt wird:

Der Mann sitzt auf den scharfen Kanten einer trogartig ausgeschnittenen Bank, was das Sitzfleisch des Zehnten nicht verträgt. Seine Hände und Füße sind mit schweren Ketten an einen dicken Block gefesselt, eine andere Kette ist um seinen Hals gelegt, lauft durch einen an der Wand befestigten Ring und wird durch eine schwebende, colossale Steinplatte so entsetzlich angespannt, daß man von Secunde zu Secunde das Abreißen der Kette oder des Menschenkopfes erwartet. Der so in Ewigkeit zerrissene Mensch hat hinter seinem Kopfe eine große, weiße Scheibe, die ich für einen Laib Schweizerkäs hielt, bis mir ein Sachverständiger versicherte, das sei — „Heiligenschein".

Aus einem Winkel der Folterkammer fliegt mit einer um den Bauch gewickelten Wolke ein schönfrisirter „Engel" hervor und schwenkt vor dem verzweifelten Gesichte des Gepeinigten einen langen Papierwisch mit dem daraufgedruckten Versprechen: „Am jüngsten Tage wird es geoffenbaret".

Nach der Miene des Gefolterten zu urtheilen, tröstet ihn diese billige Himmels-Annonce nicht im Mindesten, was auch sehr begreiflich ist, denn bis zum „jüngsten Tage" ist's noch lange her, und an das Gehängtwerden gewöhnt man sich so schwer.

Das ist nach dem Titel das „unbekannte Leiden Christi!" Also nicht genug, daß heidnische Römer diesen edlen Volkslehrer gekreuzigt, müssen ihn auch noch die ausgesuchtesten Dummköpfe von christkatholischen Römern am Halse aufhängen, um ein Kraftstückchen mehr in ihrer Riesensammlung von mystischem Blödsinn zu haben? —

Das zweite Bildchen weist ein monstranzartiges Ding in Rosenroth und Gold, in dessen Mitte ein braunes, zackiges

Hölzchen abgebildet ist. Darunter steht in rosenrothen Lettern folgender aschgraue Blödsinn:

„Wahre Abbildung des heiligen (!) Dorns aus der hochwürdigen (!) Krone Jesu Christi, so auf der hochfürstlich Lobkowitzischen Herrschaft Neundorf ehrerbietig aufbehalten und jährlich den 4. und 5. Sonntag in der Faste zur andächtigen Verehrung ausgesetzt wird."

Ich weiß nicht, ob der Fürst Lobkowitz Kenntniß von diesem hölzernen Schwindel hat; jedenfalls aber weiß die betreffende Geistlichkeit davon, und diese möchte ich gefragt haben, ob sie mit solchem des dümmsten Hottentotten und Kaffers unwürdigen Götzendienste baldigst abräumen will oder nicht?

Bezüglich beider (und ähnlicher) Bildchen aber wünschte ich zu wissen, ob man an „maßgebender Stelle" nicht dafür sorgen will, daß fleißige und gescheidte Schulkinder vor der Betheilung mit dergleichen gedrucktem oder gemaltem Unsinne bewahrt werden?

Der Papst.

Der Papst verlästert in seinen drolligen Allocutionen die Gesetze Oesterreichs, welche ihn von Rechtswegen so wenig angehen, als den ersten besten Rabbi; der Papst richtet Trost- und Beifallsschreiben an ultramontane Redacteure, welche ebenfalls die österreichischen Gesetze verlästerten und dafür eingesperrt wurden; der Papst ermahnt in einem Briefe den angeklagten Bischof von Linz zu beharrlicher Widersetzlichkeit gegen die österreichischen Gerichte; — kurz, der Papst führt sich so auf, daß man ihn bei etwaiger

Ueberschreitung der österreichischen Gesetze sofort einsperren sollte.

Am Hofe desselben Papstes aber unterhält die österreichische Regierung nach wie vor der puren „pietätvollen Höflichkeit" wegen einen Botschafter, der nichts thut, als zuweilen dieselben heiligen Füße küssen, welche bei jeder Gelegenheit gegen Oesterreich ausschlagen! Und diese christliche Unterhaltung kostet dem österreichischen Volke jährlich über 40.000 fl.!

Vom „heiligen" Macarius.

Unter den vielen frommen Käuzen, welche in der ersten Zeit des Christenthumes in die Wüste liefen und dort dem lieben Gott zu Ehren die größten Dummheiten trieben, zeichnete sich der heil. Macarius durch anmuthige Originalität aus, indem er sich zur Unterdrückung sündlicher Gelüste mit unbekleidetem Reserve tagelang in einen Ameisenhaufen setzte — natürlich unter rastloser „Anschauung Gottes". Kein Wunder, daß solche Beschäftigung dem heiligen Manne alsbald die Sympathien aller Wüstenbestien gewann und Hyänen, Löwen u. dgl. sich in allen bedenklichen Fällen vertrauensvoll an seine Wunderkraft wandten. So kam eines Tages eine Hyäne an die Thüre seiner Klause und klopfte mit der diesem Gethiere eigenen Bescheidenheit leise an. Als der heilige Macarius öffnete, legte sie zu seinen Füßen ein augenkrankes Junges und zugleich als Pränumerando-Honorar für die Cur ein Lammfell nieder. „Du hast dieses Fell geraubt; ich mag es darum nicht!" wetterte der Heilige

die bestürzte Hyäne an, welche darob helle Reuethränen vergoß. Das rührte den frommen Mann und milde sprach er weiter: „Wenn Du gelobst, kein Lamm mehr zu rauben, so will ich das Fell nehmen und Dein Junges heilen.“

Zerknirscht nickte die gläubige Hyäne „Ja!“; der Heilige curirte nun das Junge und gab der Alten den Segen. Diese trollte sich vergnüglich von dannen und — raubte von nun an keine Lämmer mehr.

Diese hocherbauliche Geschichte ist nicht etwa der schlechte Witz eines gewöhnlichen Narren; — nein, sehr fromme und sehr gelehrte Kirchenschriftsteller theilen sie unter Garantie der Wahrheit mit.

Wissen und Glauben.

(Nr. 43. — 1869.)

Der berühmte Geologe und Botaniker Professor Dr. Unger sprach unlängst bei Eröffnung der Jahresversammlung des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark folgende bemerkenswerthen Worte:

„Himmel und Hölle, Zauberei und Wunder haben eben jetzt eine ganz andere Bedeutung als früher. Glaubt die Kirche wirklich, mit derlei Verschanzungen und Festungsthürmen dem Andrange der Begriffsklärung Stand halten zu können? Sie thun sehr übel daran, das als unantastbare Wahrheit festhalten zu wollen, was der menschliche Verstand längst in das Bereich der Fabeln verwiesen hat. Das starre Beharren in Anschauungen, die dem Kindesalter der Menschheit entnommen sind, kann doch weder ihrem Berufe, noch ihrer Würde angemessen sein! Und ob die Sonne steht oder sich bewegt, was geht es zudem die Kirche an? Ob das Licht, das

sie uns mittheilt, diesem oder jenem Processe seinen Ursprung verdankt, wie kann eine Religion sich in die Frage darum mischen? Oder was hat es auf sich, wenn der Mensch nicht aus Lehm fabricirt, sondern gleich den übrigen belebten Wesen ohne besondere „göttliche Intervention" zur Welt kam? Soll Friede zwischen Wissen und Glauben einkehren, dann entfalte die Kirche auf dem Gebiete des Gefühls und der Willenskraft ihr Siegespanier, nicht aber auf dem Boden der Erkenntniß, zu dem sie weder eine Mission, noch die gehörigen Mittel besitzt. Sie maße sich nicht an, die Geister zu bevormunden, die nur im Elemente der Freiheit gedeihen können, sie schlage den geraden Weg nach dem gelobten Lande der Tugend ein! Einzig auf diesem Wege, einzig durch christliche Liebe und Duldung kann sie Eroberungen machen und ein Reich begründen, größer als der winzige Kirchenstaat, ein Reich, das sich über den ganzen Erdenrund ausdehnt!"

Das ist ehrlich und gut gesprochen; das ist nicht jenes flaue, feige und unaufrichtige Versöhnlichkeitsgeschwimmel, wie wir es so oft in „freisinnigen" Zeitungsartikeln und Parlamentsreden gefunden. Der treue Diener der Wissenschaft maskirt seine wohlbegründeten Ansichten nicht durch heuchlerische Phrasen, wie: „Gerade weil ich ein guter Katholik bin" . . . „Aus innigster katholischer Ueberzeugung" . . . . „Aus wahrer Liebe zur katholischen Kirche" u. s. w. — nein, der ehrliche Mann des Wissens, d. i. der Wahrheit, sagt der Vermittlungsanstalt des „Glaubens" frisch und frei heraus, daß er mit ihr nichts zu schaffen haben kann, und daß sie kein Recht hat, sich auf Grund ihrer Fabeln und Vernunftwidrigkeiten ein Urtheil über das Streben der Menschheit auf dem Gebiete der positiven Wahrheit anzumaßen.

Gibt es auch etwas Widrigeres, als zu sehen, wie der römische Bischof Pius IX., ein notorischermaßen weder be-

sonders talentirter noch unterrichteter Mann, sich anmaßt, in seinem „Syllabus", seinen „Bullen" und „Allocutionen" frechweg die großartigsten Leistungen des Menschengeistes „Lügen", „Thorheiten", „Frevel", „Unsittlichkeiten" u. dgl. zu nennen, blos weil alle diese herrlichen Errungenschaften nicht in seinen veralteten, niemals nützlich gewesenen und jetzt doppelt unnütz gewordenen Kram passen? Haben so viele Tausende der besten, edelsten Menschengeister darum in heiliger Liebe zur Menschheit so viel gedacht, geforscht und gelitten, daß ihre Werke von unwissenden oder heuchlerischen Römlingen beschimpft oder gar vernichtet werden? Nein, aus der grauen Ferne vieler Jahrtausende her zieht, sich immer und immer erweiternd, ein klarer, herrlicher Strom, segenbringend den gegenwärtigen, segenverheißend den künftigen Geschlechtern; und vor diesem ewigen, gewaltigen Strome bersten die Felsblöcke der Dummheit, zerreißen die Dämme der Gewalt und löst sich auf der schlüpfrige, gleißende Schlamm des Betruges und der Heuchelei.

Das ist der Strom des befreiten und befreienden Menschengeistes, dessen ewig vorwärtsdrängende Wogen schon so manche „Religion", so manchen Tempel und so manche Priesterherrschaft für immer begraben. Und dieser unwiderstehliche Strom des Geistes wird auch dereinst über all' das kleinliche Damm- und Pfahlwerk hinwegbrausen, womit die Priesterzünfte unserer Tage noch seine Ufer zu verengern suchen; er wird auch das „Schifflein Petri" verschlingen, welches dem Zuge der Wellen nicht folgen mag, sondern mit morschen Planken und halbzerrissenen Ankerketten dem Strome trotzt — diese absonderliche „Arche", in der alles Mögliche zu finden, nur keine Friedenstaube!

Kein Wunder, daß unsere römischen Finsterlinge mit Grauen und Zorn dem Brausen jenes Stromes lauschen und Zeter schreien, wenn ihnen so eine recht frische, klare Welle in die gleißenden Gesichter springt. Daher ist's auch begreiflich, daß sich das bischöfliche „Volksblatt" sofort die gesalbten Hörner an der Rede Professor Unger's abstößt.

In einem Artikel, überschrieben: „Arroganz auf Kosten der Wissenschaft", wendet sich dieses Blatt mit verbissener Wuth nicht nur gegen den Professor Unger, sondern auch ganz besonders gegen „eine nicht unerhebliche Anzahl von Priestern der katholischen Kirche", welche Mitglieder des naturwissenschaftlichen Vereines sind.

Bemerkenswerth ist an der ganzen Salbaderei nur die stets wiederkehrende Clausel: „abgesehen von der Religion."

Daß der Capuciner da von seiner „Religion" beharrlich „absieht", wo es sich um das Wissen handelt, freut mich. Er kommt damit der vernünftigen Welt entgegen, welche von der „Religion" des Capuciners schon längst „abgesehen" hat auf Nimmerwiedersehen. —

Angespornt durch jenen Artikel meldete sich im „Volksblatt" schon Tags darauf unter der Rubrik „Eingesendet" irgend ein römisch-dunkles Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereines von Graz und behauptete mit eherner Unverschämtheit, daß die dem Vereine angehörigen Geistlichen unmöglich gegen Professor Unger protestiren konnten, weil man sie von der Verlegung der Versammlung vom 29. auf den 22. Mai gar nicht verständigt habe. Nun wurde aber diese Verlegung bereits im April d. J. durch Professor Unger in der Vereinsversammlung selbst publicirt; sodann

brachte das Morgenblatt der „Tagespost“ vom 20. Mai Programm und Einladung zu der auf den 22. verlegten Versammlung, und schließlich war auch noch in dem Nachmittags erscheinenden Abendblatt der „Tagespost“ vom 22. Mai eine diesbezügliche Anzeige enthalten. Es hat demnach eine dreimalige ordentliche Publication der Versammlung stattgefunden, und die gegentheiligen Behauptungen jenes „eingesendeten“ Dunkelmannes sind simpliciter erlogen. Dessen Forderung aber, daß man die Versammlungen des „naturwissenschaftlichen Vereines“ auch in dem „Organe der anderen Partei“ (im „Volksblatte“ nämlich) annonciren solle, ist kindlich. Seit 6 Jahren annoncirte der Verein nur in der „Tagespost“ und nun soll er auf einmal dem Capuciner zu Liebe auch in jener bischöflichen Papierverschwendung annonciren, die außer der schwarzen Garde Rom's Niemand zu genießen pflegt, als etwa ein paar lachlustige Ketzer! Nein, die Naturforschung kann sich dazu herbeilassen, die Unnatur in der Entstehung, Fütterung und Fortpflanzung eines bischöflichen „Volksblattes“ zu constatiren — aber darin *inseriren*, das kann sie nimmer.

Hochnothpeinliches.

(Nr. 43. — 1869.)

„Ganz im Vertrauen“ wird mir mitgetheilt, der Bischof von Graz gehe mit dem Gedanken schwanger, mich wegen des in Nr. 41 der „*Freiheit*“ enthaltenen Aufsatzes „*Die Religion auf der Gasse*“ gerichtlich zu belangen. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so wüßte ich

nicht genau, über was ich mich mehr freuen sollte: über die Nachricht oder über den Umstand, daß wir heute nicht 1569 schreiben. Wäre mir diese Geschichte um 300 Jährchen früher passirt, so hätte sich die ganze Procedur etwa in folgender christlich-präcisen Weise abgewickelt:

1. Der Ketzer L. R. Z. wird einem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu gefälliger „scharfer Befragung" überliefert. (Abführung des Ketzers durch die Annastraße, Murgasse, 1. und 2. Sack in das bekannte Loch im 3. Sack. — Freude aller Capuciner.)

2. Der Ketzer wird „scharf befragt". — Während man ihm alle Gelenke ausreißt, die Daumen zerquetscht und einzelne Theile in siedendem Oele badet, erzählt ihm ein hochwürdiger Priester, der liebe Gott sei die Liebe und Barmherzigket selbst und die römische Kirche sei die süßeste Tochter dieses lieben Gottes.

3. Der bereits halbtodte Ketzer wird ob seines fluchwürdigen Mißfallens an „Frohnleichnams"-Processionen bestimmt, selber ein Leichnam zu werden, und in feierlicher Procession durch die Stadt geführt. — Die mitziehenden, hochwürdigen Priester lobsingen dem ewigen Gotte der Liebe und Güte. — Die Gläubigen ergötzen sich höchlichst.

4. Der Ketzer sitzt auf einem Haufen Holz, Stroh und Pech und brennt, daß es prasselt. — Der fromme Bischof blickt empor zum ewigen, blauen Himmel, als warte er auf einen Engel, der ihm meldet: „Bravo, Ew. Gnaden, der liebe Gott freut sich ungeheuer!"

Hiermit wäre dann der Gerechtigkeit Genüge geschehen, und ein P. T. Publicum könnte ruhig weiter — glauben.

„Polizei! zu Hilfe für den „Glauben"!"

(Nr. 44. — 1869.)

Es gibt nichts Kläglicheres, als wenn Pfaffen die Hilfe der weltlichen Gerichte zum Schutze ihres „Glaubens" beanspruchen; und das thut Monsignore Hebenstreit, Redacteur des sogenannten „Katholischen Wahrheitsfreund", Liebling aller Betschwestern von Graz, in Nr. 22 seines Blattes in deutlichster Weise. Unter Berufung auf den „Volksfreund", das verlogenste Jesuitenblatt Oesterreichs, bespricht dieser fromme Biedermann die bekannte von Professor Unger im naturwissenschaftlichen Vereine gehaltene und von Dr. Holzinger in der „Tagespost" trefflich commentirte Rede und schließt mit folgendem erbärmlichen Schreie nach der Polizei:

„So darf man in der neuen Aera die Fundamentalsätze des christlichen Glaubens ungestraft öffentlich leugnen, die Kirche und das allgemeine Concil mit den gemeinsten Schmähungen überhäufen, natürlich Alles — zur größeren Ehre der Wissenschaft. Was liegt daran, wenn das religiöse Gefühl von Millionen österreichischer Katholiken gekränkt wird, die katholischen Herzen müssen ihren Gefühlen Schweigen gebieten, sie müssen sie als Opfer darbringen auf dem Altar der Wissenschaft. Ja, die Wissenschaft, sie muß in der neuen Aera zum bequemen Deckmantel für die Angriffe auf Religion und Glauben dienen, denen gegenüber das Strafgesetz ein todter Buchstabe bleibt, sobald man sich zu seiner Vertheidigung darauf beruft, daß man nicht den fehlbaren Glauben angegriffen, sondern blos die unfehlbare Wissenschaft gepredigt habe."

Diese römischen Geschäftsleute waren seither gewohnt, den Polizeimann hinter sich zu haben, wenn irgend ein vernünftiger Mensch ihre Waaren für gefälscht und verpfuscht

erklärte, und sie wollen darum jetzt nicht begreifen, daß man „öffentlich die Fundamentalsätze ihres (nicht des wahrhaft „christlichen") Glaubens leugnen" könne, ohne dafür — eingesperrt zu werden. Sie wollen und können nicht begreifen, daß ein „Glaube", der schon einmal des materiellen Schutzes bedarf, überhaupt keinen Pfifferling werth ist. Sie wollen nicht begreifen, daß es wahrlich nicht unbescheiden ist, wenn man heutzutage unter dem Schutze freisinniger Gesetze die Lehren derselben katholischen Kirche öffentlich leugnet, welche jahrhundertelang jede andere noch so vernünftige Lehre verdammt und verflucht hat und noch heute verflucht, welche jahrhundertelang um ihres Geschäftes willen mordend, verheerend und entsittlichend in den Herzen aller civilisirten Völker gewüthet hat.

Glauben Sie, römischer Monsignore Hebenstreit, daß Sie und Ihr Bischof und Ihr Papst allein das Recht haben, andersgläubige Leute des „Luges", „Betruges" und des „Irrglaubens" zu beschuldigen? Nein, Sie müssen sich's gefallen lassen, wenn der erste beste von Ihnen, Ihrem Bischofe oder Papste verfluchte und beschimpfte vernünftige Mensch all' diese blöden und frechen Beschimpfungen auf Sie, Ihren Bischof und Ihren Papst zurückschleudert und kaltblütig fortfährt, jene „Fundamentalsätze" zu leugnen, welche der Welt mehr Blut, Thränen und Elend gebracht haben, als irgendeine Lehre in irgendwelcher Zeit der menschlichen Geschichte. Ihrem Papste, der die Wissenschaft, die Humanität und die Freiheit in „Syllaben", in Todesurtheilen und in tyrannischen Gesetzen mit Füßen tritt — Ihrem Bischofe, der in seinen sogenannten „Hirtenbriefen" den „Teufel" beschreibt, als habe er mit ihm schon einen ganzen

Scheffel Salz gegessen, und Ihnen, der Sie in Ihrem „Katholischen Wahrheitsfreund" die Potenz des menschlichen Blödsinnes gedruckt herausgeben, hat längst schon jeder frei und vernünftig denkende Mensch den Rücken gekehrt. Es ist hohe Zeit, daß man auch öffentlich und in Masse gegen Sie Alle Front mache.

Schreien Sie immerhin mit heiserer Inquisitorenstimme nach der Polizei; — ich möchte das Gericht sehen, welches es heute mit seinem Gewissen verantworten könnte, der menschlichen Vernunft und Wissenschaft das Recht der Vertheidigung gegen das Meer von Lästerung und Blödsinn zu nehmen, das man von Rom aus noch immer über sie ergießt.

Lernen Sie, schwarze Herren, auch die Meinungen Anderer achten, und beanspruchen Sie nicht mehr das Privilegium der „Unfehlbarkeit" für Das, was Sie oder Ihre Vorgänger erfunden; — dann wird sich mit Ihnen in versöhnlicher Weise unterhandeln lassen. Ich meine nun (genau so wie Professor Unger), daß Sie der Welt allerhand Fabeleien vormachen, und wenn Sie mich darum wegen Störung Ihres Geschäftes gerichtlich verklagen, so — verklage ich Sie vor aller Welt wegen Störung des Geschäftes der menschlichen Vernunft.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 44. — 1869.)

Ich habe schon hin und wieder darauf aufmerksam gemacht daß der hier erscheinende „Kathol. Wahrheitsfreund" sich mit Vor-

liebe auf die Production eines ganz besonderen Glaubensinstrumentes verlegt; — es ist dies der s. g. „Finger Gottes“.

So oft der „Wahrheitsfreund“ eine ganz besonders blöde Wundergeschichte erwischt, läßt er jenen „Finger Gottes“ gespenstisch winken und ruft dazu aus dem Hintergrunde sein grausenhaft-frommes „Hu! hu! seht Ihr ihn?“

In seiner Nr. 22 bringt er nun folgendes Prachtstück, welches einem norddeutschen Muckerblatte entstammen soll:

„Dieses protestantische Blatt enthält die Erzählung einer in Westpreußen vorgefallenen Begebenheit, die ganz sicher auch „unter die Zufälle, die nicht Zufälle sind“ zu rechnen ist. „Zu einem dort wohnenden Förster kommt ein Doctor zum Besuch und Beide gingen auf die Jagd. Ein am Wege stehendes Crucifix passirend, sagt der Doctor in gotteslästerlicher Weise, sie wollen dasselbe herunterschießen, und als Letzterer wirklich danach schießt, so fließt Blut heraus. Bei dem zweiten Schuß fällt das Crucifix herunter, aber auch der Doctor stürzt auf's Angesicht todt zur Erde nieder mit ausgebreiteten Armen, wie am Kreuze hängend, und es war unmöglich, ihm die Arme an den Leib zu bringen, so daß er natürlich in dieser Stellung in den Sarg gelegt werden mußte. Sollte es wohl möglich sein, daß ein Mensch so frech sein könnte, sich zu solcher Gotteslästerung hinreißen zu lassen?“

Ich möchte das breitbehagliche Schmunzeln gesehen haben, mit welchem der Monsignore-Redacteur Hebenstreit diesen prächtigen Fund seinem Blatte einverleibte.

Ein Doctor, der wegen Schießens auf ein hölzernes Bildniß sofort in Kreuzesgestalt erblassen muß, während das alte Stück Holz in gerechter Entrüstung „blutet“!! Das ist eine gar erbauliche Historie für Jungfrauen- und Gesellenvereine. Welche fromme Seele wird nun noch zweifeln, daß der Gott der Liebe, der Gnade und Barmherzigkeit jede Verletzung eines ihm geweihten höl-

zernen Bildnisses sofort durch den Tod eines Menschen rächt?!

Wahrhaftig, fühlte ich irgendwelchen Beruf in mir, den „lieben Gott“ gegen die menschliche Dummheit zu vertheidigen, ich würde feierlich gegen alle die grausamen Henkerstückchen protestiren, die man ihm unter dem Titel „göttliches Strafgericht“ verleumderischer Weise nachsagt.

Welchen armseligen Begriff müßt Ihr frommen Herren von Eurem „Gotte“ haben, daß Ihr ihn der niederen Gefühle der Rache und des Zornes gegen seine winzigen Geschöpfe für fähig haltet!

Hätte ich mich jemals vor einer zweiten „Sündfluth“ gefürchtet, so könnte ich das jetzt nicht mehr; denn wo es noch so stark vernagelte Köpfe gibt, da dringt kein Tropfen Wasser durch.

Vereitelte Himmelsparade.

Der Cardinal-Patriarch von Venedig soll bekanntlich heldenkühn erklärt haben, daß er die übliche „Frohnleichnams“-Procession auf dem Marcusplatze veranstalten wolle, „wenn auch der ganze Platz mit Blut und Leichen bedeckt werde“. Alle Welt erstaunte über diese Märtyrer-Courage des frommen Mannes und machte sich schon kummervoll darauf gefaßt, ihn sammt allen seinen Untermärtyrern mausetodt auf dem Marcusplatze liegen zu sehen.

Aber der Glaubensheld mochte wohl das Todtherumliegen auf dem Platze lieber den Feinden der Kirche gönnen; denn er erbat sich vom Festungscommandanten gleich die — ganze Garnison als Escorte, und als der General trocken erklärte, daß er für dergleichen Comödien keinen Mann hergebe — unterblieb die Comödie. —

Das kommt vom „Glauben.“

In einem wallachischen Dorfe hat man dieser Tage auf Befehl des betreffenden griechisch-katholischen Pfaffen eine verstorbene alte Frau ausgegraben und — „noch einmal todtgemacht“, weil sie eine „Hexe“ war und „umging“! — Wie sollen da die Schafe Menschen werden, wenn ihre Hirten solche Esel sind?

Protestantische Pfafferei.

Wo ein König seine Krone „vom Tische des Herrn“ nimmt, wie ein Stück Oblate, da muß den Herren Pfaffen allerdings der fromme Kamm schwellen, und es ist darum nicht zu verwundern, daß dieser Tage in Berlin das unschuldige, neugeborne Kindlein eines Schneidermeisters verurtheilt wurde — zwangsweise getauft zu werden, weil sein verstockter Papa meinte: „es jinge ooch ohne det Jewässer“. Die protestantischen Schwarzkünstler aber meinten: „es jeht niche;“ worauf dann der tapfere Schneider in den Zeitungen erklärte: er werde gegen jeden ungebetenen Gevatter sein „volles Hausrecht“ gebrauchen, was soviel heißt, als — „rrrraus!“ — O, was ist das für eine Religion der „Liebe und des Friedens“, in deren Namen man darauf besteht, einem kleinwinzigen Kindlein gewaltsam den Kopf naß zu machen, der ja doch vom ganzen „Christenthum“ noch nicht die leiseste Ahnung hat!

Der „Heilige“ Franz von Assisi.

Dieser interessante Kauz, welcher die Welt mit dem Franciscaner-Orden beglückte, hieß eigentlich Johann Bernardoni und war seines ursprünglichen Zeichens ein verdorbener Kaufmannssohn. Später wurde er Soldat, verfiel in eine sehr schwere Krankheit und — stand als „Heiliger“ wieder auf. Er trieb sich zunächst unter anderen Vagabunden und Aussätzigen umher, denen er zur höheren Ehre Gottes die Geschwüre küßte. Beschützt durch den Bischof von Assisi zog er auf großen Bettel zum Baue einer Kirche aus und verfiel dabei auf den Gedanken, einen eigenen Bettelorden zu stiften. Als er dem Papste Honorius seinen Plan mittheilte, sagte ihm dieser: „Ihr seid ein Einfaltspinsel“, und der folgende Papst Innocenz III. nannte die von Franz aufgestellte Ordensregel „eine Regel für Schweine“ — bestätigte sie aber doch.

Der Duft seiner „Heiligkeit“ stieg bald der ganzen Christenheit in die Nase; — dafür leistete er aber auch Erstaunliches. Nichts war ihm angenehmer, als sich mit Füßen treten zu lassen; er nannte das „Christendemuth“.

Einst fing er auf seiner Kutte eine Laus (ein von der damaligen „Heiligkeit“ unzertrennliches Thier), packte sie behutsam, küßte sie und sprach die unsterblichen Worte: „Liebe Schwester Laus, lobe mit mir den Herrn!“ Dann setzte er sie wieder auf seinen ewig ungeputzten Kopf, woher sie gekommen war. Oft hielt er den Gänsen, Enten und Hühnern stundenlange Predigten. Seinen Körper aber nannte er „Bruder Esel“, und wenn diesen Esel der Hafer stach, malträtirte er ihn gräulich. Die „Wunder“ Jesu

sind reiner Spaß gegen die, welche dieser heilige Narr nach Dutzenden lieferte. Dafür kam aber auch eines schönen Tages ein „Seraph" vom Himmel herunter und drückte ihm die „fünf Wundmale Christi" auf. Seit dieser officiellen Stempelung hieß er dann der „seraphische Vater".

Sein Orden wuchs wie der Sand am Meere, und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte er 7000 Mönchs- und 900 Nonnenklöster!

Bischof und Unglaube.

(Nr. 45. — 1869.)

Der Bischof von Graz hat zu dem am 6. d. M. stattgehabten „Herz-Jesu-Feste" einen Hirtenbrief veröffentlicht, in welchem der „entsetzliche" Drache des Unglaubens so arg mitgenommen wird, daß ich nicht umhin kann, darüber mit dem Herrn Bischof zu zanken.

Also zu Ehren des „Herzens Jesu", dessen Milde, Liebe und Versöhnlichkeit Sie so emsig rühmen, haben Sie, Herr Bischof, einen „Hirtenbrief" in die Welt geschleudert, welcher Alles, was nicht Ihre römischen Sachen glaubt, mit den gräuelichsten Titeln belegt? Wissen Sie nicht, daß die Pharisäer es einstens mit dem edlen Nazarener gerade so gemacht haben; daß sie ganz Jerusalem mit ihrem Geschreie über den „Unglauben", „Verrath" und „Abfall" des Rabbi Jesu erfüllten; daß sie diesen glorreichen Rebellen gegen den „angestammten Glauben" für alles Unheil, alles Elend im gesellschaftlichen Leben verantwortlich machten; — genau so, wie Sie, Herr Bischof, es

mit Jenen thun, die in unseren Tagen nach bester, ehrlichster Ueberzeugung gegen jenes Chaos von Vernunftwidrigkeiten ankämpfen, welches man von Rom aus als das „wahre, einzige Heil" bezeichnet.

Bedenken Sie doch, Herr Bischof, daß gerade Jesus einer der eifrigsten Gegner des Kirchen- und Priesterthumes war, welches überall und zu jeder Zeit die menschliche Seele als Eigenthum beanspruchte. Bedenken Sie, daß Jesus von einem „Glauben", wie ihn die römische Geistlichkeit im Laufe der Jahrhunderte geschaffen, gar nichts wissen konnte. Wie mögen Sie nun das große, liebevolle Herz dieses Jesus zum Vorwande Ihres fanatischen Gezeters gegen uns Ungläubige nehmen? Wie können Sie, ohne zu erröthen, im Namen dieses Jesus den aus ehrlichem Forschen und Denken hervorgehenden Unglauben für die sittlichen Schäden der Gesellschaft verantwortlich machen; da Sie ja doch wissen, daß gerade die gegenwärtig in Vollkraft stehende Generation fast ihre ganze Jugenderziehung der Kirche zu verdanken hat?

Blicken Sie zurück in vergangene Jahrhunderte, in denen Ihre römisch-katholische Kirche in unumschränkter Machtvollkommenheit über der Menschheit waltete, in denen diese Kirche den spärlich aufkeimenden Unglauben sofort in Blut und Asche ersticken konnte; — wie jämmerlich war es damals um die Sittlichkeit der menschlichen Gesellschaft bestellt?

Blicken Sie endlich in das Ländchen Ihres Papstes, wo doch die Bevölkerung unmittelbar an der Quelle des Glaubens sitzt und wo viele Tausende von Priestern ihres

Amtes walten; — welcher Sumpf von Verbrechen, Laster und Elend aller Art starrt Ihnen da entgegen!

Sie müssen das Alles wissen, Herr Bischof, denn Sie sind ein „gelehrter" Mann; und doch bürden Sie mit heiligem Blinzeln dem freien, bewußten Unglauben (der doch gewiß ehrlicher, sittlicher ist, als der auf Unwissenheit und Unfreiheit basirende Glaube) alle Schuld an dem Unglücke der Menschen auf!

Doch lassen wir Sie selbst sprechen. Nach wenigen frommen Phrasen gelangen Sie auf das allen Dienern Roms so geläufige Thema von den „Bedrängnissen, unter welchen die heil. Kirche Gottes seufzt", zeigen uns, wie rechts die Rettung durch den Glauben winkt und links „ein entsetzlicher Drache mit seiner zahlreichen, giftigen Drachenbrut droht". Nachdem Sie so dem gläubigem Gemüthe den ersten nöthigen Schrecken eingejagt, fahren Sie dreist fort:

„Wer ist aber dieser schreckliche Drache mit seiner giftigen Drachenbrut? der Drache ist der Unglaube, und seine giftige Brut sind alle Bedrängnisse der Kirche und alle Arten von Elend in der menschlichen Gesellschaft.

Gegen die Kirche zeigt sich aber der Unglaube nicht wie bei den Heiden, welche nur deshalb ungläubig sind, weil sie die wahre Glaubenslehre nicht kennen, sondern wie bei abgefallenen Rebellen, welche die Kirche hassen und bekriegen."

Daß wir Gegner der Kirche nicht wie die Heiden aus Unkenntniß ungläubig sind, hat seine volle Richtigkeit. Gerade weil wir die „wahre Glaubenslehre" und ihre Entstehung kennen — glauben wir nicht daran. Wir bekennen das frei und offen und suchen begreiflicherweise unsere Meinung möglichst zu verbreiten. Es ist das eine in der

geistigen Entwicklungsgeschichte des Menschen so selbstverständliche Erscheinung, daß ich mich nicht genug verwundern kann, wie Sie, Herr Bischof, sich darüber wundern können.

Sie, Herr Bischof, vertheidigen Ihren Glauben — ich vertheidige meinen Unglauben. Sie möchten, daß alle Welt Das glaube, was kein Mensch wissen kann — ich möchte, daß kein Mensch glaube, was er nicht weiß. Sie nennen den Unglauben, diese mir theure Quelle freien Denkens und wahrer Humanität, einen „giftigen, schrecklichen Drachen" u. s. w. — ich, nun, ich bitte Sie nur, sich nicht so sehr zu ereifern; denn wenn Ihr Glaube wirklich von „Gott" eingesetzt ist, so können Sie es wohl, gleich mir, ruhig dem Ermessen dieses Gottes überlassen, uns Ungläubige zu „bekehren" oder zu „züchtigen". Wenn Sie, Herr Bischof, sehen könnten, wie ruhig und heiter es in dem Gemüthe so manchen Ketzers (z. B. in dem meinigen) ausschaut, Sie würden Ihren frommen Pinsel gewiß in mildere Farben tauchen, als Sie dies bei nachstehendem Molochgemälde gethan:

„Und nachdem so der wahre Gott verlassen ist, werden an an seiner Statt drei Götzen angebetet: der Erwerb, der Genuß und die Gewalt, Götzen, so hohl und grausam, wie in alter Zeit der Moloch. Das war eine aus Erz gegossene Götzenstatue mit einem Ochsenkopf, einwendig hohl, zum Heizen, wie ein Ofen. Und war diese Statue glühend geheizt, so kamen die Götzendiener herbei und beteten sie an, und warfen dann als Opfer die eigenen Kinder in die glühenden Arme des Ungeheuers, worin sie zu Hunderten dieses entsetzlichen Feuertodes starben."

Warum solch' düstere, entsetzliche Bilder heraufbeschwören, die ja doch an nichts so lebhaft erinnern, als an die Geschichte Ihrer Kirche, jener Kirche, welche am Fuße desselben Kreuzes, das der Welt Versöhnung, Frieden und

Liebe bringen sollte, ihre Glühöfen, Scheiterhaufen und Folterkammern errichtete, jener Kirche, welche dem Moloch ihrer Herrsch- und Habsucht das Glück, die Habe und das Leben von Millionen Menschen in den ewigklaffenden Rachen warf. — O, Herr Bischof, malen Sie keinen glühenden Ofen mehr an die Wand!

Damit sind wir aber schon übergegangen, die zerstörenden Folgen des Unglaubens bei der menschlichen Gesellschaft überhaupt zu betrachten. Siehe da, um den Götzen des Erwerbes, welch' eine athemlose Hetze der Hunderttausende, welche Alle blos durch Schwindel erwerben, nicht durch ehrliche nachhaltige Arbeit verdienen wollen!"

Gewiß, Herr Bischof, es gibt ungeheuer viele Menschen, die nur schwindeln und nicht ehrlich arbeiten wollen. Ich habe darüber nirgends so erschreckende Erfahrungen gesammelt, als in Rom, der sogenannten „heiligen Stadt".

„Und um den Götzen des Genusses, welch' ein maßloses Rennen nach schmachvollen Genüssen, bei welchen die Menschenwürde nicht blos untergeht, sondern auch bewußt und absichtlich verleugnet wird!"

In der That, ein abscheulicher Götze, der des Genusses! Wenn ich bedenke, wie viele Millionen und Millionen allein in dem Ländchen des Papstes durch die Prälaten der Kirche verlottert und verpraßt werden, wenn ich der grenzenlosen Lüderlichkeit und Verschwendung so vieler Päpste gedenke, — dann nimmt's mich kaum Wunder, daß gerade in den von der römischen Kirche am längsten beherrschten Ländern der Götze des Genusses noch heute am üppigsten haust.

„Und endlich welch' ein unverantwortliches Untergraben aller Grundsätze des Rechtes, das zuerst im Großen zwischen Reichen und Völkern gewaltsam umgestürzt wurde, und seitdem in allen

Schichten der Gesellschaft wankt und stürzt. Und auf diesen Trümmern des Rechtes wird das Götzenbild der Gewalt aufgerichtet; darum stehen sich die Reiche in Waffen und die Nationen in Haß einander gegenüber."

Wenn Sie, Herr Bischof, die Geschichte der Päpste, vor Allem aber die der Jesuiten, mit Ruhe und Unbefangenheit prüfen wollten, so müßten Sie sich wohl gestehen, daß das Untergraben aller Grundsätze des Rechtes und die Herrschaft der rohesten Gewalt gerade in den Blüthezeiten des Glaubens ebenfalls in Blüthe gestanden.

„Diesem schmachvollen Götzendienste entsprechend, zieht der Unglaube auch die Erkenntnißkräfte seiner Bekenner vom Streben nach höherer Erkenntniß ab und beschäftiget sie damit, jeden höhern Standpunkt der menschlichen Gesellschaft zu untergraben, bis der Mensch in raschem Absturze dahin kommt, nichts anders mehr zu sein als ein Stück Maschine bei der Arbeit, und in den übrigen Beziehungen ein Thier, noch unglücklicher, als die übrigen Thierarten, weil er allein vor denselben die Fähigkeit zur Verzweiflung und zum Selbstmorde voraus hat."

In diesem Satze, Herr Bischof, zeigen Sie einmal den echten Jesuiten und sagen mit kalter Ueberlegung die ausgezeichnetsten Unwahrheiten. Sie müssen als gebildeter Mann recht wohl wissen, daß das Streben nach höherer Erkenntniß, nach einem menschenwürdigeren Standpunkte durch nichts so sehr gefördert wurde, als durch die Philosophie; und da Sie gewiß die Geschichte der Philosophie kennen, müßten Sie auch wissen, wie wenig diese letztere je mit dem kirchlichen „Glauben" gemein hatte.

Was haben die großen Principien des Rechtes und der Sittlichkeit, die allein den Menschen so hoch über das Thier erheben, mit dem „Glauben" zu schaffen? Nichts, Herr Bischof; — denken Sie doch nur an die Prügelknechte des

Glaubens in Stainz und Schlanders. Diese Leute waren doch gewiß außerordentlich „fromm"; aber nach einem „höheren Standpunkte" haben sie sicher nicht gestrebt, als sie Andersgläubige — niederschlugen.

Fragen Sie sich einmal aufrichtig, Herr Bischof, wo mag wohl das Thierische mehr vertreten sein, in dem intelligenten und liberalen Theile der Bevölkerung, oder in jenen Kreisen, aus denen Sie Ihre hunderttausend Unterschriften für fromme Adressen zusammentrommelten?

Und was das „Stück Maschine bei der Arbeit" betrifft, so darf ich Sie wohl ersuchen, einmal mit nüchternem Auge die „Arbeit" so manches Geistlichen zu beobachten; Sie werden da wahre Musterstücke von „Maschinen" entdecken. —

Ich habe mich hier mit jenem Theile Ihres „Hirtenbriefes" beschäftigt, welcher den Unglauben verdammt und daher auch mich angeht, was Sie weiter über die Behandlung der Herzen Jesu und Mariä sagen, geht nur Ihre Gläubigen an; ich will daher nur noch einer Folgerung gedenken, welche Sie aus dem Wachsen des Unglaubens ziehen, — es ist dies „das näher heranziehende Drohen schrecklicher Strafgerichte Gottes." Was sollen solche Schreckschüsse, Herr Bischof? Von den Gefühlen und Absichten „Gottes" können Sie ja doch nichts wissen; — warum sprechen Sie davon?

Von der Gleichheit vor dem Gesetze.

(Nr. 45. — 1869.)

Hoch „oben" ist schon oft geklagt worden, daß tief „unten" im Volke so wenig Achtung vor dem Gesetze herrsche. Die Klage ist berechtigt; — es steht bei unserem, wie bei jedem anderen Jahrhunderte lang geknechteten, betrogenen und entsittlichten Volke noch schlecht genug mit jener hohen Achtung vor dem Gesetze, welche das sicherste und edelste Kennzeichen eines freien Volkes ist. Hoch „oben" aber hat man kein Recht, sich hierüber zu beschweren; man sollte vielmehr reuig an die eigene mehr oder minder besternte Brust schlagen und rufen: „Wehe uns; wir ernten, was wir gesäet!" Denn von hoch „oben" kamen seit Jahrhunderten so viele „Gesetze", die kein freier, ehrlicher Mensch achten konnte; — hoch „oben" hat man unter dem Titel „Gesetz" alle die schmählichen Privilegien für Adel, Bureaukraten- und Pfaffenthum geschaffen, an deren Resten wir noch heute so viel zu laboriren haben. Und als man sich hoch „oben" endlich zur Einführung guter Gesetze bequemen mußte, hat man die Achtung vor denselben von vornherein durch ungleiche Anwendung geschädigt.

Erst wenn man einmal hoch „oben" die Gleichheit vor dem Gesetze zur ernsten, eisernen Wahrheit machen wird, dann wird auch tief „unten" die Achtung vor dem Gesetze nicht ausbleiben. Heute existirt diese Gleichheit noch nicht.

Nehmen wir an, ein gewöhnlicher Handwerker sei wegen eines Vergehens angeklagt und vor Gericht geladen. Aus irgendwelchem Grunde geräth er auf die Idee, die Compe-

tenz des Gerichtes zu leugnen, und weigert sich, vor demselben zu erscheinen. Was wird man mit dem Manne machen? Wird man sich im Ministerium seinetwegen die Köpfe zerbrechen? Wird man sich in weitläufige Unterhandlungen mit ihm einlassen?

Nein, man wird ihn ohne alle Vorrede „zwangsweise vorführen" lassen.

Nun kann doch vor dem Gesetze nicht der mindeste Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Schafwollscheerer und einem Bischofe sein, und doch, wie ganz anders verfährt man mit dem Bischofe!

Als sich der Bischof von Linz weigerte, vor Gericht zu erscheinen, hat man sich im Ministerium so lange berathen, als handele es sich wirklich um etwas Berathenswerthes. Man hat endlich wiederholte „Versuche in Güte" gemacht, indem man dem widersetzlichen Pfaffen durch höhergestellte Personen zureden ließ, wie einem kranken Pferde; und als man sich endlich zur „zwangsweisen Vorführung" entschloß, war schon mehr Zeit verstrichen, als man sonst zur Arretirung eines halben Stadtviertels braucht.

So erfreulich es daher ist, daß man sich endlich entschloß, gegenüber jenem römischen Frechlinge dem Gesetze zu genügen, so tadelnswerth ist es, daß man sich darüber auch nur einen Moment besinnen konnte. Durch solches Schwanken und Zaudern könnte man es dahin bringen, daß die menschliche Dummheit wirklich noch einem dieser frommen Gesetzverächter die „Märtyrerkrone" auf den Stützkopf drückte; während man durch gerechte, prompte Anwendung des Gesetzes der ganzen Comödie die Spitze abbricht.

Wir Ultra-Liberalen, die wir in Oesterreich doch noch

immer die meiste Aussicht auf das — Eingesperrtwerden haben, wir werden es uns niemals einfallen lassen, zu solch' lächerlicher Comödie Anlaß zu geben, wie solche der Bischof von Linz veranstaltete. Geräth unsere Ueberzeugung in Conflict mit dem bestehenden Gesetze, und ruft uns darum der Richter vor, so suchen wir unser „Martyrium" nicht in kindischem Trotzen und Protzen gegen das Gericht und stellen unsere Ueberzeugung nicht hochmüthigpochend über das Gesetz. Darum haben wir aber auch ein gutes Recht, zu fordern, daß die Gleichheit vor dem Gesetze zur vollsten Wahrheit werde und daß unsere schwarzen Gegner sich nicht mehr hinter dem lieben Gotte verschanzen dürfen, so oft sie hienieden etwas Gesetzwidriges angestellt haben.

Verdammt!

(Nr. 46. — 1869.)

Das berüchtigte Concil von Trient erklärte: „Wenn Jemand behauptet, daß Ehesachen nicht vor die kirchlichen Gerichte gehören, so soll er verdammt sein." — Da nun nach der Meinung des römischen Pfaffenthums die Beschlüsse jenes Concils noch heute in voller Kraft stehen, ist unsere Regierung sammt Reichsrath und allen Verfassungsfreunden in schönster Form — „verdammt". — Ein Glück, daß die Herren vom trientinischen Concil nicht auch den menschlichen Blödsinn „verdammt" haben — es wäre kein einziger von ihnen „selig" geworden.

Ein Erbauungsstündchen.

(Nr. 46. — 1869.)

Dieser Tage hat mich wieder einmal mein alter Freund, Se. Gnaden der hochwürdigste Herr Meßner Dr. Himmelgrübel, besucht. Nachdem er mich, wie üblich, durch Vorhalten des Rosenkranzes und einige in die Luft geschlagene Kreuze unschädlich gemacht hatte, senkte er gar wehmüthig die Karfunkelnase nebst danebenliegenden Himmelwärtsaugen und seufzte einen canonischen Seufzer.

„Das ist der Kummer über den wachsenden Unglauben", dachte ich mir und sprach höllischmilde: „Courage, Ew. Gnaden, noch gibt's Esel genug auf dieser schönen Welt."

Ein mattes Lächeln glitt über die bläulichen Lippen des heiligen Mannes und schmerzlich sprach er vor sich hin: „Nein, es ist aus! . . . Der wahre, echte Slibow . . . . . hopsa — Glaube ist verschwunden aus dieser schändlichen Welt! . . . Keine Achtung mehr vor Unsereinem — nicht einmal mehr vor einem Bischof . . Wehe Dir, Satan!"

Unter dem „Satan" meint der ehrwürdige Mann regelmäßig mich; — er muß das irgendwo in frommen Kreisen gehört haben. Nun besitzt aber Se. Gnaden einen erstaunlichen Schatz der wirksamsten „Gnadenmittel": Kreuze, Rosenkränze, bunte Bildlein, Reliquien, wunderkräftige Gebete u. s. w., während ich nichts für mich habe, als die paar höllischen Künste, welche man bekanntlich dem Teufel zur Sicherung seiner Existenz noch gnädigst gelassen. Ich befinde mich damit im entschiedensten Nachtheile gegenüber den gewaltigen Glaubensmitteln des Dr. Himmelgrübel.

Will ich z. B. ein bischen Feuer speien, so hält mir der Mann ganz ruhig eine wässerige Litanei vor die Nase, und ich muß meine Feuergarben wieder hinunterschlucken, was gerade nicht sehr angenehm. Versuche ich ihm eines mit dem Pferdefuß zu versetzen, so hat er zehn Wundersprüche zur Hand, welche — etwas volksthümlich gesprochen — „ein Roß umbringen", geschweige denn einen einsamen Pferdefuß. So kann mir gegen den Dr. Himmelgrübel nichts helfen — höchstens ein Trinkgeld.

Das gab ich denn auch diesmal, und stimmte damit Se. Gnaden nicht nur milde, sondern sogar gewissermaßen vertraulich.

„Schau, Satan", sprach er kummervoll, „unter uns gesagt: die heilige Sache geht total aus dem Leime . . . . In Linz ist das Entsetzlichste geschehen . . . . Denke Dir, dort hat man den Gesalbten des Herrn zwangsweise in's Landesgericht geführt. O, Sodoma-Linz! O, Linz-Gomorrha!"

„Aber bedenken Sie doch, wie heilsam solch ein Martyrium für alle Gläubigen sein muß", wandte ich tröstend ein.

„Nichts nützt's, gar nichts!" stöhnte Himmelgrübel, „schauens das katholische Volk von Linz an . . . hat's etwa Sturm geläutet? . . . . hats etwa dies ketzerische Landesgericht gestürmt?" . . . .

„Aber der Kammerdiener des Bischofs und die 15 verwahrlosten Mädchen haben doch viel Glaubens- und Lungenstärke bewiesen."

„Was nützt das!" klagte der fromme Mann; das ganze Volk hätte sich zur Vertheidigung Gottes erheben

müssen . . . in Strömen hätte das Blut der Ketzer fließen müssen!“

Staunend blickte ich in das von allzuvielem „Heil. Maria!“ schiefgezogene Antlitz — es leuchtete darin etwas aus der Zeit der heil. Inquisition.

„Himmelgrübel“, sprach ich, „Sie haben Recht, es ist aus mit Ihrer Sache. Sehen Sie, früher ließ sich das katholische Volk noch nach Tausenden für einen Pfaffen todtschlagen, jetzt — lacht sich's halbtodt über tausend Pfaffen . . . Sehen Sie, Himmelgrübel, wir leben in der Zeit der Entreprise des pompes funèbres“ . . .

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Ehrwürdige empor; — ich hatte ihn an der wundesten Stelle getroffen, am „Geschäft“, und im frommen Eifer gegen die verhaßte Concurrenz ließ er den ganzen Vorrath von „Gnadenmitteln“ fallen — Rosenkränze, Reliquien, Gebetlein, Bildlein u. s. w. lagen buntdurcheinander vor mir und blitzschnell setzte ich den Pferdefuß darauf — jetzt war der heilige Mann verloren. Ich konnte nun wieder Feuer, Schwefel und Pech speien — kurz, alle die merkwürdigen Teufelskünste üben, die ich aus den Hirtenbriefen des Herrn Bischofs von Seckau gelernt zu haben glaube.

Himmelgrübel entrann mit genauer Noth, und seitdem bin ich im Besitze aller seiner „Gnadenmittel“, wovon die meisten so überraschend blödsinnig sind, daß ich sie dem Leser in den nächsten Nummern vorführen muß.

An Herrn Caplan Zwicker, Katechet an der Dominikanerschule (St. Andrä).

Sie kennen gewiß das liebreiche Wort Jesu: „Lasset die Kleinen zu mir kommen" u. s. w. Sie sind auch gewiß der Ansicht, daß Jesus die Kleinen nicht darum so freundlich zu sich rief, um sie — zu prügeln und an den Ohren zu reißen?

Wie verhielten Sie sich nun zu jenem großen sanften Kinderfreunde, als Sie am 10. v. M. während des Unterrichtes in der Religion der „Liebe", der „Milde" und des „Friedens", ein neunjähriges Knäblein an dem ohnehin kranken Ohre b l u t i g rissen?

Sollten Sie dergleichen (bei Ihnen keineswegs vereinzelt dastehende) Brutalitäten für eine Art „frommer Casteiung" halten, so werden Ihnen die betreffenden Eltern gewiß recht dankbar sein, wenn Sie diese Casteiungen an I h r e n e i g e n e n Ohren üben. Nehmen Sie doch als „demüthiger", „reumüthiger", „unwürdiger" „Knecht Gottes" (und wie Sie, fromme Herren, sich sonst noch zu nennen belieben) die etwaigen Sünden ihrer kleinen Schüler auf s i c h und hauen Sie sich dafür in Gottes Namen daheim in Ihrer stillen Klause, daß Sie an der Wand hinaufspringen; — das kann Ihrem erwachsenen, gesunden Körper wenig schaden und ist nach der Versicherung vieler „heiligen" Kirchenschriftsteller überaus heilsam und verdienstlich für die Seele. Warum denn immer auf Kosten f r e m d e r Ohren, Haare und Häute „fromm" sein, Herr R e l i g i o n slehrer Zwicker?

Sollten Sie übrigens außer dem Bewußtsein auch

noch den Beweis für Ihre frommen Heldenthaten gegen winzigkleine Bübchen benöthigen, so kann ich Ihnen damit dienen.

Von den „göttlichen" Anmaßungen der Päpste und Bischöfe.

(Nr. 47. — 1869.)

Mit unerhörter Frechheit versuchen es in neuester Zeit wieder einzelne Pfaffen, sich über die Gesetze des Staates zu erheben und dem Volke weiszumachen, das geschähe Alles genau nach dem Willen „Gottes". Ich halte es für meine heilige Pflicht, nach Kräften dazu beizutragen, daß solchen handgreiflichen Betrügereien am Verstande des Volkes die Maske heruntergerissen werde, auf daß auch dem Volke klar werde, wie alle diese „göttlichen" Vorrechte frommer Gesetzverächter nichts anderes sind, als das Ergebniß jahrhundertelang fortgesetzter Betrügereien oder Diebstähle am Rechte des Staates, d. i. am Rechte der menschlichen Gesellschaft.

Jahrhundertelang nach Jesu Tode fiel es keinem Lehrer oder Prediger der christlichen Gemeinden ein, irgendwelches Ausnahmsrecht für seinen Stand zu beanspruchen, und am allerwenigsten fiel es den weltlichen Regierungen ein, ihnen ein solches Recht zu bewilligen. Damals war von dem s. g. Heidenthume der Griechen und Römer noch zu viel gesunder Menschenverstand übriggeblieben, als daß die Kaiser und Fürsten sich zu solch' unwürdiger

Unterwerfung unter pfäffische Herrschsucht herbeigelassen hätten, wie dies später der Fall war.

Damals hatte die „Christenheit“ von einem Papste heutigen Begriffes nicht die leiseste Ahnung. Alle Bischöfe nannten sich selbst und untereinander Papa (d. h. „Vater“), und der römische Bischof hatte vor den übrigen gar nichts voraus. Daß der römische Bischofssitz allmälig der beneidetste und angesehenste wurde, war nur der kaiserlichen Gnade zu verdanken, in welche man sich durch Lug, Trug und hündische Servilität einzuschleichen wußte. Ein absonderliches Beispiel hiervon gab in den Jahren 590—604 der römische Bischof Gregor (seit Erfindung des Papstthums bekannt unter dem Namen Gregor I. oder auch „der Große“). Dieser bereits von allerhand Papstgelüsten angewehte Erzheuchler geberdete sich den römischen Kaisern gegenüber wie der niederste, demüthigste Knecht. In seinen Briefen an den Kaiser Mauritius schreibt er u. A.:

„Was bin ich, der ich zu meinem Herrn rede, anders als Staub und Wurm“, und den Kaiser nennt er seinen „frommen Herrn, dem die Gewalt über alle Menschen vom Himmel herab ertheilt wurde.“ Sich selbst nennt er stets des Kaisers „unwürdigen Diener“, was er wahrhaftig auch gewesen. Als der edle Mauritius durch das Scheusal Phokas entthront und sammt seiner ganzen Familie in grausamster Weise hingerichtet wurde, legte sich der schurkische Pfaffe Gregor sofort demüthig wedelnd dem neuen Herrscher zu Füßen und verlästerte das Andenken des Ermordeten, von dem er zahllose Wohlthaten empfangen, indem er an den Mörder

Phokas schrieb: „Bisher sind wir hart geprüft gewesen: der allmächtige Gott aber hat Euere Majestät erwählt und auf den kaiserlichen Thron gesetzt, um durch Euere Majestät barmherzige Gesinnung aller unserer Noth und Traurigkeit ein Ende zu machen" u. s. w.

(Dieser Gregor ist, nebenbei bemerkt, der Erfinder des „Fegefeuers", mit welchem er und seine Nachfolger den gläubigen Schafen so viele Tausende und Tausende von Millionen aus der Tasche lockten.)

So war ursprünglich das Verhältniß zwischen den Bischöfen und dem Staate; wie ganz anders wurde es später und wie ganz anders ist es noch heute!

Mit unglaublicher Geduld trägt man die frechste Beschimpfung der Staatsgesetze und der Wissenschaft von Seite des römischen Bischofs und setzt ihm noch einen überaus kostspieligen Botschafter hin, der nichts zu thun hat, als fromme Gesichter zu schneiden, Kreuze zu schlagen und heilige Füße zu küssen! Mit Lammsgeduld läßt man in seinem eigenen Lande von römischen Knechten die verlogene Lehre predigen: das Volk müsse dem wälschen Priester und Fürsten mehr gehorchen, als dem österreichischen Gesetze!

Wahrhaftig, wenn man sich da nicht endlich einmal zu einer Radicalcur entschließt, so sind die furchtbarsten Lehren der Geschichte umsonst gewesen, so hat man hoch „oben" schon all' des geistigen und materiellen Elendes vergessen, welches pfäffische Herrsch- und Habsucht so viele Jahrhunderte lang über alle Staaten Europas gebracht hat! So hat man auch des leuchtenden Beispieles vergessen, welches der edle Kaiser Joseph II. gegeben und dessen

Nachahmung der heutigen Zeit gewiß ganz angemessen wäre.

Die „kindliche Ehrfurcht" und den „gläubigen Respect" vor anmaßenden Finsterlingen à la Bischof von Linz hat man doch gewiß schon längst bei Seite gelegt — so lege man auch noch die eigene Zaghaftigkeit und Halbheit dazu.

Heilige Leinwand!

(Nr. 47. — 1869.)

Wo der erhabenste Blödsinn sich mit dem niedersten Schwindel zu einem frommen Compagniegeschäfte vereinigt, um den gläubigen Schafen das Fell über die Ohren zu ziehen, da müssen Vernunft und Ehre ein schneidiges Wort d'reinreden — möge darob auch sämmtlichen pantentirten Nachteulen das Herz im Leibe wackeln.

In Philippsdorf in Böhmen treibt seit 1866 unter specieller Protection des Pater Storch, Stiftcaplans zu Georgswalde, und unter der Nase einer k. k. Behörde eine gewisse „Jungfrau" Magdalena Kade folgenden längst abgestandenen aber bei vollendeten Dummköpfen noch immer verfangenden Schwindel:

Die Person war krank und — „fromm"; der Pater Storch war „fromm" und — schlau; so ward das „Wunder" fertig. Eines Tages kam die „Mutter Gottes" mit einem ungeheueren Heiligenscheinkragen um den Hals vom „Himmel" herunter und machte die Kade gesund.

Das wäre nun für bescheidene Schwindler genug gewesen; aber nun wollte man auch seinen klingenden Profit

aus der Sache ziehen, und es entwickelte sich ein schmählich betrügerischer Handel mit „wunderthätiger" Leinwand aus dem „Gnadenhäuschen" der „Jungfrau" Kade. Die Stelle, wo damals die „Mutter Gottes" „erschienen", ist nämlich für ewige Zeit mit „Wunderkraft" geheizt, und nach der Versicherung des Pater Storch sind dort schon viele Gläubige von allerhand Uebeln genesen. Legt man nun auf diese Stelle ein Stück Leinwand, so zieht sich ganz natürlicher Weise etwas Wunderduft hinein, die Leinwand wird sodann verpackt und nach allen Weltgegenden an Agenten versandt, welche damit einen Detailhandel treiben.

So hat sich denn auch in Graz eine unter dem Namen „Lini" bei allen Betschwestern bekannte Person gefunden, welche jenen leinwandenen Schwindel gegen Baarzahlung von 20, 30, 40, 50 und mehr Kreuzern portionenweise verbreitet. Diese Person macht famose Geschäfte; bereits ist die 4. Sendung aus Philippsdorf ausverkauft und die 5. unterwegs, was Se. Gnaden den hochwürdigsten Herrn Meßner Dr. Himmelgrübel mit dem tröstenden Bewußtsein erfüllen mag, daß der Blödsinn noch gar nicht so hoffnungslos darniederliegt in Graz an der Mur. Nur Courage, Ew. Gnaden, wo's noch so viele Leute gibt, welche ihr Kopf-, Hals- oder Bauchweh mit einem kleinwinzigen Leinwandfetzchen zu curiren glauben, da wird nöthigenfalls auch noch an ein Dogma der „Unfehlbarkeit" des Papstes geglaubt werden.

Freilich treibt auch der „Teufel" sogar mit „heiliger Leinwand" sein grausames Spiel, und so gerieth denn auch ich in den beseligenden Besitz eines solchen Wunderlappens sammt heiligem Bildnisse.

Das Bildchen trägt die Ueberschrift „Wunderbare Heilung der M. M. Kade in Philippsdorf“ und ist Verlagseigenthum eines gewissen Ignaz Langer. Es weist den Moment, in welchem die „Mutter Gottes“ mit einem ganz nach rechts verschobenen Heiligenscheinkragen zur „Jungfer“ Kade hereinspaziert, die im Bette liegt und beide Hände vor's Gesicht hält, als weine sie über ihre eigene Dummheit. Neben dem Bette sitzt noch ein kleines dickes Weibsbild und beschäftigt sich mit dem Schneiden eines schlichten Schafsgesichtes. Das Bildchen hat die Größe eines Hühnereies und mag einer Gans immerhin gefallen.

Das heilige Leinwandläppchen zeichnet sich durch nichts Besonderes aus. Um sich mit Anstand die Nase putzen zu können, brauchte man wenigstens zwölf Portionen. Im Interesse der „heiligen Sache“ machte ich damit die verschiedensten Experimente. Ich nahm eine soeben verstorbene, dicke Fliege, wickelte sie sorgfältig in das Läppchen und wartete andächtig eine gute Viertelstunde. Vergebens, die Fliege blieb mausetodt. Ich begab mich mit dem Wunderdinge zu einem (wirklichen) Esel, der nach der Versicherung seines Besitzers ein gar „frommes“ Thier aber an allen Vieren lahm war. Ich dachte mir, die „heilige Leinwand“ müsse selbst den ärgsten Esel laufen machen; aber vergebens legte ich das Läppchen bald da, bald dort auf — der Esel blieb ruhig stehen, und sein spöttischer Blick schien zu sagen: „Versuch's bei zweibeinigen; mir ist's zu dumm.“ Ich folgte diesem Rathe und schickte die „heilige Leinwand“ einem heiligen Herrn, der die „Freiheit“ im Magen und das Zipperlein in den Beinen hat. Wie's Dem bekommen ist, weiß ich nicht, — vielleicht befindet er sich schon mit

Muschelhut und Bauchstrick auf der Wallfahrt nach Philippsdorf oder Rom.

Jedenfalls haben meine frommen Freunde: der Herr Bischof, der Monsignore „Wahrheitsfreund", der „Volksblatt"-Capuciner u. s. w. längst Kenntniß von diesem gräuelichen Leinwandschwindel, und so hoffe ich's denn recht bald zu erleben, daß diese Herren mit dem glühenden Stahle des Glaubens jene Leinwand des Betruges — niederbügeln, bis kein Faden mehr übrigbleibt. Es wird das ein gutes Werk sein; denn es sind ja doch meist nur arme, geistesschwache Schäflein, die man mit jenen Wunderfetzen um ihre sauerverdienten Kreuzer prellt.

Soeben höre ich noch, daß man an Stelle und zu Ehren des „Gnadenhäuschens" zu Philippsdorf eine Kirche bauen will. Ich mag das nicht glauben; man wird dort wohl ein Narren- oder Zuchthaus errichten wollen, worin die Urheber solcher Wunderschwindeleien auf Lebenszeit anzuhalten wären, solide wunderlose Leinwand zu weben.

Chinesische Poesie.

(Nr. 48. — 1869.)

Einem soeben aus China zurückgekehrten Deutschen verdanke ich nachstehende Uebersetzung eines chinesischen Liedes, welches sich gegen das confucianische Priesterthum wendet. Der Reisende versicherte mir, der in diesem Gedichte ausgesprochene Standpunkt habe bei dem dummen Chinesenvolke viele Anhänger, wie denn überhaupt die geistige — oder geistliche — Entwickelung der Chinesen unendlich tief unter jener

der tiroler oder kärntner Landbevölkerung stehe. Von jener klaren Weltanschauung, von jener gründlichen Bildung des Geistes und des Herzens, wie wir sie bei unserer von Rom erleuchteten Landbevölkerung finden, sei unter den von dem „entsetzlichen Drachen des Unglaubens" angefressenen Chinesen keine Spur zu finden; — und in der That kostet es nur einen Blick in die nachstehende Sammlung kindlich-materialistischer Irrthümer, um zu erkennen, wie sehr wir stolz sein dürfen auf den hohen Entwicklungsgrad unserer deutschen Brüder in Schlanders u. s. w.

Freundchen — ei — was suchest Du dort oben
Ew'gen Lohn für dieses Lebens Harm?
Weißt nicht, daß die Extrawurst dort oben
Nur ein — windgefüllter Pfaffendarm?

Wir sehen hier, wie sich der Ideenkreis der Chinesen um nichts Anderes bewegt, als um die niedersten Lebensbedürfnisse: Wurst — wenn's hoch kommt „Extrawurst". Dabei scheinen jene Halbwilden nicht den mindesten Sinn für die Annehmlichkeiten einer einstigen Vergütung (Trinkgeld) für überstandene Fatalitäten zu haben und dem auch unter deutschen Ketzern verbreiteten Irrwahne zu huldigen: „Man müsse das Gute um des Guten willen thun" und „die Erwartung einer Vergütung sei unmoralisch".

Mach' die Augen auf, die frommen, blöden;
Zeit ist's, zu erwachen aus dem Traum!
Höre auf der wahren Freunde Reden:
Gutes Geld gib nicht für leeren Schaum!

Hier sehen wir die volle Rücksichtslosigkeit der chinesischen Natur, die den Menschen nicht einmal schlafen und träumen lassen will — was doch nach der Versicherung Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel und anderer Autoritäten dem Menschen so gesund ist.

Freundchen, schau wie sich gewisse Herren
Amüsir'n in diesem „Jammerthal"!
Wie sie flott von deinem Schweiße zehren,
Deiner lachend heimlich überall!

Der Chinese ist bekanntlich von Haus aus neidisch, und das erklärt zur Genüge diese an's Social-Demokratische grenzende Strophe.

Wirf hinaus den Quark, den eingebläuten,
Der das Hirn so lange Dir verwirrt;
Kehr' den Rücken all' den heil'gen Leuten —
Die am Narrenseil Dich stets geführt!

Unter Chinesen mögen solche Aufforderungen noch irgendwelchen Sinn haben; Angesichts der eminenten geistigen Selbstständigkeit der tiroler und krainerischen Landbevölkerung wären sie lächerlich.

Wirst an's Wahre Du Dich einst gewöhnen,
Das ja täglich Dir in's Auge sticht —
Hört von selbst dann auf das blöde Sehnen
Nach des Priesters wind'gem Schaugericht.

Die armen Chinesen haben allerdings erst noch das „Wahre" zu suchen; während unsere braven Tiroler, Krainer, Kärntner und Obersteirer nach der Versicherung sämmtlicher † † † „Volksblätter" und „Wahrheitsfreunde" das „Wahre" schon längst gefunden haben.

Freundchen, schau, es ließ' sich herrlich leben,
Frei und recht — wenn diese Nacht sich hellt;
Denn für Das, was wir den Pfaffen geben,
Bau'n wir selbst den „Himmel" in die Welt.

Wir haben hier eine Probe chinesischen Unternehmungsgeistes. Während unsere braven Tiroler u. s. w. es vorziehen, den von einer hochw. Geistlichkeit errichteten „Himmel" gegen Erlag gewisser Gebühren miethweise zu beziehen,

wollen diese Chinesen ihren „Himmel" in eigene Regie nehmen und schmeicheln sich, dabei billiger auszukommen.

Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich diese Probe chinesischer Poesie nur zum abschreckenden Beispiele vorgeführt habe.

Heilige Studien.

Wenn unsere „gelehrtesten" Gottesmänner noch heutigen Tages so viel frommen Blödsinn treiben, darf uns das nicht wundern; — in der „alten, guten Zeit" trieb man's noch ganz anders. Da war ein gewisser Pater Suarez, römischer Gottesgelehrter ersten Ranges, welcher in einem dicken Werke mit tiefstem Ernste und wahrhaft ergreifendem Eifer die Frage behandelte: „Ob die Jungfrau Maria mit oder ohne — Nachgeburt entbunden habe?" (!)

Da waren grundgelehrte Pfaffen, welche mit heiliger Erbitterung wochenlange öffentlich darüber disputirten: „Ob Adam, (der doch bekanntlich nicht geboren, sondern frischweg „erschaffen" wurde) einen — Nabel gehabt habe oder nicht?" — „Ob Pilatus sich die Hände mit — Seife gewaschen habe, als er Jesum verurtheilte?" — „Wie viel Wein auf der Hochzeit von Cana getrunken wurde?" — „Wie etwa Jesus das Erlösungswerk habe vollbringen können, wenn er als — Kürbis auf die Welt gekommen wäre?"

Es ist hierbei wohl zu bemerken, daß nicht gewöhnliche, sondern sehr fromme und heilige Narren alle diese

gigantischen Dummheiten trieben. Katholische Priester waren es, welche mit Aufwand colossaler „Gelehrsamkeit „die Frage erörterten: „Ob Gott — bellen könne wie ein Hund?" Geschorene und gesalbte Köpfe waren es, welche durchaus dahinter kommen wollten: „Ob Gott im Himmel stehe oder sitze?" — „Ob Gott einen Berg ohne Thal oder ein Kind ohne Vater hervorbringen könne?"

Lustige Kerls müssen Die gewesen sein, welche sich noch im vorigen Jahrhunderte darüber stritten: „Ob die Engel vor dem Angesichte Gottes — Walzer oder Menuett tanzen?"

Köstlich sind die zahllosen Disputationen über die Taufe: Da stritt man mit heiligstem Bocksgesichte darüber: „Ob auch der — Teufel rechtmäßig taufen könne? — „Ob man im Nothfalle auch mit Bier, Wein, Essig, Sand u. s. w. taufen könne?" — „Ob im alleräußersten Nothfalle das bloße — Anspucken genüge?" Und endlich: „Ob eine Maus, wenn Sie vom Taufwasser gesoffen, als — getauft zu betrachten sei?"

Der Bischof von Regensburg, Albertus Magnus (gestorben im Jahre 1280), schrieb eine ganze Reihe der dickbauchigsten Bände über die weltwichtigen Fragen: „Ob Maria blond oder brünett, blau- oder schwarzäugig, schlank oder dick, groß oder klein gewesen sei?" u. s. w.

Mit solcher „Wissenschaft", o frommes Christenvolk, haben römische Pfaffen Deine Voreltern beglückt, während sie alles wirklich Wissenswerthe verdammten und verfluchten. Blicke zurück nach dieser unerschöpflichen Quelle heiligen Blödsinnes und wundere Dich nicht allzusehr, wenn etwa

noch in diesem Jahre einige hundert „grundgelehrte“ Bischöfe in Rom die erhabene Dummheit verkünden: „Der Papst ist unfehlbar!“

An einen Caplan der Pfarre St. Peter in Graz.

(Nr. 49. — 1869.)

Am 19. d. M., halb 2 Uhr Nachmittags, kam ein hiesiger Werkarbeiter, dessen Gattin zwei Stunden zuvor gestorben war, in den Pfarrhof, um daselbst „die Leiche anzusagen“. Als der Mann eintrat, hatten Sie und Ihre Herren Amtscollegen soeben zu Mittag gespeist und zogen sich zu einem sanften, gottgefälligen Schläfchen in Ihre respectiven Gemächer zurück.

Der Arbeiter dachte gewiß mit Recht: „Gottesdienst“ gehe vor Bauchdienst, und erkühnte sich, an die soeben erst geschlossene Thüre des Herrn Pfarrers zu klopfen. Tiefe, heilige Stille. Der Arbeiter klopfte nochmals, und da stürzten Sie, junger Herr Caplan, in höchst anmuthigem Neglige, aber zornig wie ein geneckter Bock, aus Ihrer nebenan liegenden Clause hervor und schrieen: „Was wollt's Ihr?“

Nun hätte der Arbeiter gewiß alles Recht gehabt, Ihnen begreiflich zu machen, daß sie wohl mit den „Engeln“ und „Heiligen“ per „Ihr“ oder auch per „Du“ fabeln dürfen, keineswegs aber mit Parteien, welche in Ihr Geschäftslocal kommen, um Ihnen ihr sauer verdientes Geld so bequem zu verdienen zu geben; — aber der schmerzgebeugte Mann dachte nicht daran, mit Ihnen zu hadern, sondern sagte ganz bescheiden, daß er den Herrn

Pfarrer zu sprechen wünsche. Hierauf schnauzten Sie ihn an: „Jetzt is kan Zeit — er schlaft!“ Und als der Arbeiter bescheiden einwendete, daß er die „Leiche“ seiner Gattin anmelden wolle, thaten Sie den merkwürdigen Ausspruch: „Warum seid's nit' g e s t e r n ansagen kommen?“ Total verblüfft über solche Weisheit, sagte der Arbeiter: „Aber, Hochwürden, wie hätt' ich denn g e s t e r n schon die Leich' ansagen können, wenn meine Frau erst h e u t' z u M i t t a g g e s t o r b e n i s t.“

Ein vernünftiger Mensch hätte nun die schlagende Richtigkeit dieses Grundes sofort eingesehen; Sie aber schrieen im unheiligsten Zorne den leidtragenden Mann an: „P a c k t E u c h! . . . M a r s c h h i n a u s!“

Daß der Arbeiter nun sogleich wegging und die Leiche bei der durch höfliche, anständige Geschäftsleute geleiteten und nicht durch bengelhafte Pfaffen unsicher gemachten „Leichen-Aufbahrungs- und Beerdigungs-Gesellschaft“ anmeldete, ist wohl höchst begreiflich.

Sie, Herr Caplan, haben also mit der ganzen Ungezogenheit eines vollgegessenen und schlummersüchtigen Bauches nicht nur einen trauernden Familienvater gröblichst verletzt, sondern auch eine Kundschaft aus Ihrem heiligen Geschäfte vertrieben. Ich vermuthe, daß Sie an jenem Nachmittage mit Ihren schwarzen Hosen zugleich Ihr ganzes Christenthum ausgezogen und für ein Stündchen an den Nagel gehängt hatten.

Ein letztes Mittel.

(Nr. 49. — 1869.)

Eine Anzahl „Kirchenfürsten", das heißt Leute, welche violette oder rothe Strümpfe tragen, sollen auf Anregung des Cardinals Schwarzenberg ein Schreiben an den Martyr-Bischof von Linz gerichtet haben, worin sie denselben zu fernerem Widerstande gegen das österreichische Gesetz brüderlichst ankitzeln.

In Folge dessen hat sich nun der berühmte „Himmelsstreiter" Se. Gnaden der hochwürdigste Herr Meßner Dr. Himmelgrübel mit einem eigenhändigen Schreiben an den „lieben Gott" selbst gewendet und einfach um die „Vertilgung des ganzen Liberalismus" gebeten. Der Mann sieht gar nicht ein, warum man mit einem bischen Teufelszeug lang unterhandeln oder streiten soll, wenn man ja doch 1. Gott den Vater, 2. Gott den Sohn, 3. Gott den h. Geist, 4. die Mutter Gottes, 5. alle Erz- und sonstigen Engel, 6. alle Propheten, Apostel, Heiligen und Seligen ganz und gar für sich hat; während wir Liberale uns höchstens auf den „Teufel" verlassen könnten, wenn — wir an ihn glaubten.

Als mir Himmelgrübel seinen summarischen Vertilgungsplan mit gewohnter Offenheit mittheilte, konnte ich ihm meine innige Bewunderung nicht verhehlen und rief begeistert: „Drauflos, Ew. Gnaden! Es wird zwar auch meinen Kragen kosten — aber was gibt man nicht gern für ein „Wunder"! Nur vorwärts, Himmelgrübel, gleichviel ob mit Pech, Schwefel oder Rattengift oder rostigen Erzengelsäbeln — nur ein „Wunder" her und ich will glauben, daß

der „Himmel" einst aus Bileam's Eselin gesprochen und daß er heute noch aus dem Papste spricht . . . . Sechszehn (a)dressirte Esel für ein einziges „Wunder"!

„Wart' nur, Satan, s' wird schon kommen", tröstete mich der fromme Mann und sandte einen so glaubenmächtigen Blick gen Himmel, daß mir's einen Moment lang schien, als sähe ich einen „Engel" herunterfliegen. Es war aber leider nur ein Stückchen Hirtenbrief, worin irgend ein Christ seine Abendwurst nach Hause getragen.

„Es ist höchste Zeit, Ew. Gnaden", sprach ich, auf das entweihte Glaubenspapier weisend, „sehen Sie, der Menschheit ist schon das Heiligste — Wurst." Da schwur Himmelgrübel, daß er noch selbigen Tages an den lieben Gott um Vertilgung des ganzen Liberalismus schreiben werde — und wenn er seitdem nur eine Viertelstunde lang nüchtern war, kann der Brief schon expedirt sein.

Der „heilige" Benedict.

(Nr. 49. — 1869.)

Dieser merkwürdige Kauz, dem die Stiftung des Benedictiner-Ordens zur Last fällt, ward im Jahre 480 in Nursia, einem Städtchen Mittelitaliens geboren. Fromme Kirchenschriftsteller berichten über ihn die allererbaulichsten Sachen. So sang er schon im Mutterleibe die schönsten Psalmen und wenn er später als kleiner Schlingel zuweilen weinte, brachten ihm die „Engel" lauter Bischofsmützen, Krummstäbe und sonstiges Kinderspielzeug zur Beruhigung. Auch spielten sie ihm die schönsten Arien auf allerhand Instru-

menten vor, welche erst viele Jahrhunderte später erfunden wurden.

Als Benedict ein bischen größer war, mußte er begreiflicher Weise auch ein „Wunder“ thun, und man muß gestehen, er bestand dieses erste Rigosorum prächtig; — er betete einen zerbrochenen Kochtopf wieder ganz.

Als er sich nach damaliger Sitte aller heiligen Narren in die Einöde zurückzog, ward er dort gar arg durch den Teufel sekirt, der ihm in Gestalt einer Amsel rastlos um den verrückten Kopf flatterte.

Als er später Abt eines Klosters wurde, brachte der „Teufel“ sieben schöne, splitternackte Mägdlein in den Klostergarten, worüber sämmtliche Mönche halb verrückt wurden; nur Benedict behielt seine Himmelsruhe und verbot den Herren Patres und Fratres, jene allerliebsten Höllenerscheinungen zu — „bannen“. Darob ergrimmten die Mönchlein so sehr, daß sie den Heiligen zu vergiften suchten; aber vergebens, denn bald betete St. Benedict die Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe angeflogen, der die vergifteten Speisen in die Wüste trug.

Es sei hier übrigens bemerkt, daß es unter den Zeitgenossen Benedict's noch manchen „Heiligen“ gab, der in der „Kraft“ des Gebetes bedeutend mehr leistete. So erhoben sich einige Kerls vor lauter „Inbrunst“ 5—10 Schuh hoch in die Luft und blieben so während des ganzen Gebetes frei hängen.

Alle diese lieblichen Blüthen christlicher Frömmigkeit sind wohlverbürgt durch sehr „gelehrte“ Kirchenschriftsteller.

Der Fluch des vielen „Feierns“.

(Nr. 50. — 1869.)

Die katholische Kirche hat eine Unzahl von „Feiertagen“ geschaffen, deren demoralisirende Wirkung, zumal auf das Landvolk, sattsam bekannt ist. Man mache einen Rundgang durch jene Gegenden, in denen der „Glaube“ und das „Feiern“ noch am schönsten blühen, und überzeuge sich, wie dort an s. g. „heiligen Tagen“ die gläubigen Schafe die Vormittage in blöder Gedankenlosigkeit in der Kirche, und die Nachmittage und die Abende in Völlerei und Rauferei im Wirthshause zu verbringen pflegen.

Um so bedaulicher ist es nun, wenn aus allerhand Anlässen, z. B. bischöflichen Firmungsreisen, die übergroße Zahl von Feiertagen noch vermehrt wird, wie dies auf dem Lande noch überall Gebrauch ist, ohne daß man jemals gehört hätte: die Geistlichkeit habe gegen solchen Unfug gesprochen.

Am 12. d. M., als an einem Samstage, besorgte der Herr Bischof Dr. Zwerger die „Firmung“ in Wundschuh, welcher an sich doch wahrlich nicht bedeutende Umstand von den „Gläubigen“ benützt wurde, um den der Arbeit gewidmeten Tag zu einem „heiligen“, d. i. zu einem Tage der Faullenzerei zu machen. Der „alte, schöne, heilige Brauch“ sollte nicht zu Schanden werden: „erster Segen im Gotteshaus, zweiter im — Wirthshaus“.

Nun ist der frommste Mann jener Gegend der Graf d'Avernas, Mitverfasser jener unsterblichen Papst-Adresse, welche unter dem Namen „Sechszehner-Adresse“ die Herzen aller Frommen und die Zwerchfelle aller Vernünfti-

menten vor, welche erst viele Jahrhunderte später erfunden wurden.

Als Benedict ein bischen größer war, mußte er begreiflicher Weise auch ein „Wunder" thun, und man muß gestehen, er bestand dieses erste Rigorosum prächtig; — er betete einen zerbrochenen Kochtopf wieder ganz.

Als er sich nach damaliger Sitte aller heiligen Narren in die Einöde zurückzog, ward er dort gar arg durch den Teufel sekirt, der ihm in Gestalt einer Amsel rastlos um den verrückten Kopf flatterte.

Als er später Abt eines Klosters wurde, brachte der „Teufel" sieben schöne, splitternackte Mägdlein in den Klostergarten, worüber sämmtliche Mönche halb verrückt wurden; nur Benedict behielt seine Himmelsruhe und verbot den Herren Patres und Fratres, jene allerliebsten Höllenerscheinungen zu — „bannen". Darob ergrimmten die Mönchlein so sehr, daß sie den Heiligen zu vergiften suchten; aber vergebens, denn bald betete St. Benedict die Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe angeflogen, der die vergifteten Speisen in die Wüste trug.

Es sei hier übrigens bemerkt, daß es unter den Zeitgenossen Benedict's noch manchen „Heiligen" gab, der in der „Kraft" des Gebetes bedeutend mehr leistete. So erhoben sich einige Kerls vor lauter „Inbrunst" 5—10 Schuh hoch in die Luft und blieben so während des ganzen Gebetes frei hängen.

Alle diese lieblichen Blüthen christlicher Frömmigkeit sind wohlverbürgt durch sehr „gelehrte" Kirchenschriftsteller.

Der Fluch des vielen „Feierns".

(Nr. 50. — 1869.)

Die katholische Kirche hat eine Unzahl von „Feiertagen" geschaffen, deren demoralisirende Wirkung, zumal auf das Landvolk, sattsam bekannt ist. Man mache einen Rundgang durch jene Gegenden, in denen der „Glaube" und das „Feiern" noch am schönsten blühen, und überzeuge sich, wie dort an s. g. „heiligen Tagen" die gläubigen Schafe die Vormittage in blöder Gedankenlosigkeit in der Kirche, und die Nachmittage und die Abende in Völlerei und Rauferei im Wirthshause zu verbringen pflegen.

Um so bedaulicher ist es nun, wenn aus allerhand Anläßen, z. B. bischöflichen Firmungsreisen, die übergroße Zahl von Feiertagen noch vermehrt wird, wie dies auf dem Lande noch überall Gebrauch ist, ohne daß man jemals gehört hätte: die Geistlichkeit habe gegen solchen Unfug gesprochen.

Am 12. d. M., als an einem Samstage, besorgte der Herr Bischof Dr. Zwerger die „Firmung" in Wundschuh, welcher an sich doch wahrlich nicht bedeutende Umstand von den „Gläubigen" benützt wurde, um den der Arbeit gewidmeten Tag zu einem „heiligen", d. i. zu einem Tage der Faullenzerei zu machen. Der „alte, schöne, heilige Brauch" sollte nicht zu Schanden werden: „erster Segen im Gotteshaus, zweiter im — Wirthshaus".

Nun ist der frommste Mann jener Gegend der Graf d'Avernas, Mitverfasser jener unsterblichen Papst-Adresse, welche unter dem Namen „Sechszehner-Adresse" die Herzen aller Frommen und die Zwerchfelle aller Vernünfti-

gen rührte. Dieser edle Römer hält strenge darauf, daß sein Dienstpersonale täglich den „Rosenkranz" betet und auch sonst Alles mitmacht, was „Gott wohlgefällig".

Leider aber geschah es, daß an jenem dem Herrn Bischofe zu Ehren „heilig" gemachten Samstage ein schon lange im Dienste des Grafen d'Avernas stehender Leibkutscher, ein sonst wohlbeleumundeter Mann, dem „alten, schönen Brauche" gemäß nach der Kirche ebenfalls in's Wirthshaus ging, dort in eine Rauferei gerieth, und aufgeregt durch den Weingenuß, seinen Gegner — erstach.

Dieser traurige Vorfall beweist wohl gleich hundert ähnlichen, daß auch die allersorgfältigste Beobachtung christkatholischer Gebräuche (wie sie im gräflichen Schlosse auf der Tagesordnung ist) nicht vor höchst unchristlichen Ausbrüchen der Rohheit schützt und daß daher das „Grazer Volksblatt" die perfideste Heuchelei treibt, wenn es zuweilen die gerade unter dem „gläubigen" Landvolke seit alter Zeit üblichen Raufexcesse, Todtschläge u. dgl. unserer neuen Zeit und ihren humaneren, sittlicheren Ideen aufzubürden versucht.

Das „Volksblatt" möge seine Krokodilsthränen über jene heilige Sippschaft weinen, welche jahrhundertelang das Volk absichtlich in Dummheit und Rohheit erhalten und hierdurch jedem sittlichen Fortschritte entzogen hat. Der bischöfliche Leibcapuciner denke vor Allem einmal darüber nach, wie sehr Faulheit, Lüderlichkeit und Rohheit durch die gewissenlose Einführung so vieler „Feiertage" gefördert wurden; dann wird er begreifen, warum trotz aller Beterei, Wallfahrerei und Opferei die gläubige Landbevölkerung sich noch immer am allereifrigsten rauft und todtschlägt. —

Ich sah in der Fremde begraben
Einen armen, geächteten Mann;
Da schlossen die edelsten Geister
In stummer Trauer sich an.

Geschmückt mit der Freiheit Farbe,
Die einst sein Herzblut bethaut,
Erschien mir sein letztes Bette
So heilig, so schön und traut.

Wohl fehlten da Kerzenschimmer
Und frommes Geplärr und Musik,
Wohl blieben von solchem Zuge
Die gleißenden Priester zurück:

Doch, geehrt für ewige Zeiten
Durch Fürsten- und Pfaffen-Bann —
Wie starb er so *reich und gewaltig*
Der arme, geächtete Mann!



Druck von August Wepner.
Graz.

Pfaffenpeitsche.

Sammlung
anti-clerikaler Aufsätze aus der Zeitschrift
„FREIHEIT“
von
Ludwig Richard Zimmermann.

II. Band.

Graz, 1870.
Verlag der Zeitschrift „Freiheit“.

Druck von August Wepner.
Graz.

„Und wenn der Weg der Wahrheit quer durch mein Herz führt — ich werde ihn einschlagen."

Heinrich Simon.



„Der Götze des Genusses".

(Kirchengeschichtlicher Beitrag zu den Vorarbeiten für die Dogmatisirung der „Unfehlbarkeit" der Päpste.)

(Nr. 48—49. — 1869.)

Der Herr Bischof von Seckau hat zum s. g. „Herz-Jesufeste" den Unglauben für alles Schlimme auf Erden verantwortlich gemacht und ihn neben anderen „Götzen" auch den des Genusses gebären lassen; sehen wir nun einmal, wie eifrig die römischen Großgötzen des Glaubens Arm in Arm mit dem „Götzen des Genusses" durch das Leben wandelten.

Ich eröffne diese Untersuchung mit dem derben, aber gewiß zuverlässigen Ausspruche, welchen der römisch-katholische Cardinal Baronius (ein sehr frommer Kirchenschriftsteller) über die römischen Zustände im 10. Jahrhunderte that: „In diesem Jahrhunderte war der Gräuel der Verwüstung im Tempel und Heiligthume des Herrn zu sehen, und auf **Petri Stuhle** saßen die gottlosesten Menschen, **nicht Päpste,** sondern **Ungeheuer.** Wie häßlich sah die Gestalt der römischen Kirche aus, **als geile und unverschämte Huren zu Rom Alles regierten, um ihre Galane und Beischläfer auf Petri Stuhl zu setzen!"**

Damals schien also der „Götze des Genusses" auf dem „Stuhl Petri", an der Quelle des „Glaubens", ganz daheim gewesen zu sein; — doch muß es auch unter der niederen Geistlichkeit gräuelig hergegangen sein, denn der fromme König Edgar spricht in einer Verwarnungsschrift

an den englischen Clerus wörtlich: „Man findet unter der Clerisei nichts Anderes als Ueppigkeiten, lüderliches Leben, Völlerei und Hurerei. Ihre Häuser haben sie ganz infam gemacht und sie in Hurenherbergen verwandelt. Tag und Nacht wird gesoffen, getanzt und gespielt. Ihr Bösewichte, müsset Ihr so die Vermächtnisse der Könige und die Almosen der Fürsten anwenden?“

Hienach scheint sich der „Götze des Genusses“ in den Kutten ganz ausnehmend wohlbefunden zu haben und in jener Zeit des Glaubens doch bedeutend mächtiger gewesen zu sein, als in unserer Zeit des Unglaubens.

Einzig und allein der „Götze des Genusses“ war es, der den Papst Sergius III. auf den „Stuhl Petri“ erhob. Dieser Geselle war der Geliebte einer gewissen Marozia, welche wieder Maitresse des mächtigen Markgrafen Adalbert von Toscana war. Noch als „Vater der Christenheit“ ward er durch jene Marozia Vater eines gesunden Knäbleins, welches späterhin unter dem Namen Johannes XI. ebenfalls Papst wurde. Ueberhaupt scheint die „Statthalterei Christi“ eine Zeit lang Privateigenthum der Maitresse Marozia und deren Schwester Theodora gewesen zu sein; denn diese würdigen Damen machten nach Sergius' Tode nacheinander drei Liebhaber (Anastasius II., Johannes X. und Leo VI.) zu Päpsten, wovon sie die beiden letzten ermorden ließen. Nach Leo VI. endlich setzte Marozia ihr mit dem Papste Sergius III. gezeugtes Söhnlein, das kaum mündig geworden, als Johannes XI. auf den „Stuhl Petri“. Dieses Kerlchen fiel in die Hände eines feindlich gesinnten Großen und wurde im Gefängnisse vergiftet.

Im Jahre 956 setzte sich ein Enkel der Marozia, ein neunzehnjähriger Schlingel, als Johannes XII. auf den päpstlichen Thron, während zu gleicher Zeit ein sechszehnjähriger Bursche, Namens Theophylaktus, Patriarch von Constantinopel war.

Dieser Johannes XII. war einer der lüderlichsten Schurken, die jemals in päpstlichem Gewande dem „Götzen des Genusses“ gedient haben. Er verkaufte die Bischofssitze an den Meistbietenden, hielt einen Marstall von 2000 Pferden, die er aus purem Uebermuthe mit Rosinen, Mandeln und Feigen fütterte. Unter seiner Regierung pflegten die Pfaffen in den Kirchen zu tanzen und lüderliche Lieder zu singen, was denn doch in unserer Zeit des Unglaubens nicht mehr passirt.

Kein Weib war vor diesem „Vater der Christenheit“ sicher; er nothzüchtigte Alles: Mädchen, Frauen und Witwen, sogar über den Gräbern der Apostel.

Das berichten nicht etwa „gottlose Feinde der Kirche“, sondern der römisch-katholische Bischof Luitprand von Cremona.

Endlich ward diese Schandwirthschaft dem deutschen Kaiser Otto I. zu toll, er berief ein Concil ein und ließ den Papst vorladen. Dieser kam aber nicht, sondern sandte echt päpstlich einen „apostolischen“ Schreibebrief, worin es hieß: „Wir hören, daß Ihr einen anderen Papst wählen wollt. Ist das Euere Absicht, so — excommunicire ich Euch Alle im Namen des allmächtigen Gottes, damit Ihr außer Stande seid, einen Papst zu ordiniren oder auch nur Messe zu halten.“ Kaiser Otto scheerte sich wenig um den ganzen Excommunicationsschwindel,

an den englischen Clerus wörtlich: „Man findet unter der Clerisei nichts Anderes als Ueppigkeiten, lüderliches Leben, Völlerei und Hurerei. Ihre Häuser haben sie ganz infam gemacht und sie in Hurenherbergen verwandelt. Tag und Nacht wird gesoffen, getanzt und gespielt. Ihr Bösewichte, müsset Ihr so die Vermächtnisse der Könige und die Almosen der Fürsten anwenden?“

Hienach scheint sich der „Götze des Genusses“ in den Kutten ganz ausnehmend wohlbefunden zu haben und in jener Zeit des Glaubens doch bedeutend mächtiger gewesen zu sein, als in unserer Zeit des Unglaubens.

Einzig und allein der „Götze des Genusses“ war es, der den Papst Sergius III. auf den „Stuhl Petri“ erhob. Dieser Geselle war der Geliebte einer gewissen Marozia, welche wieder Maitresse des mächtigen Markgrafen Adalbert von Toscana war. Noch als „Vater der Christenheit“ ward er durch jene Marozia Vater eines gesunden Knäbleins, welches späterhin unter dem Namen Johannes XI. ebenfalls Papst wurde. Ueberhaupt scheint die „Statthalterei Christi“ eine Zeit lang Privateigenthum der Maitresse Marozia und deren Schwester Theodora gewesen zu sein; denn diese würdigen Damen machten nach Sergius' Tode nacheinander drei Liebhaber (Anastasius II., Johannes X. und Leo VI.) zu Päpsten, wovon sie die beiden letzten ermorden ließen. Nach Leo VI. endlich setzte Marozia ihr mit dem Papste Sergius III. gezeugtes Söhnlein, das kaum mündig geworden, als Johannes XI. auf den „Stuhl Petri“. Dieses Kerlchen fiel in die Hände eines feindlich gesinnten Großen und wurde im Gefängnisse vergiftet.

Im Jahre 956 setzte sich ein Enkel der Marozia, ein neunzehnjähriger Schlingel, als Johannes XII. auf den päpstlichen Thron, während zu gleicher Zeit ein sechszehnjähriger Bursche, Namens Theophylaktus, Patriarch von Constantinopel war.

Dieser Johannes XII. war einer der lüderlichsten Schurken, die jemals in päpstlichem Gewande dem „Götzen des Genusses" gedient haben. Er verkaufte die Bischofssitze an den Meistbietenden, hielt einen Marstall von 2000 Pferden, die er aus purem Uebermuthe mit Rosinen, Mandeln und Feigen fütterte. Unter seiner Regierung pflegten die Pfaffen in den Kirchen zu tanzen und lüderliche Lieder zu singen, was denn doch in unserer Zeit des Unglaubens nicht mehr passirt.

Kein Weib war vor diesem „Vater der Christenheit" sicher; er nothzüchtigte Alles: Mädchen, Frauen und Witwen, sogar über den Gräbern der Apostel.

Das berichten nicht etwa „gottlose Feinde der Kirche", sondern der römisch-katholische Bischof Luitprand von Cremona.

Endlich ward diese Schandwirthschaft dem deutschen Kaiser Otto I. zu toll, er berief ein Concil ein und ließ den Papst vorladen. Dieser kam aber nicht, sondern sandte echt päpstlich einen „apostolischen" Schreibebrief, worin es hieß: „Wir hören, daß Ihr einen anderen Papst wählen wollt. Ist das Euere Absicht, so — excommunicire ich Euch Alle im Namen des allmächtigen Gottes, damit Ihr außer Stande seid, einen Papst zu ordiniren oder auch nur Messe zu halten." Kaiser Otto scheerte sich wenig um den ganzen Excommunicationsschwindel,

jagte den frechen Pfaffen zum Teufel und setzte Leo VIII. an seine Stelle. Kaum war aber der Kaiser nach Deutschland abgezogen, als Johannes XII. wieder nach Rom zurückkehrte, den Papst Leo vertrieb und dessen Anhänger grausam verstümmeln oder hinrichten ließ. Den Bischof Otgar von Speier ließ er zu Tode peitschen.

Der „Götze des Genusses" brach diesem Papste in würdiger Weise das Genick; er wurde von dem Gatten einer entführten Frau im Momente des Ehebruches todtgeschlagen wie ein Hund.

Auch der furchtbare Papst Gregor VII. (1073—1085), der das Cölibat einführte, um sich ein Heer heimat- und willenloser Gottesknechte zu schaffen, hat an der Seite der berüchtigten Gräfin Mathilde dem „Götzen des Genusses" weidlich gehuldigt, während Deutschlands Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe zu Canossa verrathen und verhöhnt, bloßen Hauptes und barfuß bei schneidender Winterkälte drei Tage und drei Nächte lang vor dem schurkischen Pfaffen Buße thun mußte.

Als der Papst Innocenz IV. aus Lyon, wohin er vor dem edlen Kaiser Friedrich II. geflohen war, wieder nach Rom zurückkehrte, bedankte sich der Cardinal Hugo in seinem Namen bei den Lyonesern mit einem Schreiben, worin er mit grenzenloser Unverschämtheit sagte: „Wir haben Euch, liebe Freunde, während unserer Anwesenheit in dieser Stadt einen wohlthätigen Beitrag gestiftet. Bei unserer Ankunft trafen wir kaum drei bis vier öffentliche Dirnen, bei unserer Abreise hingegen überlassen wir Euch ein einziges Hurenhaus, welches sich vom westlichen bis zum östlichen Thore durch die ganze Stadt zieht."

Was meinen Sie, Herr Bischof von Seckau, stand der „Götze des Genusses“ mit jener heiligen Sippschaft auf gutem Fuße oder nicht?

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts herrschte über Tirol der erleuchtete und menschenfreundliche Graf Meinhardt und hielt die dortige lüderliche Pfaffenschaft so streng im Zaume, daß ihn der Papst Nicolaus IV. darob in den Bann that. Darauf schrieb Graf Meinhardt zurück: „Nicht ich bin der Angreifer, sondern meine Bischöfe, die keine Hirten, sondern Wölfe sind. Statt zu lehren, suchen sie sich nur zu bereichern, Bastarde in die Welt zu setzen, zu tafeln und zu zechen. Weidet man so die Schafe Christi? Sie nehmen das Wort: „Gebet ihnen den Rock“, gerade umgekehrt; denn sie nehmen auch noch den Mantel und sind schlimmer als Juden, Türken und Tartaren. Sie blenden das Volk durch Ceremonien und begnügen sich nicht, die Schafe zu melken und zu scheeren, sie — schlachten sie.“

Ein getreuer Knecht des „Götzen des Genusses“ war auch der Papst Bonifacius VIII. Er erklärte öffentlich, daß Unzucht und Ehebruch keine Sünde sei, „weil ja Gott Weiber und Männer dazu geschaffen habe“. Er selbst lebte mit einer verheirateten Frau und deren Tochter zugleich im Concubinate und mißbrauchte seine Edelknaben zu widernatürlicher Wollust.

Interessant ist, daß der Papst Clemens VI., der selbst ein sehr lockeres Leben führte, seiner grundlüderlichen Pfaffenschaft eine scharfe Strafpredigt hielt, worin es u. A. hieß:

„Ihr wüthet wie eine Heerde Stiere unter den Kühen des Volkes!"

Der „Götze des Genusses" muß auch damals mit ganz besonderer Vorliebe in der Kutte spazieren gegangen sein.

Im Jahre 1414 wurde das Concil von Constanz gehalten, um der in's Unerträgliche gestiegenen Lüderlichkeit des Pfaffenthums einigermaßen Einhalt zu thun und sich zugleich über die definitive Besetzung des „Stuhles Petri" zu einigen. Es gab nämlich zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts stets wenigstens zwei, gewöhnlich aber drei Päpste, die sich alle für die wahren „Statthalter Gottes" hielten und einander um die Wette verfluchten, bannten und auf das Gräuelichste schimpften. Im Jahre 1414 gab's gerade wiedereinmal drei solcher Geschäftsleute (Johann XXIII., ein Gregor und ein Benedict) — einer ein größerer Schurke als der andere.

Das Concil faßte die Schandthaten Johann's XXIII. in 70 Artikeln zusammen, und 37 Zeugen bewiesen, daß dieser „Vater der Christenheit" Ehebruch, Blutschande, Sodomie, Betrug, Raub und Mord verübt und u. A. nicht weniger als 300 Nonnen verführt oder genothzüchtigt hatte. Zu Bologna unterhielt er einmal einen förmlichen Harem von 200 Mädchen. Und für solche Schweine hat das arme, ehrliche Christenvolk Jahrhunderte lang sein mühsamerworbenes Geld und Gut geopfert, um ja recht sicher „selig" zu werden! Man kann getrost annehmen, daß die gute Hälfte alles Dessen, was je in den weiten Rachen der Kirche gefallen, von feisten Pfaffenwänsten verdaut oder sonst verjubelt wurde.

Glauben Sie mir, Herr Bischof von Seckau, in der

ganzen Menagerie der Weltgeschichte hat's keine kostspieligere Bestie gegeben, als den „Götzen des Genusses“ in der **Kutte**.

Vom Constanzer Concile sei noch erwähnt, daß demselben außer dem Kaiser und den Fürsten 4 Patriarchen, 29 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 160 Bischöfe, mehr als 200 Aebte und ein ganzes Heer niederer Geistlichen beiwohnten, welche mehr als 1000 öffentliche Dirnen (ungerechnet die heimlichen und ausgehaltenen) in Anspruch nahmen.

Bedenkt man nun, daß diese heilige Sippschaft beisammensaß, um die Sitten des Clerus zu verbessern, so kann man beiläufig ermessen, wie's mit jenen Pfaffen stand, welche verbessert werden sollten. Und das war zur Blüthezeit des Glaubens; zur Zeit, in welcher eben dasselbe Constanzer Concil es getrost wagen durfte, den freierdenkenden Johann Huß und Hieronymus von Prag verbrennen zu lassen. —

Auch Papst Pius II. vertrug sich gut mit dem „Götzen des Genusses“. Er schminkte sich wie ein Comödiant und war der eitelste, fadeste Weibernarr, der jemals auf „Petri Stuhl“ die Cour geschnitten.

Weit schlimmer aber trieb's der Papst Sixtus IV. Dieser „heilige Vater“ ließ in Rom die ersten öffentlichen **Bordelle** errichten und wies seinen Cardinälen je 20—30 Dirnen zur Einnahme an. Dabei erzeugte er mit seiner eigenen Schwester einen Sohn und mißbrauchte zwei andere Söhne zu widernatürlicher Wollust. Doch ist dieser „Statthalter Gottes“ noch ein frischgewachsenes Lämmlein gegen jenes Scheusal, welches von 1492—1502, also zehn Jahre lang, den „großen Schafstall“ unsicher machte. Ich meine

den Papst Alexander VI., der zuvor Roderich-Langolo hieß und Soldat war. Als solcher verführte er eine Witwe Namens Vanozza sammt deren zwei Töchtern und erzeugte mit einer der letzteren vier Söhne, worunter den berüchtigten Cäsar, und eine Tochter, Lucretia. Durch seinen Oheim Alphons Borgia, der als Calixtus III. auf dem „Stuhle Petri" saß, wurde er rasch Cardinal und nach Calixtus' Tode Papst. Nun fröhnte er gleichmäßig den „Götzen des Erwerbes und des Genusses" und vollbrachte mit seinen Kindern Cäsar und Lucretia eine solche Summe von Giftmorden, daß es der Mühe werth ist, darüber einmal an anderem Orte zu sprechen. Hier sei nur von seinen Lüderlichkeiten die Rede.

Der Ceremonienmeister Alexanders VI., Burcard, hat das Leben am päpstlichen Hofe in seinem Diarium genau geschildert und sagt von vornherein mit dürren Worten: „Aus dem apostolischen Palaste wurde ein Bordell und ein weit schandvolleres Bordell, als je ein öffentliches Haus sein kann."

Alexander lebte mit seinen Söhnen und der beispiellos lüderlichen Tochter ganz — „verheiratet". Er zeugte mit der eigenen Tochter ein Söhnlein, und es ist keine Variation des Lasters denkbar, welche dieser alte Schurke nicht im trauten Familienkreise einexercirte. Der Ceremonienmeister Burcard schildert unter vielen anderen eine Scene, welche an der Allerheiligen-Viglie 1501 im „apostolischen" Palaste vorfiel. „Es wurde", heißt es da, „eine Abendmahlzeit gegeben, zu welcher gegen fünfzig vornehme Courtisanen erschienen, die nach Tisch mit den Dienern und anderen Anwesenden tanzen mußten, zuerst in den Kleidern, dann —

ohne Kleider. Darauf wurden viele Leuchter mit brennenden Kerzen auf den Boden gestellt und dazwischen Castanien umhergestreut, welche die unbekleideten Weibspersonen auflesen mußten, wobei Seine Heiligkeit, Cäsar und Lucretia zuschauten. Endlich wurden schöne Kleidungsstücke als Preise für Diejenigen hingelegt, welche vor allen Anwesenden die schamloseste Unzucht trieben."

Das Alles hinderte aber diesen „Statthalter Gottes" nicht, zu behaupten: „Der Papst stehe so hoch über dem Könige, als der Mensch über dem Vieh." —

Ein grundlüderlicher Knecht des „Götzen des Genusses" war auch der Papst Julius II., dessen ich übrigens in einem späteren Capitel vom „Götzen der Gewalt" noch ganz besonders gedenken werde. Von diesem Papste sagte der Kaiser Maximilian I.: „Ewiger Gott, wie würde es der Welt gehen, wenn Du nicht eine besondere Aufsicht über sie hättest, unter einem Kaiser wie ich, der nur ein elender Jäger ist, und unter einem so lasterhaften und versoffenen Papste, als Julius ist!"

Dieser Papst und sein Nachfolger Leo X. waren zuweilen derart von der Lustseuche angesteckt, daß sie Niemand zum Fußkusse vorlassen konnten.

Leo X. verschwendete unermeßliche Summen, welche er hauptsächlich durch den schamlosesten Ablaßschacher hereinbringen ließ. Sein Nachfolger Hadrian IV. (ein Deutscher) war ein beschränkter Fanatiker, der dem „Götzen des Genusses" nicht opferte, täglich nur 12 Thaler verbrauchte und sogar mit der Idee umging, den miststrotzenden Stall der Kirche gründlich auszufegen. Das machte aber die lüderlichen Cardinäle bitterböse und brachte sie auf die bekannte

Meinung: „daß der heilige Geist nur einen Italiener ordentlich verstehe". Hadrian ward ganz rasch und still „gestorben" und sein Leibarzt wurde öffentlich als der „Befreier des Vaterlandes" gepriesen. So strafte die römische Pfaffenherrschaft den Mann, der die Hand erhoben gegen den theueren „Götzen des Genusses". Glauben Sie mir, Herr Bischof von Graz, hätten Sie in jener Zeit gelebt und so schneidig gegen den „Götzen des Genusses" in der Kutte geeifert, als Sie dies jetzt gegen den im Laienrocke thun, — Sie wären voraussichtlich auch durch Collegenhand — „gestorben worden".

Ein nettes Papst-Exemplar war Julius III. Er hielt sich in Compagnie mit dem Cardinale Crescentius eine Anzahl Maitressen, deren Kinder auf gemeinschaftliche Kosten erzogen wurden, weil Keiner der beiden „ehrwürdigen Väter" wußte, wer eigentlich der Vater war. Er ernannte seinen Affenwärter, einen garstigen, sechszehnjährigen Buben, zum — Cardinal, und als er einst die öffentlichen Dirnen der „heiligen Stadt" zählen ließ, fanden sich deren 40.000!

Sein Nuntius, Johann a Casa, Erzbischof von Benevent, schrieb ein Buch, worin er mit großer Beredsamkeit für die Sodomiterei kämpft und welches dem Papste gewidmet ist!

Noch eines jammervollen Sclaven des „Genuß-Götzens" sei hier gedacht, des Papstes Innocenz X., der sich ganz von seiner Maitresse Olympia (Witwe seines Bruders) beherrschen ließ. Olympia führte die ganze „Statthalterei Gottes" und verschacherte alles nur irgend Verkäufliche. Selbst der überbigotte Kaiser Ferdinand sagte damals zum

päpstlichen Nuntius Melzi: „Der Papst hat gut reden; im Reich geht es bunt zu, während er sich von seiner Olympia krabbeln läßt."

Hiermit sei dieses Register päpstlicher Lüderlichkeiten vorläufig geschlossen. Später gedenke ich noch ausführlich zu beweisen, daß der „Götze des Genusses" auch noch in neuester Zeit behaglich genug im Priesterrocke einherwandelt und daß der Herr Bischof von Graz sehr Unrecht gethan, als er uns glauben machen wollte, der moderne Unglaube habe die Sache der Lüderlichkeit mehr gefördert als die geschorenen und ungeschorenen Ritter des Glaubens.

„Der Götze der Gewalt."

(Sammlung historischer Belege zur eventuellen Dogmatisirung der „Unfehlbarkeit" der Päpste.)

(Nr. 50—54. — 1869.)

Der Herr Bischof von Graz hat in seinem merkwürdigen „Herz-Jesu"-Hirtenbriefe den modernen Unglauben auch für die fatale Erscheinung des „Götzen der Gewalt" verantwortlich gemacht. Seiner Meinung nach ist der Unglaube daran Schuld, daß das Recht „zuerst im Großen zwischen Reichen und Völkern gewaltsam umgestürzt wurde und seitdem in allen Schichten der Gesellschaft wankt und umstürzt".

„Und auf diesen Trümmern des Rechts", erzählt der Herr Bischof pathetisch weiter, „wird das Götzenbild der Gewalt aufgerichtet; darum stehen sich die Reiche in Waffen und die Nationen in Haß einander gegenüber."

Meine Aufgabe ist es hier, die gegen den Unglauben, als gegen die Basis alles wahrhaft freien Denkens und Forschens erhobenen Beschuldigungen zu entkräften, indem ich beweise, daß der „Götze der Gewalt" in der heutigen Zeit des Unglaubens nur eine Maus ist gegen das Monstrum von einem Elephanten, als welches er in den Blüthezeiten des Glaubens, u. zw. angethan mit der Priesterkutte, durch die unglückselige Welt trampelte. Es ist dabei gar nicht nöthig, der zahllosen Gewaltthaten weltlicher Fürsten zu gedenken — die Geschichte der römisch-katholischen Kirche liefert mir schon überreichliches Material. Und auch hier brauche ich den Fisch nur dort zu fassen, wo er am meisten stank — brauche nur von den Päpsten zu sprechen. Und selbst von den Päpsten kann ich eine ganze Reihe „unvollkommener" Schurken übergehen — eine kleine Sammlung vollkommener genügt schon, um zu beweisen, daß der blutrünstige und giftgeschwollene „Götze der Gewalt" einst nirgends bequemer gesessen, als auf dem „Stuhle Petri", auf jenem merkwürdigen Instrumente, von welchem einige Hammelnaturen sich einbilden, es sei das veritable — Sprachrohr Gottes.

Ich übergehe hier die ersten Jahrhunderte nach Jesu Tode, in denen die Bischöfe von Rom nur demüthig zu den Füßen des kaiserlichen „Götzen der Gewalt" wedelten und selbst noch nicht die mindeste Gewalt über andere Bischöfe, geschweige denn über die ganze Kirche hatten.

Der erste Bischof von Rom, welcher den „Götzen der Gewalt" gegen seinen Kaiser aufrief, war Gregor II. (715—735). Diesem Menschen hauptsächlich verdankt die katholische Kirche den bis zum heutigen Tage grassirenden

Bilderdienst, welchen gerade die angesehensten und „heiligsten" „Kirchenväter": Eusebius von Cäsarea, Origines, Chrysostomus, Clemens von Alexandrien, Tertullian u. s. w. für eine der christlichen Lehre ganz und gar Hohn sprechende Abgötterei erklärten. Tertullian sagt u. A. wörtlich: „Ein jedes Bild (in der Kirche) ist nach dem Gesetze Gottes ein Götze, und ein jeder Dienst, der demselben erwiesen wird, ist eine Abgötterei". — Hierüber mögen sich die heutigen Herren Väter der Kirche mit den Knochen des hochwürdigen Herrn Tertullian streiten.

Als der oströmische Kaiser Leo die von Gregor II. und seinen Pfaffen aus Geschäftsrücksichten mehr und mehr eingeführten „Götzenbilder" aus den Kirchen Italiens entfernen lassen wollte, wiegelte der freche Oberpfaffe das Volk zum bewaffneten Widerstande auf und nannte den Kaiser brieflich einen „Tölpel", einen „dummen und verrückten Menschen" und begreiflicherweise auch einen „gottlosen Ketzer". In einem anderen Briefe wünschte er dem Kaiser echt römisch-christlich: „Jesus Christus schicke Dir den Teufel in den Leib, damit Deine Seele zum Heile gelange!" (Ob dieser heilige Bengel auch schon „Allocutionen" gegen ausländische Staatsgesetze hielt, weiß ich nicht.)

Der Kaiser machte endlich kurzen, aber immer noch milden Proceß mit dem unverschämten Hetzer und entzog ihm sein ganzes „Patrimonium" Sicilien und Calabrien. Dafür wurde der Pfaffe später „heilig" gesprochen, was ich ihm gerne gönne.

Den Grundstein zur künftigen päpstlichen Macht legte in der Mitte des 8. Jahrhunderts der römische Bischof

Zacharias, indem er Pipin, dem Majordomus des Frankenreiches, behilflich war, den schwachen König Childerich III. zu stürzen und selbst den Thron zu besteigen.

Dieser Zacharias verdammte u. A. einen Bischof, Namens Virgilius, feierlichst als Ketzer, weil dieser behauptete: die Erde sei eine Kugel — was damals selbst den intimsten Busenfreunden des „heiligen Geistes" noch nicht recht in den geschorenen Kopf wollte.

Sein Nachfolger Stephanus II. (752—757) hatte die Ehre, den neuen König Pipin in Paris zu salben, und die Frechheit, das ganze Frankenvolk mit dem „Banne" zu bedrohen, falls es Pipin und dessen Nachkommen nicht anerkenne. Dafür schenkte ihm Pipin das eigentlich zum oströmischen Kaiserreiche gehörige s. g. Exarchat (die heutige Romagna und Ancona), woher der Schwindel vom „Patrimonium Petri" datirt.

Um den König Pipin zu einem Kriege gegen die Longobarden zu treiben, schickte ihm dieser große Betrüger Stephanus II. einen „eigenhändigen" Brief des — Apostels Petrus zu, worin dieser todte Mann erst ganz lästerlich auf die Longobarden schimpft und schließlich droht: „wenn Pipin dem Stephanus nicht helfen wolle, sei er vom Reiche Gottes ausgeschlossen."

Ein Gehirn des neunzehnten Jahrhunderts wird kaum begreifen können, wie sich ein König so handgreiflich prellen lassen konnte; — aber Pipin war nicht nur ein mächtiger König, sondern auch ein gläubiger Esel und schlug sich sofort wie ein Löwe für den Schakal Stephanus.

Papst Nicolaus I. (858—868) wagte es zuerst, zu behaupten, daß ihm „nach Gottes Willen" die oberste Ge-

walt auf Erden — auch über Kaiser und Könige — gebühre, während bis dahin die römischen Bischöfe, vulgo „Päpste", den Kaisern stets den Unterthaneneid zu leisten hatten. Die Frechheit Nicolaus' I. empörte selbst viele seiner geistlichen Collegen, und die Erzbischöfe Teutgaud von Trier und Günther von Köln sagten ihm ihre Meinung in folgender Weise: „Du bist ein Wolf unter den Schafen; Du handelst gegen Deine Mitbischöfe nicht wie ein Vater, sondern wie ein Jupiter. Du nennst Dich einen „Knecht der Knechte" und spielst den Herrn der Herren. Du bist eine Wespe; aber glaubst Du, daß Du Alles thun dürfest, was Dir beliebt? Wir kennen Dich und Deine Stimme nicht und fürchten Deinen Donner nicht. Die Stadt Gottes, deren Bürger wir Alle sind, ist größer, als das „Babylon" (Rom), das sich rühmt, „ewig" zu sein, und sich brüstet, „nie irren zu können".

(Merkwürdig! was diese Erzbischöfe vor tausend Jahren geschrieben, paßt es nicht noch heute ganz famos?)

So sehr aber auch einzelne muthige und ehrliche Bischöfe widerstrebten — der „Götze der Gewalt" auf dem „Stuhle Petri" schwoll immer dicker an, zumal, als man zu Anfang des 9. Jahrhunderts die s. g. Pseudo-Isidorischen Decretalen erfand, eine Sammlung schlau angelegter Schriftstücke, welche aus der ersten Zeit des Christenthums stammen und beweisen sollten, daß der römische Bischof unumschränkter Herr der Kirche und die Kirche selbst unabhängig von aller weltlichen Gerichtsbarkeit sei. Auch ist in diesem nichtsnutzigen Machwerke eine „Schenkungsurkunde" eingeschoben, durch welche der Kaiser Constantin dem Apostel Petrus das — ganze abend-

ländische Reich mit der Hauptstadt Rom zugesichert haben soll!

Der päpstliche „Götze der Gewalt" stand nun auf drei sauberen Füßen: dem Titel, welchen der kaiserliche Meuchelmörder Phokas zuerst dem demüthig wedelnden Bischof Gregor schenkte — dem s. g. „Patrimonium Petri", welches der Usurpator Pipin dem oströmischen Kaiser raubte und dem Bischof Stephanus schenkte — und den „Pseudo-Isidorischen Decretalen", welche man betrügerischerweise — erfunden.

Während 270 Jahre früher noch der spitzbübische Gregor I. ganz zerknirscht und unterthänigst an den Kaiser Mauritius geschrieben hatte: „Wer bin ich, der ich zu meinem Herrn rede, als Staub und Wurm?" — nahm Anno 872 der Papst Johann VIII. gegenüber Carl „dem Kahlen" schon die heiligen Backen voll und sagte: „Da er von „Uns" zum Kaiser gekrönt sein will, muß er auch zuerst von „Uns" gerufen und erwählt sein." Und an Carl „den Dicken", der einige Klostergüter verschenkt hatte, schrieb er: „Wenn Du solche binnen sechszig Tagen nicht wiederschaffst, sollst Du gebannt sein, und wenn auch dies nichts hilft, durch derbere Schläge klug werden."

Leider waren die damaligen Kaiser, wie die meisten ihrer Nachfolger, durchaus nicht „klug"; sie hätten sonst dergleichen pfäffische Frechlinge gewiß mit „derben Schlägen" tractirt.

Hochdrollig ist das Lied, welches der Papst Stephan V. (885—891) auf den „Götzen der Gewalt" zu singen wußte. Diesem „heiligen Vater" war der Himmelsschwindel

schon so sehr zu Gehirn gestiegen, daß er nicht einmal mehr — Mensch, sondern eine Art Vice-Herrgott sein wollte. Er verkündete allen Ernstes: die Päpste würden wie Christus von ihren Müttern durch die „Ueberschattung des heiligen Geistes" empfangen und seien daher eine Art „Gottmenschen", denen, um das Mittleramt zwischen Gott und Menschen besser betreiben zu können, alle Gewalt im Himmel und auf Erden verliehen worden sei.

Daß man vor 1000 Jahren solche schamlose Verhöhnung aller Vernunft wagen konnte, läßt sich noch begreifen, daß es aber auch in unseren Tagen noch Menschen gibt, welche sich ernstlich mit der Idee tragen, den Papst als ein übermenschliches Wesen hinzustellen — das ist unbegreiflich. Und doch wissen wir, daß die in Rom herrschende Jesuitensippe die „Unfehlbarkeit" des Papstes zum Dogma erheben lassen will. —

Bald stand die weltliche Macht der Päpste fest genug, um diese ungescheut die brutalsten Gewahltthaten verüben zu lassen. In dem Aufsatze „Der Götze des Genusses" habe ich bereits darauf hingewiesen, mit welch' unerhörten Verbrechen der Papst Johannes XII. den „Stuhl Petri" besudelte; — wir werden sehen, daß manche seiner Nachfolger ihn noch weit übertrafen.

Der Papst Johann XIII. beging in den sieben Jahren seiner Regierung (965—972) eine solche Summe grausamer Gewaltthaten, daß selbst den argverdorbenen Römern schließlich die Geduld riß und sie den Verbrecher für immer davonjagten.

Der Papst Gregor V. (996—998) ließ seinen Gegenpapst Johannes XVI., der in seine Hände gefallen war, an Augen, Ohren und Nase furchtbar verstümmeln,

in besudeltem Priestergewande rücklings auf einem Esel, den Schwanz in der Hand, durch die Straßen Rom's umherschleppen und sodann im Kerker verhungern. So handelte der Oberlehrer der „Christenliebe" an einem Geschäfts-Concurrenten, der doch von einem Theile der Christenheit als Papst anerkannt war!

Dieser finstere Mordpfaffe Gregor V. war der erste Papst, welcher in der Volltrunkenheit erlogener „Himmelsgewalt" ein ganzes Land (Frankreich) mit dem Interdicte belegte. Da durfte, solang der Fluch dieses einzelnen Menschenwichtes auf dem armen, dummen Volke lastete, keine Wallfahrt, keine Taufe, keine Trauung, keine Messe, kein kirchliches Begräbniß stattfinden, keine Kirche geöffnet und keine Glocke geläutet werden — kurz, das ganze Himmelsgeschäft war gesperrt, was bei Lichte betrachtet ein wahres Glück für das Land gewesen wäre. Aber im Hirne des Volkes war's damals noch stockfinster, und so fühlte sich denn ganz Frankreich — unglücklich, bis endlich der Oberpfaffe sei betrügerisches Machtwort gnädigst wieder zurückzog.

Betrachten Sie, Herr Bischof von Graz, dieses schmähliche Bild: ein ganzes, gläubiges Volk darniedergebeugt vor dem Götzen einer durch Lug und Trug erlangten, in Lug und Trug mißbrauchten Gewalt und wagen Sie es dann noch den Stein zu erheben gegen den ehrlichen, bewußten Unglauben, vor welchem solche Verbrechen an der Menschenwürde und Vernunft wahrlich unmöglich sind! —

Wir kommen nun zu dem geistig bedeutendsten Menschen, der je als Papst dem „Götzen der Gewalt" gefröhnt; es ist Gregor VII., den sein frommer Zeitgenosse, Cardinal Damiani, nur den „heiligen Satan" nannte.

Dieser große Betrüger hatte kaum den Petersstuhl bestiegen, als er auch schon den Satz aufstellte: die ganze Welt sei Lehen des Papstes, und in der That waren viele Fürsten dumm genug, ihm zu glauben und die Reiche, welche sie schon längst besessen, von ihm als „Lehen“ zu nehmen.

Um seine Macht noch mehr zu erhöhen, führte er die erzwungene Ehelosigkeit der Priester (das „Cölibat“) ein. Was kümmerte den gewissenlosen Pfaffen die furchtbare Unnatur dieser Einführung; — er wollte die unumschränkte Herrschaft Rom's, und diese konnte durch nichts sicherer erreicht und vertheidigt werden, als durch ein Heer ehe- und heimatloser Knechte.

Diesem Papste verdankt Deutschland eines der schwärzesten Blätter seiner Geschichte, das Blatt, auf welchem wir lesen, wie der deutsche Kaiser Heinrich IV., gedrängt durch die Schurkerei seiner Fürsten und die grenzenlose Dummheit seines Volkes, wie ein Bettler nach Italien wanderte, um dort im Schloßhofe von Canossa drei Tage und drei Nächte lang wie ein Verbrecher Buße zu thun vor einem betrügerischen Pfaffen und dessen Maitresse. Diese einzige Scene wird hinreichen, den letzten Rest von Sympathie für das römische Großpfaffenthum aus dem Herzen jedes ehrlich und vernünftig denkenden Deutschen zu reißen, wenn unsere Jugend einmal nicht mehr nach den von Jesuiten gefälschten Geschichtswerken unterrichtet wird. Dann wird das deutsche Volk endlich einmal klar erkennen, wie thöricht es gewesen, daß es jahrhundertelang sein Gut, sein Blut und oft genug auch seine Ehre dem römischen Götzen zum Opfer brachte, um dafür von Rom nichts zu empfangen

als Entsittlichung, Verdummung und das blutige Elend des Krieges und den bestialischen Wahnsinn der Inquisition. Dann wird es kein gläubiges Ohr mehr haben für jene frechen Lügner, welche aller geschichtlichen Wahrheit zum Trotze ihm noch heute begreiflich machen wollen, daß das römische Bonzenthum jemals „versittlichend" und „veredelnd" auf die Menschheit gewirkt habe, sondern es wird ihnen alle die blut- und thränengetränkten Bände auf das Lügenmaul schlagen, in denen der Genius der Menschheit Klage führt gegen den „Götzen der Gewalt" im Priesterkleide. —

Ueber Gregor VII., der noch heute das Ideal manches echten Ultramontanen ist, schrieb der Bischof Thierry von Verdun: „Sein Leben klagt ihn an, seine Verkehrtheit verdammt und seine hartnäckige Bosheit verflucht ihn."

Schon im 11. Jahrhunderte hatte es der päpstliche Gewaltgötze soweit gebracht, daß deutsche Kaiser ihm den Steigbügel hielten, wenn er zu Pferde stieg, um unter der gläubigen Eselheerde spazieren zu reiten. Sogar der Kaiser Friederich I. („der Rothbart") erniedrigte sich soweit, dem Papste Alexander III. den Pantoffel zu küssen, freilich mit den Worten: „Nicht Dir gilt es, sondern Petrus"; worauf der unverschämte Pfaffe erwiderte: „Mir und Petrus." Ja, der sonst wackere und vernünftige König Heinrich II. von England ließ sich, um das alberne Gespenst des „Interdictes" von seinem Volke abzuwenden, auf Befehl Alexanders von achtzig Pfaffen — geißeln! Von Jedem erhielt er drei Hiebe, im Ganzen also 240. — Wie mag damals der geschorene „Götze der Gewalt"

geschmunzelt haben über die unergründliche Tiefe des gläubigen Blödsinnes!

Begreiflicherweise wuchs nun die Unverschämtheit der Päpste immer mehr, und es ist daher nicht verwunderlich, daß Cölestin III. (1191—1198) sich nach der Krönung des Kaisers Heinrich VI. die apostolische Freiheit nehmen konnte, dem pantoffelküssenden Kaiser mit einem Fußtritte die Krone vom Kopfe herab zu werfen — blos, um zu zeigen, daß er so ein Kaiserkrönchen geben und nehmen könne!

Zur höchsten Blüthe gelangte die päpstliche Gewalt unter Innocenz III., dem Erfinder der sogenannten „Transsubstantiation“, d. i. der Lehre: daß Brod und Wein durch die priesterliche Weihung wirklich in — Fleisch und Blut Christi verwandelt werde, welche unbegreifliche Geschichte bekanntlich einmal einen heidnischen Kannibalen zum drastischen Ausspruche verleitet haben soll: „Wie können uns die Christen verdammen? Wir fressen doch nur unsere Nebenmenschen — sie fressen aber sogar ihren Herrgott!“

Der Kannibale wußte natürlich nichts von den „göttlichen Geheimnissen“, von denen übrigens, genau genommen, auch kein — Papst etwas weiß.

Innocenz III. leistete aber im Vollbewußtsein seiner Gewalt noch mehr; — er führte die Ohrenbeichte ein und schuf jenes Gericht, welches im Namen des „allgütigen“ und „allbarmherzigen“ Gottes jahrhundertelang die unerhörtesten Verbrechen an der Menschheit beging: die „heilige römische Inquisition“.

Die „heilige römische Inquisition“! Millionen

von Herzen erstarrten einst vor dem bloßen Namen dieses Mordgerichtes, das — wenn es je einen „Teufel" gegeben hätte — gewiß von diesem Teufel erschaffen worden wäre. Da es aber keinen Teufel gab, hat's der römisch-katholische Papst Innocenz III. geschaffen, waren römische Pfaffen die Richter, waren römische Pfaffenknechte die Henker von so vielen Tausenden unglücklicher Menschen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie nicht glaubten, was der römische Götze der Gewalt zu glauben befohlen!

Wahrlich, die Menschensprache reicht nicht hin, um all' das blutige Elend zu schildern, das jenes beispiellos dastehende Mordgericht über die Menschheit gebracht hat; — sie reicht auch nicht hin, um den Fluch zu formuliren, der auf dem Andenken jener ganzen langen Reihe von Päpsten lastet, welche ihre Gewalt dazu mißbrauchten, die Gräuel der Inquisition vom dreizehnten bis in unser neunzehntes Jahrhundert hinein aufrecht zu erhalten. Für diese Menschen und ihre Helfershelfer gibt es keine Entschuldigung, und es ist Zeit, daß dem Volke allerwärts darüber die Augen geöffnet werden, daß jenen jesuitischen Schriftgelehrten und Fälschern die Maske herabgerissen werde, welche noch heutigen Tages in so vielen Schulen unsere Jugend um die Wahrheit der Geschichte betrügen. Keine Rücksicht, keine Schonung darf in der Bekämpfung dieses feilen Lügengezüchtes herrschen, welches heute mit derselben kalten Gewissenlosigkeit den Menschengeist mordet, mit welcher seine Vorgänger die Menschenleiber gefoltert und gemordet haben. In einem solchen Kampfe kenne ich keine andere Regel, als die der Wahrheit, und klingt diese Wahrheit noch so entsetzlich, schmeckt sie noch so bitter, riecht sie noch so übel —

so möge man jene großen „heiligen" Verbrecher dafür verantwortlich machen, welche all' das Scheußliche begangen haben, was ich im Dienste der Wahrheit berichte.

Ich bin kein Botschafter am römischen Hofe, der mit der dortigen Jesuitensippschaft zu handeln und zu feilschen hat; für mich paßt daher nicht die vertuschende, schlangenglatte Sprache des Diplomaten, sondern die gerade, rücksichtslose Sprache des offenen, unversöhnlichen Gegners.

Ich bemerke das hier, weil ich im Laufe der Zeit noch alle Winkel und Falten der Geschichte geschorener Verbrecher bis in die neueste Zeit umkehren werde, um dem Volke zu zeigen, wie das Andenken und die „Lehre" Jesu gerade von Solchen am meisten geschändet wurde, die sich seine „Nachfolger" nannten. —

Ueber die „heilige römische Inquisition" werde ich demnächst eine Reihe historischer Aufsätze bringen, und das christliche Volk mag dann urtheilen, ob die Geschichte irgend einer heidnischen Priesterschaft einen solchen Schandfleck aufzuweisen hat, wie die der christkatholischen. —.

Ein kräftiger Gegner des römischen Gewaltgötzen war der große, hochgebildete Kaiser Friederich II., dessen religiöse Anschauungen der damaligen Zeit um Jahrhunderte vorangeeilt waren. Er wurde von dem Papste Gregor IX. zu wiederholten Malen in den „Bann" gethan, weil er offen die Göttlichkeit Jesu und Jungfräulichkeit Mariä leugnete und beim Anblick einer Hostie rief: „Wie lange wird dieser Betrug noch dauern!"

Friederich scheerte sich um die Bannstrahlerei des Papstes nicht im Mindesten, sondern rückte nach Rom, während Gregor IX. über Hals und Kopf nach Lyon floh und

von dort aus den Kaiser abermals „bannte“. Dieser edle Hohenstaufe würde aber trotz der Treulosigkeit der deutschen Fürsten und trotz der Dummheit eines großen Theiles des deutschen Volkes wohl kaum der päpstlichen Gewalt gewichen sein, wenn er nicht — vergiftet worden wäre; worauf dann Gregor IX. triumphirend wieder in die „heilige Stadt“ einzog.

Ein ausgesuchter Schurke war der Papst Bonifaz VIII. (1295—1303). Schon die Art, wie er sich zum „Statthalter Gottes“ machte, war ein gemeiner Schwindel. Er brachte an das Schlafgemach seines Vorgängers, des halbblödsinnigen Papstes Cölestin V., ein Sprachrohr an und schrie in der Nacht: „Cölestin! Cölestin! Cölestin! lege Dein Amt nieder — die Last ist Dir zu schwer!“ Und in der That glaubte der heilige Narr, der liebe Gott selber habe ihm diesen wohlmeinenden Rath gegeben, legte sofort die Papstwürde nieder und zog sich als Privatheiliger in eine Höhle zurück, während Bonifaz mit ungeheuerem Pompe den „Stuhl Petri“ bestieg. Da aber noch Viele den Rücktritt Cölestin's als ungiltig betrachteten und den armen Tropf wie einen Heiligen feierten, ließ ihn Bonifaz aus seiner Höhle hervorziehen und in ein enges Kerkerloch sperren, wo er alsbald — „selig“ wurde.

Wie Bonifaz VIII. sich den römischen „Götzen der Gewalt“ vorstellte, beweist eine seiner Bullen aus dem Jahre 1294, worin es heißt: „Wir erklären, sagen, bestimmen und entscheiden hiermit, daß alle menschliche Creatur dem Papste unterworfen sei, und daß man nicht selig werden könne, ohne dies zu glauben.“

Nun, wir haben gesehen, daß die römische Unver-

schämtheit sich in diesem Punkte bis in die neueste Zeit so ziemlich conservirt hat; nur vermissen wir schmerzlich einen König Philipp IV. von Frankreich, welcher den Machtschwindel jenes Bonifazius in folgender Weise dämpfte. Der Papst hatte nämlich an Philipp geschrieben: „Bischof Bonifaz an Philipp, König von Frankreich. Fürchte Gott und halte seine Gebote! Du sollst hiermit wissen, daß Du Uns im Geistlichen und Weltlichen unterworfen bist. Wer anders glaubt, den halten wir für einen Ketzer."

Hierauf erfolgte eine Antwort, welche ich gerne noch jetzt im Portefeuille eines Botschafters nach Rom wandern sähe: „Philipp, von Gottes Gnaden König von Frankreich, an Bonifaz, der sich für den Papst ausgibt, wenig oder gar keinen Gruß! Du sollst wissen, Erzpinsel, daß Wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen sind. Andersdenkende halten Wir für Pinsel und Wahnsinnige."

Das war zwar nicht fein, aber gesund, und der geschorene „Erzpinsel" merkte sich's.

Nach unerhörten Grausamkeiten und Lüderlichkeiten starb dieser Papst im Wahnsinne.

Unter der „Statthalterschaft" des Papstes Clemens V. wurde der deutsche Kaiser Heinrich VII. („der Luxemburger"), welcher den Anmaßungen des Großpfaffen fest entgegentrat, durch eine vergiftete Hostie — „selig" gemacht, und mehrere Geschichtschreiber nennen mit Bestimmtheit den Dominicaner-Pater Bernard in Montepulciano als Den, welcher dem Kaiser die vergiftete Hostie reichte.

An dem bereits erwähnten Könige Philipp IV. von Frankreich versuchte auch der Papst Johann XXII., nebenbei bemerkt, ein besonders großer Ablaß- und Dispens-

Schwindler, seine Himmelsgewalt durch Drohungen aller Art; aber Philipp ließ ihm trocken sagen: „er werde ihn (den Großpfaffen) als „Ketzer“ verbrennen lassen.“

Auch noch ein anderer Fürst, der Herzog Barnabo Visconti von Mailand, gab ein Beispiel von Vernunft und Männlichkeit gegenüber dem pfäffischen Gewaltgötzen. Er war wegen einer derben Abfertigung seines Erzbischofes von dem Papste Urban V. mit dem „Banne“ und sein ganzes Land mit dem „Interdicte“ belegt worden. Hierüber hätten nun zu damaliger Zeit fast alle anderen Fürsten den Kopf verloren und „Buße“ gethan; — Visconti aber führte die Legaten des Papstes ruhig auf die Naviglio-Brücke, hielt ihnen mit der einen Hand die soeben überbrachte Bannbulle unter die Nase, wies mit der anderen hinab auf den Fluß und fragte kurz: „Wollt Ihr fressen oder saufen?“ Da verging den frommen Männern der historische Durst, und sie entschlossen sich, den päpstlichen Bannwisch mit Stumpf und Stiel aufzuessen; welche Kost auch noch heute für anmaßende oder verrückte Hirtenbriefschreiber sehr zu empfehlen wäre.

Furchtbar wüthete der Papst Urban VI. nicht nur gegen „Ketzer“, sondern auch gegen die eigenen Himmelsbrüder. Fünf Cardinäle, welche bei der Papstwahl gegen ihn gestimmt hatten, und eine Anzahl Prälaten ließ er alsbald nach der Thronbesteigung auf's Grausamste foltern, sodann theils ertränken, theils lebendig verbrennen, erdrosseln oder enthaupten.



Als man die Unglücklichen zur Folter schleppte, sagte dieser bestialische „Statthalter Gottes“ zu seinem besten Geschäftsgenossen, dem Henker: „Foltere sie so, daß ich

schreien höre.“ Und während der entsetzlichen Marterei ging er im Garten vor dem Foltergewölbe umher und las mit heiligem Schurkengesichte im — Gebetbuche!

Nicht zufrieden mit dieser Rache, ließ er noch die Leichen zweier Cardinäle austrocknen, zu Staub zerreiben, diesen Staub in Säcke füllen und sammt den rothen Hüten jener Cardinäle auf allen seinen Reisen vor sich her führen! —

Sagen Sie mir doch, Herr Bischof von Graz, möchten Sie bei Betrachtung solch' grausam-frommer Schurken, deren es unter den Päpsten gar viele gegeben, noch immer behaupten, der „Götze der Gewalt“ sei eine Folge des modernen Unglaubens? Werden wir Freidenker, die wir als treue, ehrliche Kinder unserer Zeit, kein Jota von Alldem glauben, was Sie und Ihre ganze römische Kirche geglaubt haben will, — werden wir jemals fähig sein, solche Grausamkeiten zu begehen? Nein, alle geschorenen, selbst die „heiligsten“ Köpfe sind materiell vor uns sicher; aber die Fackel der Menschenvernunft wollen wir in ihre Schafheerden schleudern, das heilige Feuer des ungläubigen Wissens, der von „Himmel“ und „Hölle“ unabhängigen Humanität wollen wir an allen vier Ecken des „großen Schafstalles“ aufflammen lassen; — das, Herr Bischof von Graz, sollen unsere „Scheiterhaufen“, soll unsere Rache sein an all' den tausend Mordbrennereien Ihrer „heiligen römischen Inquisition“!

Es gibt fromme Leute, die sagen: „Allerdings hat es manche Päpste gegeben, die „als Menschen“ große Schufte waren; aber als „Statthalter Gottes“ handelten sie doch stets nach „Gottes Wort“, lehrten stets die — Wahrheit.“

Diese frommen Leute, welche so gewissermaßen einen

Unterschied machen zwischen der päpstlichen Aufführung in und außer „Dienst", sind entweder Betrogene oder Betrüger; denn ein Blick in die Geschichte muß ihnen klar beweisen, daß jene vielen Päpste nicht etwa nur in ihrem Privatleben, sondern gerade in ihrem „Dienste" als Religionslehrer und Religionsmacher die unerhörtesten Schurkereien begingen. Um ihrer Hab- und Herrschsucht willen haben sie an dem ursprünglich so schlichten, soliden Gewande der christlichen „Religion" Lappen auf Lappen geflickt oder Loch auf Loch gerissen, so daß von dem ursprünglichen Stoffe kaum noch ein Faden übrig blieb. Und alle diese willkürlichen Aenderungen und Erfindungen sollten „geheiligt" sein durch die „päpstliche Autorität", d. i. durch die Autorität von Menschen, die häufig eher in's Zuchthaus als auf den „Stuhl Petri" gehörten?! Nein, wer nicht vernagelt genug ist, einen schlechten Menschen für ein „unfehlbares" Wesen zu halten, der wird auch die Schöpfungen dieses Menschen nicht als „heilig" oder gar als die Wahrheit erkennen; — zumal, wenn diese Schöpfungen selbst (wie z. B. der Ablaßschwindel und die Inquisition) von vornherein als handgreifliche Schurkereien erscheinen. —

Ich habe in dem Aufsatze „der Götze des Genusses" erwähnt, welch' unerhörter Verbrechen aller Art der Papst Johann XXIII. von dem Concile zu Constanz (1414—1418) schuldig erkannt wurde. Dieses selbe Concil aber, welches auf der einen Seite die Gewaltthat bestrafte, brachte dem blutigen Götzen der geistlichen Gewalt ein entsetzliches Opfer, indem es die „Ketzer" Johann Huß und Hieronymus von Prag lebendig verbrennen ließ und hierdurch langjährige, blutige Kriege erregte. So sehen wir Jahrhunderte lang massen-

hafte Menschenschlächterei, fanatischen Haß, bestialische Rohheit, kurz, Elend und Jammer aller Art, blos um der dummfrechen Forderung herrschsüchtiger Pfaffen willen: „Du sollst glauben". Wahrhaftig, Jahrhunderte lang war die römische Kirche der „Götze der Gewalt" selbst und die gläubige Menschheit war das arme, unvernünftige Opferthier. Und so sehr ist das Opferthierische in's menschliche Fleisch und Blut übergegangen, daß noch heutigen Tages viele Leute ein „frommes Werk" zu thun meinen, wenn sie mit ihrem mühsam erworbenen Gute dem „lieben Gott", dem ja doch vom größten Gestirne am Himmel bis zur kleinsten Laus an der Capuzinerkutte Alles, Alles gehören soll, ein Präsent machen! —

Der Papst Innocenz VIII. trat mit einer von heiligem Blödsinne strotzenden Bulle gegen die — „Hexen" auf, deren gänzliche Ausrottung er verlangte. Er legte damit den Grund zu jenen schandvollen Processen, welche viele Tausende schuldloser Wesen der grausamsten Folter und dem Feuertode überlieferten. Keine „Religion", und sei es auch die des ersten besten Kannibalenstammes, kann gräulichere Monstra von Schurkerei und Blitzdummheit in die Welt gesetzt haben, als diese „Hexenprocesse" gewesen. Und bedenkt man, daß die katholische Kirche noch heutzutage den Glauben an Hexen festhält, daß fromme „Gelehrte" noch heutzutage ganze Bände mit eselhaften Studien über „Hölle", „Teufel" und „Hexen" füllen — dann hat man wahrlich Ursache, den Unglauben zu segnen, daß er im Laufe der Zeiten durch vernünftige Gesetze die menschliche Gesellschaft gegen solche Ausgeburten des Glaubens wenigstens materiell geschützt hat.

Wir kommen nun zu dem Papste Alexander VI., der sich nach Innocenz VIII. Tod die Krone zu sichern wußte, indem er von 27 Cardinälen 22 durch die blendendsten Versprechungen köderte. Kaum saß er aber auf dem Petersstuhle, so begann er auch schon mit der geräuschlosen „Seligmachung“ jener Cardinäle, deren Ansprüche ihn belästigten. Dieser Papst hat sich überhaupt mehr damit befaßt, seinen Nebenmenschen Gift beizubringen, als sie zu „bekehren“. Eine Reihe italienischer Fürsten, die ihm feindlich gesinnt waren, viele reiche Prälaten und Laien, die er beerben wollte, wurden durch ein raschwirkendes Gift expedirt, das der schurkische Pfaffe selbst scherzend „Requiescat in pace“ („Er ruhe in Frieden“) nannte.

Schandvoll über alle Maßen war der Handel, den er mit dem Sultan Bajazet schloß, um dessen rebellischen Bruder Dschem aus dem Wege zu räumen, was er auch gegen Baarzahlung von 300.000 Ducaten glücklich vollbrachte.

Dieser „heilige Vater“ verendete in würdigster Weise. Er wollte den unermeßlich reichen Cardinal Corneto in gewohnter Weise „beerben“, trank aber durch ein Versehen selbst von dem vergifteten Weine, den er für jenen Pfaffen-Crösus bestimmt hatte. Zu seinen Schöpfungen gehörte u. A. auch die Büchercensur, die noch heute vom römischen Stuhle zur Schande für den Menschengeist in bekannter brutaler Weise gehandhabt wird.

Sein Nachfolger Julius II. (1502—1513) war ein roher, besoffener Kriegs- und Henkersknecht. An der Spitze einer Armee zog er mordend und verheerend in Italien umher und brachte es dahin, daß ihn eine nach Pisa berufene

Synode als einen „Störer des öffentlichen Friedens, Stifter der Zwietracht im Volke Gottes, Rebellen, blutdürstigen Tyrannen und in Bosheit verhärteten Menschen" für abgesetzt erklärte. Julius kümmerte sich aber nicht um dieses Urtheil, sondern wüthete ärger als zuvor weiter, bis er mitten in neuen Kriegsrüstungen starb. Seine Herrsch- und Rachsucht hatte mehr als 200.000 Menschen das Leben gekostet.

Wer kann da ohne Gelächter die Jeremiade des Bischofs von Graz lesen, in welcher er den modernen Unglauben als legitimen Vater des „Götzen der Gewalt" denuncirt?!

Papst Hadrian VI., ein Deutscher, hatte als Großinquisitor in Spanien während 5 Jahren 1620 Menschen lebendig und 560 „im Bilde" verbrennen lassen und 21.845 zu Kerkerstrafen, Vermögensconfiscation u. s. w. verurtheilt. Er hatte, gedrängt durch die mächtiggewordene Reformation Luthers, die Absicht, seine in Lüderlichkeit und Niederträchtigkeit versunkene Pfaffenschaft gründlich zu reorganisiren und schrieb aufrichtig genug: „Gott gestattete diese Verfolgung um unserer Sünden willen. Die Sünde des Volkes stammt von den Priestern .... Selbst von diesem unserem heiligen Stuhle ist so viel Unheiliges ausgegangen, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpsten in die Prälaten gezogen hat. Wir wollen allen Fleiß anwenden, daß zuerst dieser Hof, von dem vielleicht alles Unheil ausging, reformirt werde" u. s. w.

Die entsetzten heiligen „Glieder" beeilten sich, dieses gefährliche „Haupt" geräuschlos in's Himmelreich zu expediren und so wurde aus der Verbesserung nichts.

Sein Nachfolger Clemens VII., unter welchem der Jahrhunderte lang wegen seiner ausgesuchten Unfläthigkeit und Dummheit renommirte Capuziner-Orden entstand, kam mit seinen Gewaltgelüsten übel an; der Connetable von Bourbon und Georg von Frundsberg stürmten die „heilige Stadt", und der excommunicirte König Heinrich VIII. von England sagte sich kurzer Hand mit seinem ganzen Lande von der römischen Kirche los.

Diesem heiligen Pechvogel folgte Paul III., ein Schurke schwersten Kalibers. Kaum 26 Jahre alt, ward er schon vom Papste Alexander VI. zum Cardinale ernannt, weil er diesem heiligen Wüstlinge seine wunderschöne Schwester Julia Farnese verkuppelt hatte.

Als Papst vergiftete er sowohl seine Schwester als auch seine Mutter; und um die so begonnene Thätigkeit würdig fortzusetzen, bestätigte er 1540 den — Jesuiten-Orden —

Der Papst Paul IV. war ein alter, halbverrückter Mordgeselle, dem die Inquisition nie fleißig genug „arbeitete". Ihn und sein Treiben charakterisirt der Reichs-Vicekanzler Dr. Seld in einem Berichte an den Kaiser Ferdinand I., worin es u. A. heißt: „Man hielt sonst Alles, was von Rom kam, für heilig und göttlich; jetzt speiet männiglich, er sei alter oder neuer Religion, darüber aus .... Uebrigens weiß man, daß Se. Heiligkeit die Cardinäle, welche Wahrheiten sagten, „Bestien" und „Narren" gescholten, solche mit Stecken geschlagen, woraus abzunehmen, daß Dieselbe Alters oder anderer Zufälle wegen nicht wohl bei Vernunft und Sinnen sei."

Unter dem Papste Pius IV. wurde (1563) das berüchtigte Trientiner Concil, welches achtzehn Jahre gedauert hatte, mit dem durch den Cardinal Guise angestimmten und von der ganzen heiligen Sippschaft nachgeheulten Rufe: „Verflucht seien alle Ketzer! Verflucht! verflucht! verflucht!" christlich=lieblich geschlossen.

Bekanntlich stehen die Beschlüsse dieses Concils noch heute in voller Kraft — natürlich in der Einbildung der römischen Pfaffenschaft.

Papst Pius V. war Großinquisitor gewesen und bemühte sich redlich, alle seine Vorgänger an Grausamkeit zu übertreffen. Er veranlaßte und verherrlichte die blutigsten Ketzerverfolgungen, wie die Pariser Bluthochzeit, die Mordwirthschaft des Herzogs Alba in den Niederlanden, welche ewiges, schreckliches Zeugniß ablegen, wie einst im Dienste des römischen „Götzen der Gewalt" der Glaube zur Bestie ward.

Dieser „heilige Vater" ließ u. A. den Poeten Nicolaus Franco wegen eines höchst harmlosen, zweizeiligen Spottgedichtchens — hängen.

Papst Gregor XIII. bemühte sich, mit Hilfe der Jesuiten den starkgesunkenen weltlichen Einfluß des Papstthums wieder emporzubringen, und gab zu diesem Zwecke dem Jesuitengenerale Aquaviva eine Instruction, welche die ganze Niederträchtigkeit römischer Proselytenmacherei kennzeichnet. Hiernach wurde protestantischen Gelehrten, Fürsten, höheren Beamten und sonstigen einflußreichen Personen, wenn sie zur römischen Kirche übergingen, „aus besonderer päpstlicher Gnade" gestattet, den neuangenommenen Glauben

öffentlich zu verleugnen und sich nach wie vor als Protestanten zu benehmen.

Durch diese offenbare Spitzbubenmaßregel wurde es möglich, den Jesuitismus in das Herz des Protestantismus zu pflanzen und dort für den römischen Gewaltgötzen wühlen und werben zu lassen.

Furchtbar grausam, aber im Allgemeinen doch von großer Gerechtigkeitsliebe war der Papst Sixtus V. Mit unerbittlicher Strenge ging er sofort nach seiner Krönung an die Ausrottung des unerträglich gewordenen Banditenwesens und schonte dabei der höchstgestellten Personen nicht.

Auch gegen die Jesuiten und Dominicaner entfaltete er eine heilsame Festigkeit, und soll sogar den Plan gehegt haben, fast alle Mönchsorden aufzulösen. Leider aber wüthete er auch auf das Grausamste unter den „Ketzern" und brachte seinem maßlosen Stolze manches blutige Opfer. So ließ er einmal 1000 Ducaten auf die Entdeckung des Verfassers einer Spottschrift setzen und dem Verfasser selbst das Leben zusichern. Der Verfasser gedachte die 1000 Ducaten selbst zu verdienen und stellte sich. Der erzürnte „Statthalter Gottes" schenkte ihm nun zwar das Leben, ließ ihm aber die Zunge und beide Hände abschneiden und sodann die 1000 Ducaten auszahlen!

Der höheren Pfaffenschaft ward dieser strenge Richter endlich unerträglich, und so — „kränkelte" er denn bald in's Himmelreich hinüber.

Der Papst Paul V. versuchte es, wie manche seiner Vorgänger, den Völkern und Fürsten gegenüber den Donnergott zu spielen; aber sein Fluchen und Bannen wollte nicht mehr verfangen, und der Gesandte des Herzogs von Sa-

voyen entgegnete seinen Anmaßungen ganz trocken: „Das Wort Gehorsam ist unschicklich, wenn von einem Fürsten die Rede ist. Alle Welt würde es für vernünftig halten, wenn Ew. Heiligkeit sich mäßigte."

Die größte Niederlage erlitt der Papst in seinem Streite mit der Republik Venedig. Vergebens hatte er über diesen Staat das „Interdict" verhängt; weder Senat und Volk, noch die venetianische Geistlichkeit scheerten sich darum, und einem frechen Oberpfaffen (dem Großvicar des Bischofs von Padua), welcher den Befehlen des Senates entgegnete: „er werde thun, was „Gott" ihm eingebe", wurde verkündet: „Gott habe dem Senate eingegeben, jeden Ungehorsamen hängen zu lassen". Da gehorchte der Gottesheld schleunigst.

Damals trat der venetianische Priester Paul Sarpi mit scharfer Feder gegen den päpstlichen Machtschwindel auf, und als man ihn mit Gründen nicht mehr zu bekämpfen wußte, beschloß man (wie üblich in solchen Fällen) ihn zu ermorden. Eines Abends (1607) erhielt er fünfzehn Dolchstiche und rief: „Ich kenne den Griffel der römischen Curie!" Doch machte er dem Papste nicht das Vergnügen, an diesen Wunden zu sterben.

Die schmähliche Bulle „In coena Domini", worin alle nur erdenklichen Arten von Ketzern „im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" in den allertiefsten Abgrund der Hölle hinein „verdammt" und „verflucht" werden — dieses halb empörende, halb lächerliche Denkmal päpstlicher Lieblosigkeit und Frechheit hat zum Verfasser den Papst Urban VIII. (ursprünglich Bonifaz VIII.). —

Diese Bulle soll eigentlich alljährlich am Gründonnerstage in allen katholischen Kirchen feierlich verlesen werden; ich weiß nicht, wie Sie es damit halten, Herr Bischof von Graz; ich weiß nur, daß ich mich geniren würde, viele Millionen andersdenkender Menschen in solch' ungerechter Weise zu beleidigen.

Der elende Papst Innocenz X. protestirte feierlichst gegen den Abschluß des westphälischen Friedens (der dem dreißigjährigen Kriege ein Ende machte) — blos weil durch diesen von aller Welt heißersehnten Friedensvertrag zehn geistliche Stifte aufgehoben werden sollten!

Diese herzlose Unverschämtheit war selbst dem überbigotten Kaiser Ferdinand zu arg und er ließ die an allen Kirchen angeschlagene päpstliche Protestbulle abreißen und den Drucker derselben einsperren. —

Es kommt nun die Zeit, in welcher die Päpste den Weg der offenen Gewalt mehr und mehr verließen und ihre sinkende Macht durch jesuitische Schleichereien zu erhöhen suchten.

Hochkomisch ist das Ende einer solchen heiligen Betrügerei, welche unter dem Papste Innocenz XII. am Wiener Hofe spielte.

Der nachmalige Kaiser Joseph I., welcher als Prinz der Jesuitensippe nicht gläubig genug war, wurde nächtlicher Weile durch den Besuch eines frommen „Geistes" beehrt und ermahnt, besser zu glauben, widrigenfalls der „Geist" nach drei Tagen wiederkehren werde. Joseph bekam Angst und erzählte den Spuck dem gerade zu Besuche anwesenden, sehr ungläubigen Prinzen Friederich August von Sachsen. Dieser legte sich nun in der dritten Nacht in Joseph's

Zimmer, packte den richtig erscheinenden „Geist" am Kragen und — warf ihn wohlgebläut zum Fenster hinaus. Und, siehe da! — der heilige „Geist" war — Joseph's Beichtvater!

Wie viele solcher Gaunereien mögen in früheren, dummeren Zeiten mit bestem Erfolge begangen und auf Rechnung „Gottes" gesetzt worden sein!

Papst Clemens XIII. (1758—1768) zeigte noch die größte Lust, den römischen „Götzen der Gewalt" wieder in voller Herrlichkeit aufzurichten, aber es wollte nimmer gelingen. Unter ihm ward das Maß der Niederträchtigkeiten der „Gesellschaft Jesu" voll, und die erzkatholischen Länder Portugal, Frankreich und Spanien jagten nacheinander sämmtliche Jesuiten zum Teufel.

Alles Wüthen des Papstes blieb fruchtlos, und eine „Bulle", in welcher er den Jesuiten-Orden auf's Neue feierlichst bestätigte, wurde in Frankreich öffentlich durch Henkershand verbrannt.

Sein Nachfolger Clemens XIV., der sanfteste und ehrenwertheste aller Päpste, hob am 21. Juli 1773 den Jesuiten-Orden gänzlich und „für immer" auf, indem er vorahnend sagte: „Diese Aufhebung wird mich das Leben kosten". Wirklich starb er auch bald darauf an jesuitischem Gifte.

Dieser Papst hatte auch die obenerwähnte schmähliche Bulle „In coena Domini" aufgehoben (welche aber gleich dem Jesuiten-Orden durch den Papst Pius VII. zu Anfang unseres neunzehnten Jahrhunderts wieder hergestellt wurde).

Dem trefflichen Clemens XIV. folgte der mit allen Lastern gesegnete Papst Pius VI., dessen Kämpfe mit dem

edlen Kaiser Joseph II. bekannt sind. Seinen pfäffischen Anmaßungen gegenüber veröffentlichte der Weihbischof von Trier, J. N. von Hontheim, ein Buch „über den Zustand der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt der Päpste", worin er klar bewies, daß der Zustand der Kirche ein miserabler und daß die Gewalt der Päpste eine widerrechtlich angemaßte sei. Allerdings trieben pfäffische Verfolgungen und Quälereien den 80jährigen Bischof schließlich zum „Widerrufe" seiner Schrift; aber die darin aufgestellten historischen Beweise sind niemals widerlegt worden.

Wären zu jener Zeit die Völker Oesterreichs weniger vernagelt gewesen, so hätte der Kaiser Joseph II. mit dem römischen Machtschwindel so gründlich abgeräumt, daß wir nicht erst noch heutigen Tages dagegen kämpfen müßten; aber damals waren die Völker zu dumm, und später — nun, später wußten die Fürsten nichts Gescheidteres zu thun als nach dem Falle Napoleon's I. (1814) den bisher in Frankreich aufbewahrten Papst Pius VII. feierlichst auf den Petersstuhl zu setzen, wo er sofort nebst den Jesuiten und der Bulle „In coena Domini" Alles wieder einführte, was den Glauben „stärken" und den Menschenverstand ruiniren konnte. Processionen, Wallfahrten, Reliquien- und Heiligenbilder-Dienst — ja, sogar die Inquisition sammt Folter — kurz, all' das Unkraut, welches der eherne Fuß der großen französischen Revolution schon fast überall niedergetreten, wurde wieder sorgfältig gezüchtet, um den mächtig erwachten Geist des Unglaubens und der Freiheit zu unterdrücken.

In gleicher Weise wirthschaftete Leo XII., ein leiden-

schaftlicher Jäger und bornirter Finsterling. Unter ihm erklärte der Cardinal Rivarola: „Die Weltlichen seien in Rom nicht gestattet, sondern nur geduldet“, und ließ an einem Tage (31. August 1825) 508 Personen wegen ihrer freien Gesinnungen verurtheilen, u. zw. meist zur Todesstrafe, welche man aber nicht zu vollstrecken wagte. Derselbe Papst Leo XII. unterzeichnete auch das Todesurtheil eines gewissen Lodovico, der beschuldigt war, einen lüderlichen Pfaffen, Namens Traietto, ermordet zu haben. Lodovico wurde in grausamster, empörendster Weise hingerichtet, und — ein Jahr später gestand ein im Spitale Sterbender, daß er jenen Mord begangen habe.

Und Angesichts solcher, vor wenigen Jahrzehnten geschehenen Dinge hat eine in Rom sitzende Jesuitensippe die Unverschämtheit, der Welt den Bären der päpstlichen „Unfehlbarkeit“ anhängen zu wollen!

Leo XII. wurde durch ein Glas Limonade „selig“, das er bei seinem Staatssecretär Bernetti getrunken, den er unterschiedlicher Lüderlichkeiten wegen zu bestrafen gedachte. —

Ueber die nun folgenden Päpste, wie über die allerneuesten Lebenszeichen des päpstlichen Gewaltgötzen wird seinerzeit in besonderen Artikeln gesprochen werden.

„Der Götze des Erwerbes."

(Historische Belege für das priesterliche Gelübde der Armuth.)

(Nr. 55—57. — 1869.)

Unter den drei „Götzen", welche der Herr Bischof von Graz in seinem „Herz-Jesu"-Hirtenbriefe als die „giftige Brut" des Unglaubens schildert, befindet sich auch der des Erwerbes. Von ihm klagt der Herr Bischof:

„Siehe da um den Götzen des Erwerbes, welch' eine athemlose Hetze der Hunderttausende, welche Alle blos durch Schwindel erwerben, nicht durch ehrliche, nachhaltige Arbeit verdienen wollen."

Ich hätte mir an Stelle des Herrn Bischofs die Sache zweimal überlegt, bevor ich durch eine ebenso wohlfeile als gehässige Phrase den Unglauben herausgefordert hätte, einmal zu untersuchen, wie viel denn eigentlich die Herren Fabrikanten des Glaubens hienieden geschwindelt und wie wenig sie durch „ehrliche, nachhaltige Arbeit" verdient haben.

Ich habe mir diese Untersuchung angelegen sein lassen, und, wahrhaftig, ich mag sinnen und forschen, so viel ich will — größeren Schwindel finde ich nirgends, als gerade auf dem Gebiete des Glaubens, größere Betrüger hat's nimmer gegeben, als jene vielen Päpste und Priester, welche ihre sogenannten „Gotteshäuser" zu Tempeln des „Götzen des Erwerbes" machten!

„Geld! Geld!" höre ich's aus den „heiligsten" Gebeten schreien — „Geld!" läuten Tausende von Glocken — Geld kostet der „Segen" bei der Taufe, Geld der „Segen" bei der Hochzeit, Geld der „Segen" im Tode — Geld

kostet die „Ruhe der armen Seelen" — kurz, mit baarem Gelde bezahlst Du, o unglaublich — gläubiges Volk, jedes Stückchen „Gnade" jenes „Gottes", der doch der „Allgütige", der „Allbarmherzige" heißt, und der ja gewiß nicht wollen kann, daß man Dir um seinetwillen die Haut über die Ohren ziehe! —

(Um eine schwache Ahnung zu haben von den alle menschliche Berechnung übersteigenden Summen, welche der römische „Götze des Erwerbes" aus der menschlichen Dummheit gezogen, merke man sich, daß blos unter der Kaiserin Maria Theresia binnen 40 Jahren über 221 Millionen Gulden (Silber) aus Oesterreich nach Rom gewandert sind.)

— — — — —

Es ist bekannt, wie arm und einfach das Kirchenwesen der alten Christen bestellt war; es ist aber auch bekannt, daß die „Religion" gar bald zum einträglichen Geschäfte für habsüchtige und lüderliche Pfaffen wurde. Wie sie das wurde, will ich hier in einer Reihe hervorragender Beispiele zeigen.

In dem Aufsatze „Der Götze der Gewalt" haben wir bereits gesehen, wie die römischen Bischöfe (Päpste) im Laufe der Zeit ihre Macht und damit selbstverständlich auch ihren Erwerb im Großen zu steigern wußten. Ich will mich nun ein wenig mit dem „Detailgeschäfte" dieser heiligen Himmelskrämer befassen. Da sind einmal die „heiligen Reliquien". Von ihnen wußte die Christenheit Jahrhunderte lang nichts, bis endlich die stets speculirende Pfaffenschaft auch diese unerschöpfliche Goldgrube entdeckte. Von da an fanden sich aber auch sofort alle nur irgend erdenklichen

Knochen, Hölzer, Lappen, Metallbestandtheile, Geschirre u. s. w., welche in der Geschichte des Christenthums jemals eine Rolle gespielt hatten. Und selbstverständlich mußte all' der alte Quark — „Wunder" thun; denn erst diese gaben ihm den richtigen Werth in baarer Münze.

Die Bischöfe und nachmaligen Päpste von Rom erkannten nun gar rasch, daß ein solch' prächtiges Geschäft einer „obersten Leitung" bedürfe, und so mußten denn bald alle „Reliquien" in Rom geprüft und geweiht werden, was den Päpsten ungeheuere Summen eintrug.

Die größte aller „Reliquien" ist meines Wissens in Loretto. Sie besteht aus dem Hause, in welchem einst die „Mutter Gottes" wohnte! Und dieses Haus wurde von den „Engeln" über Länder und Meere aus Palästina nach Italien (zuerst nach Tersatto und im Jahre 1294 nach Loretto) getragen! So befahl es der römische „Götze des Erwerbes" zu glauben, und so glaubte es die ganze hausdumme Christenheit.

Millionen von Menschen sind nach dieser Schwindelstätte von Loretto gewallfahrtet und haben dort Millionen und Millionen Geldes „geopfert".

Sagen Sie doch, Herr Bischof von Graz, heißt man eine solche haushohe Schurkerei „ehrliche, nachhaltige Arbeit" oder „Schwindel"? Und wie heißt man alle die gläubigen oder „heiligen" Leute, welche dieses wunderbare Barrakengeschäft Jahrhunderte lang auf's Schwunghafteste betrieben, ohne sich auch nur eine Secunde lang zu schämen? —

Die braven Pfaffen, nach so vielen Jahrhunderten fanden sie Alles, Alles wieder was mit Jesu Leben und Sterben zusammenhing: das Kreuz, die Lanze, den Schwamm,

das Schweißtuch, die Dornenkrone, den Abendmahlkelch, ja, sogar ein Stück Brod, welches beim Abendmahle übriggeblieben! Natürlich fand sich auch der echte, „ungenähte Rock" Jesu, und er fand sich sogar in einer Auflage von mehr als zwanzig Exemplaren und wurde zu gleicher Zeit aufbewahrt und verehrt zu Rom, Argenteuil, St. Jago, Friaul, Trier u. s. w. (Welch' schandvollen Schwindel der Bischof Arnoldi von Trier noch im Jahre 1844 mit seinem Rock-Exemplare trieb, ist bekannt. Hunderttausende von Wallfahrern warfen damals Hunderttausende von Thalern in den klaffenden Rachen der bischöflichen Casse, und was dabei an Menschenverstand verloren ging, läßt sich gar nicht taxiren.)

Könnte man alle die „Splitter aus dem Kreuze Christi" sammeln, welche seit Jahrhunderten unter päpstlicher Garantie der Echtheit verschachert wurden — wie viele Narren- oder Zuchthäuser könnte man damit erbauen? Und mit den übrigen „Reliquien" ging's nicht besser.

Je blöder der Glaube des Volkes, desto unverschämter regte sich der heilige Erwerbsgötze. Bald fand man auch Hemden, Pantoffel, Kämme, ja, sogar Haare und Milch von der — „Jungfrau" Maria! Und all' das Zeug that „Wunder" auf „Wunder"!

Windeln Jesu fand man genug, um ein ganzes Kloster voll feister Capuziner hineinwickeln zu können; und der Verstand bleibt Einem stehen, wenn man liest, wie nach der „heiligen Legende" die glückliche Christenheit in den Besitz einer Portion vom Blute Jesu gelangte. Diese Portion hatte Nicodemus bei der Kreuzigung selbst gesammelt und als weiser Mann folgendermaßen vor den schlimmen Juden

gerettet. Er nahm den Schnabel eines Vogels, that das Blut sammt einer Beweisschrift hinein und warf ihn — in's Meer. Hier schwamm der Schwindel ein paar hundert Jahre gemüthlich umher und gelangte endlich an die Küste der Normandie, als gerade eine gute Christengesellschaft auf der Hirschjagd war. Plötzlich waren Hunde und Hirsch verschwunden, und als man nachsuchte, fand man diese glaubensstarken Bestien am Strande — ganz einträchtig knieend vor dem Vogelschnabel!

Sofort ließ der Herzog der Normandie an dieser gesegneten Schwindelstätte ein Kloster bauen und Bec (Schnabel) benamsen, und die frommen Mönche machten mit ihrem „Christusblute" ein colossales Geschäft.

Was meinen Sie zu diesem unverschämten Schnabel des römischen Erwerbsgötzen, Herr Bischof von Graz? Wäre dieser Betrug vor vernünftigen, ungläubigen Menschen möglich gewesen?

Da allmälig schon jedes Kloster und jedes Kirchlein sein einträgliches „Reliquien"-Geschäft haben wollte, mußten immer mehr „wunderthätige" Sächelchen „gefunden" werden, und so „fanden" denn die geschorenen Tausendkünstler u. A. auch folgende hübsche Artikel: die Hosen des h. Joseph — einen der dreißig Silberlinge, um welche Jesus verrathen wurde — den Strick, an dem sich Judas aufhing — die Stange, auf welcher der Hahn krähte, als Petrus in höchst miserabler Weise seinen Herrn und Meister verleugnete — die Knochen des Esels, auf welchem Jesus in Jerusalem einzog — die Steine, mit welchen St. Stephan gesteinigt wurde. (Die Juden müssen's damals üppig getrieben haben, denn diese „wiedergefundenen" Steine waren lauter schöne,

theuere Achate!) — Ja, man fand sogar den Stab, mit welchem Moses das rothe Meer zertheilte — den Bart des Noah — Dorne aus dem „feurigen Busche". Und als die heiligen Betrüger schon gar nicht mehr wußten, was sie vor lauter Uebermuth thun sollten, da „fanden" sie „Reliquien" folgenden Kalibers: den Dolch und Schild des „Erzengels" Michael — eine Feder aus dem Flügel des „Engels" Gabriel — etwas von dem Athem Jesu, sorgsam verschlossen in einer Büchse — eine Flasche voll egyptischer Finsterniß — einen Strahl des Sternes, der den heiligen drei Königen nach Bethlehem voranleuchtete — etwas vom „fleischgewordenen Worte Gottes" — ein paar Seufzer des heil. Joseph u. s. w.

Und vor all' diesem grenzenlos dummen Zeuge, o gläubiges Volk, haben Deine Vorfahren brünstiglich gebetet, Kreuze geschlagen und — Geld geopfert! Und hinter all' diesem grenzenlosen Schwindel stand der römische „Götze des Erwerbes" und strich sich lachend den ungeheueren Wanst! — Ach, Herr Bischof von Graz, was sind alle Streiche des Unglaubens gegen eine einzige Bouteille voll „egyptischer Finsterniß"?!

Doch, was will dieser heilige Kleinhandel heißen gegen die rentabelste Erfindung, die jemals ein Papst gemacht hat, gegen den **„Ablaß"?**

Den Grund zu diesem herrlichen Mittel, „durch Schwindel zu erwerben, ohne ehrlich und nachhaltig zu arbeiten", legte der römische Bischof (Papst) Gregor I., indem er das „Fegefeuer" etablirte. So anerkannt heilsam diese Seelen-Reinigungsanstalt allen frommen Christen erschien, so wenig mochten sie doch mit dem Feuer zu schaffen

haben, und so kam es denn, daß die Päpste in ihrer „väterlichen Milde“ den Schäflein die Möglichkeit boten, sich schon hienieden vor jener Zukunftshitze zu sichern — gegen baares Geld natürlich. So entstand der Ablaß, über dessen „Göttlichkeit“ uns der Papst Clemens VI. in seiner Bulle vom Jahre 1342 echt päpstlich belehrt. Darin heißt es: „Eigentlich habe das ganze Menschengeschlecht schon durch einen einzigen Blutstropfen Christi erlöst werden können; nun habe er aber so viel mehr vergossen, daß dieses übrige Blut (welches doch unmöglich umsonst vergossen sein könne), vermehrt durch die Verdienste der Heiligen und Märtyrer, einen „unermeßlichen Kirchenschatz“ ausmache. Zu diesem unermeßlichen Schatze aber habe der Papst den Schlüssel und könne zur „Entsündigung der Menschen“ davon ablassen, so viel er wolle — ohne Furcht, ihn jemals zu erschöpfen.“

Begreiflicherweise fiel's in jener holden Glaubenszeit keinem Menschen ein, zu fragen: „Wenn ohnehin schon ein Tropfen von Jesu Blut genügte, die ganze Menschheit radical zu „erlösen“ — zu was dann noch diesen ganzen blutigen Reservefond?“ Man fragte aber nicht, man glaubte und — zahlte.

Was dieses Geschäft eintrug, sehen wir an dem Papste Johann XXII., welcher zuerst eine Art „Preiscourant“ für Ablässe einführte. Dieser saubere „Knecht der Knechte Gottes“ (Sohn eines armen Schuhflickers) hinterließ 16 Millionen gemünztes Gold und 17 Millionen in Gold- und Silberbarren, eine für die damalige Zeit fabelhafte Summe.

Am unverschämtesten aber trieb den Ablaßschwindel

der überaus verschwenderische Papst Leo X., nach dessen im Jahre 1514 zu Rom gedruckter Kanzleitaxe man zu verhältnißmäßig billigem Preise „Ablaß“ für alle Gattungen bereits geschehener oder auch erst zu vollbringender Verbrechen kaufen konnte.

Nur die Armen konnten aus dem ganzen „unermeßlichen Gnadenschatze der Kirche“ nichts bekommen, — „denn“, heißt es am Schlusse der großen Gaunertaxe, „denn sie haben nichts und können daher auch nicht getröstet werden“.

Wie arg es der römische Erwerbsgötze trieb, beweisen folgende Stellen aus den „Hundert Beschwerden der deutschen Nation wider den Römerhof“, welche im Jahre 1522 von dem Reichstage zu Nürnberg an den Papst Hadrian VI. (dem Nachfolger Leo's) gesendet wurden. Da heißt es in der 3. Beschwerde „Von der Last der päpstlichen Ablässe“ wörtlich: „Schon vor Langem hat sich die Last der päpstlichen Ablässe nach Deutschland geschlichen, als die römischen Päpste unter der Maske der Frömmigkeit alles Geld von den einfältigen und leichtgläubigen Deutschen an sich gesogen unter dem Vorwande, Kirchen zu erbauen oder einen Zug gegen die Türken zu unternehmen...., Mit dieser Ablaßkrämerei ward Deutschland vielen Geldes beraubt, und die christliche Frömmigkeit fing zu erkalten an, da ein Jeder nach Maß der Ausgaben, die er für solche Waare machte, sich auch die Freiheit zu sündigen nahm. Daher nahmen Unzucht, Blutschande, Ehebruch, Meineid, Todtschläge, Diebstähle, Raub, Wucher, kurz, alle Laster überhand. Welchen Unfug werden sich die Menschen ferner zu begehen

scheuen, wenn sie einmal überzeugt sind, man könne die Freiheit, ungestraft zu sündigen, nicht nur im Leben, sondern sogar nach dem Tode mit einem guten Stücke Geld auf den Ablaßmärkten erkaufen? Meistens betrifft dieses die Deutschen, denen ohnedies nichts schwer einzureden ist, besonders wenn ihnen die Sache mit den Farben der Tugend vorgemalt und der Glanz der Religion entlehnt wird, um den Betrug zu verdecken und zu beschönigen."

Weiter wird in Punkt 4 dem Papste in die heilige Physiognomie gesagt: „daß all' das Geld nicht für die Sache des Glaubens oder für ein der Christenheit nützliches Werk, sondern für die Schwelgerei der päpstlichen Angehörigen verwendet wurde". In Punkt 5 heißt es: „daß Se. Heiligkeit und die Bischöfe bei allem Ablasse sich doch noch verschiedene Lossprechungen vorbehalten haben — blos um noch mehr Geld zu fangen". In Punct 6 wird darüber geklagt, wie man die Lossprechung von künftigen Morden, Meineiden und allen Lastern schon in vorhinein kaufen könne, und heißt es zum Schlusse: „Und dieser Haufen von Gräueln hat seinen Ursprung lediglich in der Habsucht und Geldgierde Mehrerer von der Geistlichkeit."

Dies nur vom Ablasse. Aus den übrigen Punkten jener 100 Beschwerden (deren ich noch besonders gedenken werde) geht hervor, daß die geschorene Dienerschaft „Gottes" damals in Deutschland hauste, wie eine Räuber-, Fälscher- und Kupplerbande. Und das Alles geschah in den Blüthezeiten des Glaubens, Herr Bischof von Seckau, in jenen Zeiten, nach denen sich die römische Jesuitensippe heute

wieder so toll-brünstig sehnt, daß sie total vergißt, ihrem Streben auch nur den Schein von Vernunft und Achtbarkeit zu wahren.

Was war das für eine „athemlose Hetze“ der hunderttausend Pfaffen, „die blos durch Schwindel erwerben, nicht durch ehrliche, nachhaltige Arbeit verdienen wollten“!

Wahrhaftig, Herr Bischof, das Wort „Unglaube“ abgerechnet, meine ich fast, Sie hätten in Ihrem „Drei Götzen“-Hirtenbriefe ein Stück römischer Kirchengeschichte liefern wollen. —

Als die Reformation Luther's den Hausirhandel mit päpstlichem Ablasse fast ganz heruntergebracht hatte, kam das stabile Ablaßgeschäft an den s. g. „Gnadenorten“ in besonderen Schwung, und die frommen Wallfahrer genossen nun an solchen Orten außer der selbstverständlichen „Wunderwirkung“ der betreffenden Reliquien und Bilder noch eine tüchtige Portion Ablaß — natürlich gegen Baarzahlung. Dieses volksverdummende, entsittlichende und aussaugende Geschäft blüht noch heute, und während Jesus vollkommen gratis für seine Nebenmenschen starb, wird mit seinem „mehr vergossenen Blute“ noch immer der rentabelste Handel getrieben.

O, Herr Bischof von Graz, ich möchte jenen edlen Nazarener nur einmal eine Viertelstunde lang an einem Ihrer „Gnadenorte“ sehen! Wie würde er wohl die „Wechsler“ und Schacherer aus dem Tempel jagen und ihnen alle die silbernen oder wächsernen Hände, Füße, Köpfe, Ochsen, Esel und Schweine nachwerfen, die dort prangen zur höheren Ehre des „Götzen des Erwerbes“!?

Zu welchen Mitteln manche Päpste griffen, um Geld zu erwerben, sehen wir u. A. an dem Papste Sixtus VI., einem Prasser und Schlemmer ersten Ranges. Dieser curiose Nachfolger des blosfüßigen Nazareners brauchte oft für eine einzige Mahlzeit 20.000 fl. und begreiflicherweise mußte da der „himmlische Gnadenschatz“ gewaltig herhalten. Es gab damals einige ehrwürdige Cardinäle in Rom, welche sich in den Zwischenpausen ihres heiligen Geschäftes auf die grenzenloseste Lüderlichkeit verlegten. Diesen Schweinpelzen ertheilte Sixtus VI. gegen eine bedeutende Geldzahlung die förmliche Erlaubniß, in der heißesten Zeit des Jahres (Juni, Juli und August) — Sodomiterei zu treiben!

Zu den Einnahmen dieses Papstes gehörte auch ein jährlicher „Milchzins“ von 40.000 Ducaten, welchen er aus den von ihm in der „heiligen Stadt“ etablirten und beschützten — „Freudenhäusern“ zog.

Eine merkwürdige und höchst rentable Erfindung der Päpste ist das s. g. „Jubeljahr“. Zum erstenmale wurde es von dem Papste Bonifacius VIII. auf das Jahr 1300 ausgeschrieben und hätte sich eigentlich von 100 zu 100 Jahren wiederholen sollen. Da aber schon das erste Jubeljahr die für jene Zeit fabelhafte Summe von 15 Millionen Goldgulden in den päpstlichen Beutel lieferte, kürzten spätere Päpste den Termin allmälig auf 50, 33 und 25 Jahre ab.

Schon Clemens VI. feierte 1350 das zweite „Jubeljahr“ — „auf ausdrücklichen Befehl des h. Petrus“, wie er verkündete, und diesmal betrug die Einnahme 22 Millionen!

Damals kamen mehr als eine Million Wallfahrer nach Rom und drängten sich mit einer solchen Glaubenswuth zum Altare St. Pauls, daß viele Menschen in der Kirche erdrückt wurden und Tag und Nacht zwei Priester vollauf beschäftigt waren, das „geopferte" Geld mit Rechen vom Altare zu streichen.

Dafür hatte aber Clemens VI. auch in seiner Jubelbulle höchstgütigerweise den „Engeln des Paradieses" befohlen, „selbst die Seelen Jener direct in's Paradies zu führen, welche etwa schon auf dem Wege nach Rom sterben würden". Den frommen Wallfahrern konnte es also gar nicht mißrathen.

Recht pfiffig machte es der Papst Bonifacius IX. Er bedachte in seiner heiligen Vatersorge, daß so viele Gläubige aus Mittellosigkeit nicht nach Rom wandern konnten, und war großmüthig genug, ihnen den vollgiltigen Jubelablaß für den dritten Theil der gewöhnlichen Kosten einer Romreise zu verkaufen.

Diese schlaue Speculation auf die minder bemittelte Dummheit trug dem Manne viele Millionen ein.

Allmälig war den geldgierigen Päpsten selbst die Frist von 25 Jahren zu lang und sie ersannen allerhand Extra-„Jubiläen". (Ein solches Extra-„Jubiläum" war auch die Secundizfeier des Papstes Pius IX., und wir haben gesehen, daß das Geschäft gar nicht übel ausgefallen ist.) —

Man müßte Bände vollschreiben, wollte man all' die Kniffe und Schliche schildern, womit die „Statthalter Gottes" und ihre Pfaffenschaft den gläubigen Schafen die blanke, gemünzte „Wolle" zu entlocken wußten. Bedenkt man, daß noch vor kaum 300 Jahren nur in der kleinen Republik

Venedig das Vermögen der Geistlichkeit auf 206 Millionen Ducaten geschätzt wurde, daß, als in der ersten französischen Revolution die Nationalversammlung daranging, sämmtliche geistlichen Güter einzuziehen, ihr die Pfaffenschaft 400 Millionen Francs baares Geld für die Unterlassung dieser Maßregel bot; bedenkt man, welch' unermeßliches Vermögen die Geistlichkeit in den übrigen katholischen Ländern zusammenscharrte und, Dank der übergroßen Rücksicht mancher Regierungen, noch heute besitzt — so muß man wohl zur Erkenntniß gelangen, daß der „Götze des Erwerbes" in keinem Stande eifrigere Knechte gefunden, als gerade in jenem, welcher „Entsagung", „Armuth" u. dgl. gefällige Worte auf seine schwarze Fahne geschrieben.

Wo haben sich jemals der gemeinste Betrug und die rohe, blutige Gewaltthat so innig zur Plünderung der Menschheit verbunden, wo hat man um des Geldes willen die reinsten, edelsten Gefühle der Menschen so schmählich mißbraucht, als im Dienste des römischen Erwerbsgötzens? Und welche Früchte haben der unglücklichen Christenheit alle diese ungeheuren „Opfer" getragen? Hat Rom den Wohlstand, die Sitte und Bildung der Völker gehoben; hat es den Völkerfrieden gefördert? Nein! es kostet nur einen Blick auf die von der Petersmütze am tiefsten und längsten beschatteten Länder, einen Blick in die römische Geschichte, um zu erkennen, daß Rom für das unermeßliche Honorar, welches es aus der Christenheit gezogen, kaum irgendwas geleistet hat, was einen Peterspfennig werth wäre, daß es vielmehr eine Sündfluth von Blut, Elend und Dummheit über die Welt gebracht hat, deren Wellen noch weit herein in unsere Tage schlagen.

— — — — —

Hiermit, Herr Bischof von Graz, schließe ich die Reihe von Aufsätzen, zu welchen mich Ihr „Herz-Jesu"-Hirtenbrief veranlaßte. Sie wollten in jenem Hirtenbriefe in gewohnter souveräner Bischofsmanier den Unglauben kurzweg abthun als einen „giftigen, schrecklichen Drachen", als den Vater der Götzen des Genusses, der Gewalt und des Erwerbes. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, den Unglauben vor solch' willkürlich dictirter Vaterschaft zu verwahren, und ihnen an der sicheren Hand der Geschichte den Beweis zu liefern, daß gerade die hervorragendsten Träger des Glaubens, wenn auch nicht die Väter, so doch die eifrigsten Pfleger und Verehrer jener drei Götzen waren.

Das Publicum konnte wählen zwischen den phantastischen Götzengemälden Ihres Hirtenbriefes und den nüchternen Wahrheiten der Geschichte, — und wenn mich nicht Alles täuscht, Herr Bischof, so haben Sie über das Wahlresultat wenig zu lachen! Sie mögen überhaupt nicht mehr viel zu lachen haben. Blicken Sie umher in dieser schönen Stadt, wo ihre Herren Vorgänger einst schmunzelnd gewandelt in undurchdringlichem römischem Nachtnebel — sehen Sie, wie's da jetzt vieltausendfach flammt und leuchtet? Das sind nicht die bläulichen Flämmlein jenes „heiligen Geistes", der aus dem Munde der Päpste spricht; das ist der heilige, freie Geist der Menschheit, der trotz jahrhundertelanger Unterdrückung nun wieder emporflammt zu neuem Kampfe und zu endlichem Siege. Diesen heiligen Geist, Herr Bischof, werden alle päpstlichen Bullen, alle neuerfundenen Dogmen und alle Hirtenbriefe nimmer zu ersticken vermögen — diesem heiligen Geiste gehört alle Zukunft; der Ihrige aber gehört der Vergangenheit.

Der Teufel!

(Nr. 51. — 1869.)

Merkwürdig, was der „Teufel“ Alles anstellt! Kam jüngst ein Pfäfflein vom Lande zum Besuche eines langjährigen Freundes nach Graz. — Beiderseitige Rührung. Erinnerung an Anno dazumal. Höchstvergnügliche Unterhaltung. — Da tritt der Diener herein und legt die soeben erschienene Nummer der „Freiheit“ auf den Tisch. — Plötzliche Stille. Hochwürdiges Entsetzen. Das Pfäfflein springt auf, als sei's bisher auf einem Nadelkissen gesessen, schlägt ein großes, regelmäßiges Kreuz, murmelt einige heilige Kleinigkeiten und spricht dann vernichtend zu dem höllisch-pränumerirten Freunde: „Was? wie? in einem christkatholischen Hause diesen verfluchten — Moniteur des Teufels! ... Unsere Wege sind geschieden! ... Auf Nimmerwiedersehen!“ — Sprach's und entfleuchte jählings aus dem Duftkreise jenes Blattes, so da lehret: der Mensch solle nur dann ein Esel sein, wenn er es auch bestimmt wisse — nicht aber auf's bloße Glauben hin. — Und so saß denn der Eine und las die „Freiheit“, während der Andere für immer dahineilte. — Und der Engel der Freundschaft verhüllte sein Haupt; der „Teufel“ aber lächelte und sprach zu Großmütterchen: „Gott erhalte die hochwürdigen Herren — sie erhalten uns.“

Die „heilige Läng".

(Nr. 52. — 1869.)

Unter den vielen Tausenden blödsinniger Gebete und sonstiger Kunststückchen, womit speculative Gaukler die einfache Lehre Jesu bis zur Unkenntlichkeit verpfuscht haben, nimmt die „heilige Läng" jedenfalls einen hervorragenden Platz ein. Es ist das ein 6 Schuh langer Papierstreifen, den man auf den ersten Blick für ein reelles, nützliches Schneidermaß halten könnte; betrachtet man's aber genauer, so entdeckt man von 6 zu 6 Zoll eine solche Summe frommen Blödsinnes, daß man sogleich begreift, es handele sich hier nicht um ein vernünftiges Maß für Hosen u. dgl., sondern um ein „Gnadenmittel" für maßlose Dummköpfe.

Die ersten 6 Zoll dieser Himmelsklafter weisen folgende Titulatur:

„Gewisse und wahrhafte Läng unserer lieben Frauen, als der übergebenedeiten Himmelskönigin Maria, welche heilige Läng auf Seidenbanden allen Pilgramen, welche dieses heilige Haus zu Loretto besuchen, mitgetheilt wird."

Hienach wäre also jene Maria genau sechs Schuh österreichischen Maßes lang gewesen; während ihr Füßchen nach der Versicherung desselben Wisches nur einen halben Schuh maß. Welche Schönheit!

Daß aber die Pilgrame im „heiligen Hause" von Loretto mit diesem Zeuge betheilt werden, beweist, daß nicht gewöhnliche, sondern fromme, heilige Gauner in solcher „Läng" das gläubige Volk beschwindeln. Ja, aus den letzten 6 Zoll ersehen wir, daß sogar zwei Päpste in den Schwindelstreifen verwickelt sind. Dort heißt es:

„Das ist das rechte, wahrhafte Maß des Fußes unserer lieben Frauen, welches aufbehalten wird in einem Kloster in Hispanien. Johannes, der 22. Papst dieses Namens, hat allen Denen, so dies Maß andächtig küssen, 700 Jahre Ablaß verliehen. Clemens der Achte hat die obgemeldete Indulgenz bestätiget."

Aus den verschiedenen „Gebeten und Empfehlungen in die heilige Läng" lernen wir, daß der Besitz eines solchen Klaftermaßes so ziemlich gegen Alles schützt, was dem Menschen vor und nach dem Tode Unangenehmes passiren könnte. Wickelt man sich das Ding um den Leib, so kann man sicher auf die fröhlichste Niederkunft, auf Schutz gegen alle Krankheiten, gegen Gift, Gefängniß, Kugeln, Zauberei, Teufelei u. s. w. rechnen. Wickelt man sich's um den Kopf, so kann man im ungünstigsten Falle kein größerer Esel werden, als man schon durch den Glauben an dieses und tausend andere „Gnadenmittel" der römischen Bude geworden ist.

Mit Ekel und Abscheu muß sich jeder ehrlich- und vernünftig denkende Mensch von solchen schandvollen Betrügereien abwenden, und um des gesunden Menschenverstandes willen frage ich Sie, Herr Bischof von Graz: Welche Maßregeln haben Sie ergriffen, oder werden Sie ergreifen, um solche nach vielen Tausenden unter den Gläubigen ihrer Diöcese verbreitete Schwindelmittel auszurotten? Was thun Sie und Ihre Geistlichen überhaupt, um die ungebildete Classe über die vollständige Wirkungslosigkeit, ja Schädlichkeit aller von armseligen Menschen erfundenen Wunder- und Gnadenmittel aufzuklären?

Wenn Sie es wollen, so liefere ich Ihnen den Beweis,

daß das s. g. „Romanusbüchl", die „heilige Läng", die „heilige Leinwand" aus Philippsdorf, und hundert andere betrügerische Fabricate noch nach Tausenden von Exemplaren unter Ihren Gläubigen circuliren und sich vielfach der höchsten Verehrung erfreuen. Und dieser schmachvolle Götzendienst — denn etwas anderes ist es nimmer — geschieht unter den Augen Ihrer Geistlichkeit, Herr Bischof! — unter den Augen Jener, die doch wahrlich durch die Kanzel, den Beichtstuhl u. dgl. die bequemsten Mittel haben, auf die Gesinnungen ihrer Nebenmenschen zu wirken. Wissen doch Ihre Geistlichen allerorts die „schlechten" Blätter aufzuschnüffeln, wissen sie doch genug Dummköpfe gegen unsere neuen Staatsgesetze einzunehmen und viele Tausende von Unterschriften für den Papst zusammenzutrommeln — warum sollten sie nicht auch in kürzester Frist ihren Schäflein den heilsamsten Abscheu vor frommen Schwindelartikeln beibringen können, wenn sie — wollen?

Heiliges Viehfutter.

(Nr. 52. — 1869.)

Dieser Tage kam zu mir ein biederes Bäuerlein aus den obersteierischen Bergen und sagte: „Schauen's, unser Caplan hat zwar gesagt, Sie sein dem Teufel sein Sohn, und wer die „Freiheit" abonnirt, der kann nit selig werden; aber — ich hab's doch riskirt, und, meiner Seel', wann's auch scharf hergeht in dem Blattl — g'fallen hat mir's doch. D'rum hab' ich Ihnen gleich was mitbracht". Sprach's und zog aus einer tornisterartigen Brieftasche ein winzig-

kleines Bildchen, darauf ein päpstlich gekleidetes Wesen in einem Meere von „Heiligenschein" schwimmt, wie ein Stockfisch in der Rahmsauce.

„Das is der „heilige Leonhard", erklärte mir schmunzelnd das Bäuerlein, „der ganz besonders gut is für alle Arten von Vieh" . . . .

„Auch für die Schafe?" fragte ich wißbegierig.

„Freili", lächelte der Obersteierer, „für Schafe, Ochsen, Esel und was dergleichen Leut' mehr sein. Diese Bilderln vom h. Leonhard werden in ganzen Bogen zu 100 und mehr Stück von frommen Leuten übernommen und stückweise an dumme Leut' als Arzenei für's Vieh verkauft. Hat nun ein Ochs den Appetit verloren, so macht die Bäuerin einen kleinen Knödel, gibt ein Bildl vom h. Leonhard hinein, und — kaum hat der Ochs den Heiligen d'runten, so is er auch schon g'sund und frißt dann schon Alles, was man will."

Hocherstaunt über diese mächtige Wirkung himmlischer Heiligkeit auf einen irdischen Ochsenmagen, betrachtete ich das winzige Bildlein und in meinem Herzen sprach eine Stimme: „Sei ein Christ; lasse einen guten Leberknödel machen, mit diesem Wundermittel spicken und sende ihn Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Dr. Himmelgrübel, der so stark an Magenübeln leidet, seit der Peterspfennig so dünn und der Branntwein so fuselig fließt." — Die Stimme sprach's — ich that's — und St. Leonhard mag wissen, ob's geholfen.

Der „Volksblatt“-Capuziner.

(Nr. 53. — 1869.)

Der Capuziner des bischöflichen „Volksblattes“ leitarticulirt sich allgemach in jene heilige Berserkerstimmung hinein, in welcher er schon Anno 1868 seine gedruckte Fahne der „heiligen Sache“ so hoch hielt, daß er fast mit ihr — umgefallen wäre.

Damals schrieb ich im hiesigen „Tagblatte“ eine Reihe von Aufsätzen über den Ablaßschwindel, einem gar wunden Flecke des Himmelsgeschäftes, und der ehrwürdige Capuziner fuhr empor — fast wie ein meuchlerisch gekitzelter Mensch. In wahren Kreuzzugs-Artikeln forderte er die „katholische Bevölkerung“ von Graz auf, solchen Frevel gegen das „Heiligste“ nicht länger zu dulden, was glaubensstarke Gemüther leichtlich hätten deuten können: „Schlagt den Ketzer todt!“

Als das nichts half, schwieg der Capuziner ein ganzes Jahr lang, während ich in der bald darauf gegründeten „Freiheit“ fortfuhr, die große Capuze der herrschsüchtigen Heuchelei und habsüchtigen Schwindelei zu lüften. Ich konnte dabei begreiflicherweise keine Rücksicht darauf nehmen, daß der Herr Bischof von Graz und sein publicistischer Capuziner wenig oder gar kein Vergnügen an „Ketzereien“ haben. Ich schrieb einfach nach meiner Ueberzeugung, da ich nicht gewohnt bin, andere Köpfe und am allerwenigsten gesalbte Köpfe für mich denken und urtheilen zu lassen. Ich vertheidigte nach besten Kräften das Recht des gesunden Menschenverstandes gegen die grenzenlose Anmaßung patentirter Volksverdümmerlinge und war so frei, den gleißenden Lack

wegzukratzen, mit welchem diese Herren eine schmach- und jammervole Vergangenheit zu vertuschen suchen. Das machte endlich die höher und höher geschwollene Gallenblase des Capuziners platzen, und so findet er's denn in seiner Dienstags-Nummer „angezeigt":

„einmal einen lauten und feierlichen Protest zu erheben gegen die maßlosen Verunglimpfungen und verleumderischen Beschimpfungen, welche sich ein hiesiges Schmähblatt gegen katholische Lehren, gegen gottesdienstliche Handlungen, gegen Vorsteher und Einrichtungen der katholischen Kirche fort und fort erlaubt."

Was Freund Capuziner mit diesem „Proteste" will, ist mir unbegreiflich. Ich kümmere mich doch nicht darum, und die k. k. Obrigkeit ist auch nicht mehr so gefällig, auf die Denunciation eines langweiligen Verdummungsorganes hin, Alles einzusperren, was im Verdachte der Menschenvernunft steht.

Der Capuziner kann sich also höchstens für die „heilige Sache" blamiren wollen, und wenn ihm an meinem Zeugnisse gelegen ist, so bestätige ich gerne, daß ihm das bestens gelungen.

Wie der „Protest" begonnen, so endet er mit den allbekannten Heuchlerphrasen von „Beschmutzung der katholischen Lehren, Kircheneinrichtungen, Päpste, Bischöfe" u. s. w. — Solche Salbadereien helfen aber heutigen Tages nicht mehr; denn das Publicum weiß recht wohl, daß gerade Päpste und Bischöfe es gewesen, welche nicht nur sich selbst, sondern auch die christlichen Lehren, Kircheneinrichtungen u. s. w. auf das Schmählichste „beschmutzten" und überdies noch verfälschten.

Daß die schonungslose Aufrichtung solcher, lange genug durch Gewalt und Betrug niedergehaltenen Wahrheiten wie

ein Hagelwetter über rasirte Köpfe fährt, glaube ich gerne; — aber ich habe die „Bullen", „Syllaben", „Enciкliken" Allocutionen" römischer Päpste vor Augen, lese, wie darin tausendfach das menschliche Wissen und Forschen, die Wahrheit und Freiheit verflucht, verdammt und verlästert werden — und unwiderstehlich drängt es mich, dem Volke zuzurufen: „Glaube kein Wort von all' diesen Phrasendreschereien, die kein „heiliger Geist" dictirt hat, sondern der unheiligste Geist des Geschäftes!"

Daß ich von Allem, was ich schreibe, aufrichtg überzeugt bin, glaubt mir wohl jeder Leser; — ich möchte aber auch einmal die „Herzen und Nieren" meiner Gegner prüfen können, um zu sehen, wie es dort mit der vollen, ehrlichen Ueberzeugung von Alldem steht, was sie so eifrig lehren und so wüthend vertheidigen! — Schließlich sei der Capuziner eingeladen, seine „Proteste" und sonstigen Gallenflüsse gerade und bieder an die betreffende Adresse zu richten, statt so scheu und so feig um das Wörtchen „Freiheit" herumzuschleichen, wie ein frischgezüchtigtes Hündlein um die Peitsche.

Vom Aberglauben.

(Nr. 54. — 1869.)

Unter dem Titel „Der Clerus und der Aberglaube" bringt das bischöfliche „Volksblatt" eine leidlich wilde Entgegnung auf den in Nr. 52 der „Freiheit" enthaltenen Aufsatz „Die heilige Läng". Würdig seiner geistigen Geburtsstätte beginnt der Capuziner damit, von

„einem Blatte" zu sprechen, „welches von Schmutz und ekelhaften Schmähartikeln überschäumt" u. s. w. Er nennt dabei die „Freiheit" nicht, aber er meint sie, und ich muß gestehen, mit dem „Schmutz" hat es eine gewisse Richtigkeit. Die „Freiheit" hat schon viel „Schmutz" aus dem „großen Schafstalle" herausgekehrt — lauter echten Hirtenschmutz, zum Theil sehr „ekelhafte" Sachen, welche feile Schwindler bisher den armen, unwissenden Schäflein als reine, duftige Himmelskräuter zu essen gaben, und woran sich diese den Magen verdarben.

Ist es meine Schuld, wenn sich so viele Oberhirten so überaus unanständig aufführten, daß man auch nicht den leisesten Griff in die Geschichte des „großen Schafstalles" wagen kann, ohne auf Berge von „Schmutz" zu stoßen? Und soll man um der „Ekelhaftigkeit" dieses päpstlichen „Schmutzes" willen nach wie vor die parfümirte Decke der Lüge und Heuchelei über der ganzen Bescheerung liegen lassen?

Um nun auf den Kern der Sache, den Aberglauben, zu kommen, frage ich den Capuziner:

1. Wer hat den blödsinnigen Schwindel mit der Jungfrau Maria von Mörl in Scene gesetzt? Laien oder Cleriker?

2. Wer hat den mindestens ebenso blödsinnigen Schwindel mit der Jungfrau Raabe in Philippsdorf in Scene gesetzt und durch fromme Schriften verherrlicht? Laien oder Cleriker?

3. Was hat der Clerus gethan, um die Errichtung eines Kreuzes bei Schlierbach in Oberösterreich zu verhindern, welches die Stelle verherrlichen soll, wo einer

„Dienstmagd" sechsmal die „Muttergottes" erschienen sein soll? Was hat der Clerus überhaupt gegen jenen ganz unbeschreiblich dummen Schwindel gethan?

4. Was thut der Clerus, um die in Nr. 52 und 53 der „Freiheit" geschilderte Zeit-, Geld- und Vernunft-Verschleuderung der Wallfahrer auf dem „heil. Berge" (Maria Luschari) zu verhindern? Was thut er überhaupt, um dem Volke begreiflich zu machen, daß es Blödsinn ist, sein Geld für wächserne Arme, Beine, Ochsen, Esel, Kälber u. dgl. „Opfer" hinaus zu werfen?

Ich will dem Capuziner demnächst mit einer ganzen Sammlung von Beispielen des krassesten Aberglaubens aufwarten, welche nicht nur von Clerikern geduldet, sondern unter dem Schutze der Kirchenbehörde von Clerikern erfunden und verbreitet wurden und noch werden.

Wahrheiten, Beweise gelten heutzutage, Freund Capuziner, nicht heiliges Geschwimmel und Geblinzel!

Der „katholische Preßverein".

(Nr. 55. — 1869.)

Für den Ungläubigen ist's hocherbaulich, zu sehen, was unsere Herren Römlinge, denen doch eigentlich der ganze „Himmel" mit mehreren Göttern und zahllosen Heiligen, Engeln u. dgl. kräftigst helfen sollte, was diese vom „Statthalter Gottes" selbst commandirte schwarze Garde Alles probirt, um die knappe Frist zu verlängern, welche ihr der Menschenverstand noch gelassen.

Der „heilige Geist" muß diese Gesellschaft jämmerlich

im Stiche lassen, denn von den dicken Kanonen des Papstes bis hinab zum dünnen Weihwedel Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel wird die „heilige Sache“ doch hauptsächlich nur mit reinmateriellen Mitteln vertheidigt. Darum auch Wehe der ganzen heiligen Geschichte, wenn die Heerde einmal keine „Wolle“ mehr liefert! Einstweilen aber stecken die Herren Oberfrömmlinge noch bis zur Tonsur in der „Wolle“, und diese gute, echte Schafwolle ist es, welche es dem Herrn Bischof von Graz gestattet, sich zu all' seinem heiligen Rüstzeuge auch einen „katholischen Preßverein“ beizulegen.

Nach den bereits genehmigten Statuten wird dieser Verein das Beleuchtungswesen des Schafstalles besorgen, indem er das Sonnenlicht der Vernunft und des Wissens mit aller Inbrunst ausbläst und dafür die ewige Oellampe des Glaubens anzündet. Ausgeblasen werden demnach alle „schlechten“ Bücher und Zeitungen vom großen Kosmos Humboldt's bis hinab zur kleinen „Freiheit“; angezündet werden alle „guten“ Bücher und Blätter vom katholischen Katechismus bis zum bischöflichen „Volksblatte“. Jedes Mitglied ist gewissermaßen Lampenanzünder „Gottes“ und Löschhütchen des „Teufels“. Für diese Auszeichnung verpflichtet sich jedes Mitglied wöchentlich wenigstens 1 Kreuzer zu zahlen, nur „gute“ Blätter zu lesen und nur in „guten“ Blättern zu inseriren, was einen Menschen in Jahresfrist gerade hinlänglich herunterbringen kann. —

Natürlich wird der „katholische Preßverein“ nur so lange bestehen, bis die Sonne vollkommen ausgelöscht ist. Die Constatirung dieses Momentes bleibt dem Bischofe vorbehalten, welcher zu diesem Zwecke einen seiner bekannten

Hirtenbriefe über Existenz, Lebensweise und Gemüthsbeschaffenheit des „Teufels“ laut und öffentlich verliest. Findet sich hierauf in der ganzen Heerde kein einziger Kopf, aus welchem jener Hirtenbrief auch nur einen einzigen Funken schlägt, so ist die Dunkelprobe hergestellt und löst sich der Verein im Genusse eines ewigen und mehrerer 2—300jähriger Ablässe in stockfinstere Seligkeit auf. —

Patronin des Vereines soll nach Einigen die wunderzwickende Lichtputze des h. Florian, nach Anderen jenes göttliche Stück egyptischer Finsterniß sein, welches einst von sehr heiligen Männern in einer Bouteille nach Rom gebracht und dort so brünstig verehrt wurde.

Pfäffisches.

(Nr. 55. — 1869.)

Muthig raffte sich der regulirte Chorherr und Professor Johann Lorenz zu Linz empor und erklärte das dortige „Volksblatt“ so ziemlich für den Ausbund journalistischer Nichtsnutzigkeit — was es auch ist.

Wie alle Raritäten, erregte diese freie, offene Erklärung aus Priestermunde bedeutendes Aufsehen, und schon gab es Leute, welche da meinten, nicht alle „Schwarzen“ seien Sclaven. — Es folgten hierauf einige Tage stillen, frommen Gemunkels und endlich eine zweite „freie und offene“ Erklärung des Herrn Johann Lorenz, worin dieser dunkle Biedermann Alles widerrief, was er zuvor gesagt hatte. Nun bilden sich unsere Römlinge ein, durch solche jammervolle Comödie sei Alles wieder „gutgemacht“; sie bilden sich

ein, daß irgend Jemand glaube, der als freisinnig bekannt gewesene Priester Lorenz habe jenen blamablen Widerruf nach eigener Ueberzeugung geleistet! Man nehme nur die erste beste Nummer jenes in jesuitischer Heuchelei und Verlogenheit getränkten Linzer Bischofsblattes, vergleiche sie mit der ersten „freien, offenen" Erklärung des Prof. Lorenz, und man wird erkennen, wie gerecht und überzeugungsvoll der Mann das fromme Schandblatt verurtheilte. Dann nehme man die zweite „freie, offene" Erklärung des Herrn Lorenz, und man wird erkennen, wie schmählich überzeugungslos der Mann sich selbst verurtheilte. Schließlich aber aber nehme man „Volksblatt" und Domherrn, schüttele sie mit einer starken Dosis Pfaffenzwang durcheinander und — werfe sie weg.

Ein recht ergötzliches Beichtstückchen wird mir von der nahen Andritz gemeldet. Dort klagte eine gar fromme Magd dem beichthörenden Pater Carmeliter, wie „gottlos" es in dem Hause ihrer Herrschaft hergehe, wie man da die Fasttage nicht halte, selten in die Kirche gehe und was dergleichen Sündlichkeiten mehr. Schließlich bat sie den Pater, ihr doch behilflich zu sein, daß sie aus diesem Ketzerhause hinaus und in ein recht sicheres Glaubensnest hinein komme. Tiefgerührt von solchem Himmelseifer versprach das Pfäfflein, sein Möglichstes zu thun, und als gleich darauf eine feine Dame zur Beichte kam, bat er bei ihr für die arme, fromme Dienstmagd, und zog dabei ganz apostolisch über die ketzerische Herrschaft derselben los.

Die beichtende Dame wäre auch sicher dem Wunsche des frommen Mannes nachgekommen, wenn sich's schließlich

nicht herausgestellt hätte, daß — sie selbst die verlästerte Dienstgeberin der glaubenseifrigen Magd Gottes sei.

So passiren den heiligsten Leuten zuweilen die größten Dummheiten.

Zu Heil. Geist (Steiermark) predigte am 20. v. M. der Pfarrer über das Fastengebot und wußte zur Verherrlichung dieses stark aus der Mode gekommenen Pfaffengesetzes nichts Schöneres vorzuführen, als folgenden Unsinn:

„An einem Freitage Fleisch essen und einen Menschen todtschlagen, gilt vor Gott als gleiche Sünde ...... Wer fastet, der beugt allen Sünden vor. Sehet nur zum Beispiel ein junges Pferd; wird es gut genährt, so wird es übermüthig und schlägt aus; gebt Ihr ihm aber 5, 10 oder 15 Tage (!) nichts zu fressen, so werdet Ihr schon sehen, wie es zahm wird" u. s. w. —

Nach der Logik dieses Fastenkünstlers wäre es eigentlich am Gescheidtesten — gar nichts zu essen, sondern mit spottleerem, umgedrehtem Magen per Hungertod direct in's Paradies zu marschiren.

Wenn man übrigens wirklich verrückt oder frech genug ist, den Pfarrkindern zu lehren, daß Todtschlag und Bratenessen am Freitage „vor Gott" ganz gleich sei, so ist's kein Wunder, daß sich die Bauernbuben noch immer so eifrig die Schädel einschlagen. — Aus allen Kräften sollten die Freunde der Menschenvernunft auf dem Lande gegen solchen demoralisirenden Blödsinn arbeiten, möge er nun in den Gesetzen der Kirche begründet sein oder nicht. Höre man doch einmal auf, in dem Kanzelgeschwätze des ersten besten unwissenden Glaubenshelden etwas „Höheres" zu sehen, das über

der Kritik stehe. Die Kanzel hat doch wahrhaftig längst schon aufgehört, etwas „Heiliges“ zu sein, seit man sie vieltausendfach zu den unheiligsten, gehässigsten Hetzereien und zu den sündhaftesten Dummheiten mißbraucht hat. —

Schließlich gebe ich dem Herrn Pfarrer den guten Rath, einmal selbst 5, 10 oder 15 Tage lang nichts zu essen; — vielleicht predigt er dann vernünftiger.

(Nr. 56. — 1869.)

„So lang so ein Lutherischer in unserem Markte ist, fehlt der Segen Gottes!“ So rief nicht etwa ein von Branntwein und frommem Blödsinne trunkenes „Kerzelweib“ — nein, so rief während eines Brandes in einem Marktflecken am baierischen Wald ein römisch-katholischer Pfaffe und entflammte dadurch den Glaubenshaß seiner Schäflein gegen ein armes, lutherisches Schreiberlein, welches durch seine bloße ketzerische Existenz den ganzen Brand verschuldet haben sollte!

Diese merkwürdige Schafheerde bildete sich also ein, der „liebe Gott“ äußere sein Mißbehagen über die Gegenwart eines „Ketzers“ durch — Brandstiftung! Und der Pfaffe bestärkte sie noch in diesem gräuelichen Aberglauben!

Biederer Journal-Capuziner des Bischofs von Graz, was meinen Sie zu diesem Collegen? Ist das ein Betrüger, wie?

In Bozen ließ dieser Tage ein römischer Pfaffe einem tiroler Landesschützen, welcher einem Leichenzuge das Kreuz vorantrug, am Eingange des Friedhofes die Uniformmütze vom Kopfe reißen, und als man sich darauf in der

Probstei über diese fromme Gassenbüberei beschwerte, erhielt man dort die Antwort: „Hier haben wir zu befehlen, wer den Hut abzunehmen hat.“ — Ich denke, wenn sich diese Bozener Himmelsbrüderschaft dereinst in ihrem „Paradiese“ nicht anständiger zu benehmen weiß, so dürfte St. Peter sie mit vieler Energie vor die Thüre setzen.

(Nr. 57. — 1869.)

In Rom hat kürzlich das General-Vicariat eine aus Benevent gekommene Bäuerin, Namens Teresina Caputo, als der „Hexerei“ verdächtig, verhaften lassen. — Ich denke, wenn diese heilige Sippschaft noch ein Weilchen so fortmacht, wird sie eines schönen Tages den „Teufel“ selber arretiren, „rechtlich überführen“ und hängen lassen können. Auf der Spur ist sie ihm doch wahrhaftig schon lange genug.

Ein Gemeindevorstand bei Klagenfurt, welcher 70 fl. Ueberschuß in der Casse hatte, wußte nichts Gescheidteres zu thun, als sofort dem Pfaffen 32 fl. für „Wettermessen“ in die Hand zu drücken. — Haben diese Käuze keine Armen in der Gemeinde und so wenig Verstand im Kopfe, daß sie dem „lieben Gott“ das Wetter — abkaufen wollen?

In dem vorigen „Sonntagsboten“ des „Volksblattes“ treibt ein oberfrommer Correspondent aus dem oberen Mürzthale folgenden schlichten Blödsinn. In der vorderen Hälfte seines Berichtes beschwert er sich bitterlichst, daß die dortige Bevölkerung „so viel Zeit und Geld auf Putz, Genuß und schlechte Zeitungen verschwende“, und hinten versichert er kühnlichst, „daß das „Volksblatt“ auch von Liberalen nicht

nur gelesen, sondern manchmal sogar „verschlungen" werde, während sich in die „Tagespost", „Freiheit" (und andere „schlechte" Zeitungen) nicht leicht Einer verbeiße"...

Wie „selig" muß es in dem Gehirne dieses ehrenwerthen Salblings ausgeschaut haben, da er im Verlaufe des Lügens ganz und gar vergaß, was er zu Beginn geseufzet?

(Nr. 58. — 1869.)

Daß der Ablaßhandel noch üppig florirt, beweist ein päpstliches „Breve" vom 28. Jänner d. J., worin Jedem, der einen seinem Vermögen angemessenen Geldbetrag nebst den unvermeidlichen „Ave Maria's" u. s. w. liefert, ein „vollkommener Ablaß" bewilligt wird. Die solchermaßen gegen „Gnadenmittel" umgewechselten Geldmittel sollen zur Errichtung einer reinkatholischen Universität in Deutschland verwendet werden. — Mögen die Deutschen den „Ablaß" immerhin einstecken — ihr Geld aber auch.

(Nr. 61. — 1869.)

Der Capuziner schreibt in Nr. 177 des „Volksblattes" wörtlich:

„**60.000 Gulden** soll die „Freiheit" werth sein! Die Ultramontanen, erfährt die „Debatte" aus Graz, hätten diese etlichen Gulden dafür geboten, um des Blattes los zu werden. Das wäre eine saubere Wirthschaft! Heute kaufen die „Ultramontanen" die „Freiheit" und morgen gibt der Nämliche oder gleich ein Dutzend Andere das Blatt mit gleichem Inhalt, nur unter einem anderen Namen, heraus."

Kann ich da nicht mit dem besten Rechte erwidern: heute kaufen die Liberalen sämmtliche „Vaterländer", Bi-

schöfe, „Volksfreunde", Monsignori, „Volksblätter" und Bettelmönche, das Stück zu 60 Neukreuzer zum Zwecke der „Einstampfung", und morgen erscheinen dieselben Käuze sämmtlich wieder — weil den Liberalen um die 60 kr. leid geworden.

Uebrigens halte ich gleich dem Capuziner die Ultramontanen für zu praktisch, als daß sie sich durch einen Bestechungsversuch über meine Stiege hinunterblamiren würden.

Ein Erzpfaffenblatt, die in Turin erscheinende „Unità cattolica", sagt über die Begnadigung des Bischofs von Linz u. A.: . . . „Kaiser Franz Joseph hat den Bischöfen keine Verzeihung zu bieten, sondern vielmehr die Verzeihung der Kirche zu erflehen." — Ging's nach der frommen Meinung dieser abgewirthschafteten Himmelspächter, so müßte der österreichische Botschafter in Rom zu den Füßen des Papstes um Vergebung winseln, weil sein Kaiser es gewagt hat, einem Bischof das wohlverdiente „Sitzen" zu erlassen. Das sind die traurigen Folgen der Frömmigkeit — hier und dort.

Oberfrommer Blödsinn.

(Nr. 57—60. — 1869.)

„Modus juvandi afflictos a daemone" (Art und Weise, den vom Teufel Geplagten zu helfen) nennt sich eine Broschüre, welche dieser Tage von dem k. k. Professor der Theologie Dr. Andreas Gaßner zu Salzburg herausgegeben wurde und welche zur „Aus-

bildung" der jungen Priester der katholischen Kirche dienen soll!

Als ich den ersten Blick in dieses Büchlein that, war mir, als stiege der Geruch von verbranntem Ketzer- und Hexenfleische in meine Nase und ich fragte mich: „Ist es möglich, daß die Kirche, die ja doch nach Versicherung des hiesigen „Volksblatt"-Capuziners keinerlei Aberglauben fördert, ein solches Handbuch menschlichen Blödsinnes passiren lassen kann, während sie die Werke unserer erleuchtetsten Geister feierlichst und ungenirt verflucht und verdammt?"

Als ich aber las, daß dieses Teufelaustreibungs-Reglement ein Abdruck aus dem von der Kirchenbehörde approbirten „Handbuche der Pastoral" von Dr. A. Gaßner sei, daß also der gelehrte fromme Verfasser mit seinen teuflischen Grübeleien nur seine theologische Schuldigkeit gethan — da staunte ich nur noch, wie eine menschliche Regierung des 19. Jahrhunderts auf die Idee gerathen konnte, mit einer solchen Kirche ein Concordat zu schließen, welches die gesammte Reichsvernunft den Herren Teufelaustreibern überlieferte. —

Doch sehen wir die Dummheiten des Herrn Gaßner ein wenig näher an. Da ist einmal zunächst die Rede von den „verschiedenen Arten teuflischer Plagen".

Leute, welche das Malheur haben, vom „Teufel" sekirt zu werden, theilen sich ein in „Maleficiati", „Obsessi" und „Possessi".

Maleficiati (Angezauberte) sind Solche, die der „Teufel" vorerst nur an einzelnen Gliedern malträtirt, oder

ihnen Glasscherben, Federn, Nadeln und dergleichen Kurzwaaren zu genießen gibt.

Obsessi (Umsessene) sind schon fataler dran. Noch ist zwar der Teufel nicht ganz und gar in ihren Leib eingedrungen, aber schon macht er dazu alle Anstrengungen — „einem Feinde gleich, der eine Stadt belagert", wie Herr Gaßner militärisch-technisch bemerkt.

Possessi (Besessene) sind bereits des „Teufels". In ihrem Leibe sitzt der böse Geist schon ganz comfortable und treibt damit nach Belieben seine höllischen Schwänke.

Von diesen „Besessenen" gibt's wieder mehrere Gattungen, was uns aber gleichgiltig sein kann; — uns genügt's vollkommen, wenn ein Kerl überhaupt des „Teufels" ist.

Sichere Merkmale dafür, daß Jemand von einem bösen Geiste geplagt wird, sind u. A., „wenn er vor heimlich geweihten Speisen und Getränken mehr Abscheu hat, als vor anderen" (z. B. „heimlich geweihte" Kartoffelschalen minder gern verspeist, als gar nicht „geweihte" „Backhendl"); — „wenn er Nadeln, Nägel, Glasscherben u. s. w. erbricht" (was er bekanntlich nicht leicht thun kann, wenn er diese Sachen nicht zuvor gegessen); — wenn aus seinem Munde höllischer Gestank oder Schwefel-, Pech-, Kohlen- und Rußgeruch hervorgeht" (durch welchen „höllischen Gestank" meiner Ansicht nach weniger der „Besessene" als der von ihm Angeredete des „Teufels" wird); — „wenn sich in seinem Leibe ganz ungewöhnliche Töne, z. B. wie das Quaken eines Frosches vernehmen lassen" (welch' anmuthiges Tonspiel ungläubige Leute weniger auf Rechnung teuflischer

Gesangübungen als auf Rechnung der Bohnen, Rettige und anderer Gartengewächse setzen). —

Bei Verehlichten weiß der wackere Priester Gaßner Merkmale des „Geplagtseins“ zu nennen, die zwar seine gediegene Fachkenntniß bezeugen, aber aus — Anstandsrücksichten nicht veröffentlicht werden können.

Als „ziemlich sichere Anzeichen“, daß Jemand vom Teufel „umsessen“ oder gar „besessen“ sei, gelten dem vom Blödsinne sowohl um- als besessenen Professor Dr. Gaßner folgende Erscheinungen:

„Wenn Jemand, der bekanntlich zuvor ganz ungelehrt war, auf einmal in spitzfindiger Weise über schwierige und erhabene, philosophische und theologische Gegenstände zu sprechen weiß, und zugleich nicht wohl angenommen werden kann, seine Wissenschaft sei eine von Gott eingegossene.“

(Eine alte Geschichte. Wenn Jemand „spitzfindig“ genug ist, die erhabene Dummheit so mancher Pfafferei zu durchschauen, muß er natürlich des „Teufels“ sein.)

„Wenn ein Solcher, nämlich ehedem ganz Ungelehrter, den lateinisch sprechenden Beichtvater gut versteht.“

(Was eigentlich doch nur passiren kann, wenn Beide immens bekneipt sind.)

„Wenn Jemand nach dem Urtheile der Aerzte am Delirium, Verrücktheit oder gewissen Schmerzen leidet, und derlei Zustände auf den vom Exorcisten im Namen Jesu ergangenen Befehl allsogleich auslassen und auf gleichen Befehl neuerdings eintreten.“

(Hier ist die staunende Mitwelt berechtigt, den Herrn Dr. Gaßner zu fragen, warum er als Meister des Teufelaustreibens nicht sofort im Namen Jesu gegen seine eigene

Verrücktheit einschreitet? Die „Besessenheit“ des Mannes scheint mir aus seinem Buche unzweifelhaft bewiesen; denn wer solchen Unsinn von sich gibt, der muß auch fähig sein, bei passender Gelegenheit Nägel, Bügeleisen, Velocipède und sonstige Eisenartikel zu spucken, oder in seinem Leibe „wie ein Frosch zu quaken“.)

„Ein Anzeichen, daß diabolische Geister (spectra) ein Haus oder eine Oertlichkeit beunruhigen, ist besonders ein dortselbst ohne irgend eine natürliche Ursache entstandenes Getöse, Lärm u. dgl. zur großen Beläſtigung und Beängstigung der Bewohner; denn nach den bewährtesten und auf diesem Gebiete erfahrensten Theologen pflegen gute Geister (spectra bona), z. B. „arme Seelen“, nie so großes Getöse zu verursachen, daß sie die Bewohner eines Hauses in großen Schrecken versetzen oder gar vertreiben, sondern sich vielmehr in demüthiger Weise durch vernehmliche Athemzüge, Seufzen oder wohl auch durch eine klägliche, leise Stimme, jedoch ohne Ungstüm.“

(Es ist das jedenfalls recht hübsch und anständig von den „armen Seelen“, und wer wäre wohl grausam genug, diesen unglücklichen Dingern, die nicht einmal eine Lunge haben, das Bischen Seufzen und Winseln zu mißgönnen? Anders ist es freilich mit den „diabolischen Geistern“. Wenn diese Kerle nach dem Zeugnisse der „bewährtesten Theologen“ in solch' unverschämter Weise die Nachtruhe stören, z. B. durch allerhand Rumpeln auf der Stiege, so frage man am nächsten Morgen energisch nach, wer von den Hausgenossen in vergangener Nacht mit einem diabolischen „Affen“ (Spectrum) zu Hause gekommen, und treibe diesen Geist (Spiritus vini aut cerevisiae) durch einen ungeweihten Häring aus.)

Wir kommen nun zu den Verhaltungsregeln für den „Exorcisten“ (Teufelaustreiber). Von einem solchen heiligen Manne wird viel verlangt, wie wir aus folgenden Proben ersehen können:

„Er sei gesetzt, ernst und gefaßt, und hüte sich, zu lachen, wenn etwa der Dämon Läppisches spricht und thut. Er soll in einem sochen Falle dem bösen Geiste Stillschweigen gebieten.“

(Ich halte das für das Schwierigste im ganzen Geschäfte. Nicht einmal lachen dürfen, wenn so ein „Dämon“ schlechte Witze reißt, wie ein Frosch quakt oder geheimnißvolle Purzelbäume schlägt — das treffe ein Anderer! Ich sehe schon hieraus meine Untauglichkeit zu heiligen Geschäften; denn ich käme aus dem Lachen gar nicht heraus, und das wäre doch der reinste Profit für den — „Dämon“.)

„Er hüte sich vor allem Vorwitz in Ausforschung des Dämons, und schenke ihm, dem Vater der Lüge, keinen Glauben, wenn er auch vorgibt, von Gott zum Sprechen gezwungen zu sein.“

(Auch das ginge über meine Kräfte. Fände ich jemals einen Menschen mit einem „Dämon“ im Leibe, so würde ich mich der Bekanntschaft des Letzteren innigst erfreuen und ihm Alles glauben, was er wollte; — denn dummer als der betreffende Mensch könnte er gewiß nicht sein.)

Selbstverständlich ist das Teufelbeschwörungs-Reglement des Priesters Gaßner gespickt mit Citaten aus den Werken der „gelehrtesten Theologen“, d. h. ebensolcher Dümmlinge oder Humbügler, wie der vom österreichischen Staate für seine „Teufeleien“ gezahlte ordentliche Professor Dr. Gaßner.

Diese lateinischen Eselsohren im Buche des Köhlerglaubens können aber nicht einmal den „Teufel“ überzeugen, daß er überhaupt existire, geschweige denn, daß er im Bauche eines Menschen „wie ein Frosch quake“. Heutigen Tages curirt man das Froschgequake des „Teufels“ durch ein Glas Sodawasser nebst schallendem Gelächter über heilige Gaukler oder Narren.

Als sichere Zeichen dafür, daß der vom „Dämon“ Geplagte für die priesterliche Beschwörerei geeignet (disponirt) sei, führt Herr Gaßner u. A. an:

„Wenn er, auch da er sich ganz allein befindet, den Dämon selbst dann nicht fürchtet, wenn er ihm droht; sondern ihn vielmehr voll Vertrauen auf die göttliche Hilfe verachtet.“

(Ich stelle mir diesen Discurs zwischen einem „geplagten“ Esel und einem quakenden „Dämon“ überaus ergötzlich vor, da der Letztere aus dem Bauche des Ersteren hervor, dieser aber in seinen eigenen Bauch hinein reden muß, während der „austreibende“ Pfaffe andächtigst zuhört.)

„Wenn er den Einflüsterungen des Dämon durchaus keinen Glauben schenkt.“

(Wenn er z. B. auf die schmeichelnde Versicherung des „Dämons“: „Schau, Freunderl, du bist ein Weltgenie“, standhaft erwidert: „Nein, ich bin ein Himmelsschaf.“)

Ueber die Art, wie der Pfaffe dem „Geplagten“ helfen soll, fabelt der Herr Gaßner circa 30 Seiten lang, und es genügt von diesem grenzenlosen Blödsinne folgende Probe, welche von den Vorsichtsmaßregeln nach gelungener Teufelsaustreibung handelt:

„Recht gut ist es, wenn der Exorcist die gewöhnlichen

Gegenstände des Befreiten benedicirt, und wenn der Befreite selbst häufig (durch Besprengung mit Weihwasser, durch das Kreuzzeichen) seine Speisen und Getränke segnet. — Wenigstens recht nützlich ist es, einem solchen Befreiten geweihte Gegenstände zum Anhängen zu geben und (nach dem Beispiele des h. Bernard) einen geschriebenen Exorcismus hie und da zu befestigen; z. B. oberhalb der Hausthüre, der Fenster u. dgl."

(Das ist derselbe simple Schutz- und Trutzmittel-Schwindel, wie er im „Romanusbüchl" und tausend anderen Speculationen auf den blödesten Aberglauben gelehrt wird.)

Vielleicht komme ich später noch einmal auf dieses Stück oberfrommen Blödsinnes zurück; für heute schließe ich mit der Frage: „Wie lange wird man noch das Geld des Volkes für solche Professoren der potenzirten Dummheit hinauswerfen?"

Fromme „Vertuscher".

(Nr. 58. — 1869.)

Die Geschichte der „Gesellschaft Jesu" lehrt uns, wie „fromme" Leute von jeher bemüht waren, sich aus dem dichtesten Gewühle eigener Verbrechen und Lüderlichkeiten hinauszulügen.

Allzuoft ist das den Himmelsmenschen in alter und neuer Zeit auch gelungen, denn es herrscht große Einigkeit und Thätigkeit unter ihnen, wo es gilt, zu — „vertuschen". Wie hat man zu „beweisen" gesucht, daß die bekannte freche Schwätzerei des Bischofs von Regensburg eine höchst harmlose Plauderei gewesen sei; wie hat man dem armen Re-

gierungscommissär zu Schlanders in's Gesicht „bewiesen", daß er sich geirrt habe, als er glaubte, man tractire ihn mit Faustſtößen und wolle ihn todtschlagen; wie hat man den aus dem Wiener Waisenhause durchgegangenen Schulbruder reingewaschen „ad majorem Dei gloriam"!

So beginnt diese gleißende Sippschaft auch jetzt schon mit den nöthigen Vorlügen zur „Vertuschung" jenes schändlichen Verbrechens, welches in dem Carmeliterinnenkloster zu Krakau an einer irrsinnigen Nonne länger als zwanzig Jahre hindurch begangen wurde.

Die Tagesblätter haben die Details dieser Scheußlichkeit bereits berichtet; es ist daher nicht nöthig, daß ich sie wiederhole. Ich habe es hier mit der heiligen „Vertuschungs"-Meute zu thun, welche bereits in „Vaterland", „Volksfreund", „Grazer Volksblatt" u. s. w. ihre Jesuitenkünste spielen läßt. Da leitet z. B. ein Krakauer Correspondent des „Vaterland" alle künftigen Verlogenheiten durch folgende Notiz vom 22. d. M. ein:

„Soeben erfahre ich von einer angeblichen Scandalgeschichte im hiesigen Carmelitenkloster. Soweit ich die Sache bisher durchschauen kann, handelt es sich um eine wahnsinnige Person, welche von den Nonnen aus humanitären Gründen in einer abgeschlossenen Zelle beherbergt und seit Jahren genährt und gepflegt wurde. Die liberalen Blätter werden nicht verfehlen, diese Angelegenheit in tendenziöser Weise zu entstellen. Hoffentlich bin ich bald in der Lage, authentische Daten zu liefern."

Ich muß gestehen, soweit ich diesen Correspondenten durchschauen kann, halte ich ihn für den verlogensten Gesellen, den man jemals mit Salböl gerieben. Wäre nicht das Gericht (leider mit übertriebener Rücksicht) in die heilige Verbrecherhöhle gedrungen, und hätte es nicht die Einzel-

heiten jenes Verbrechens erhoben, so könnten wir's in den „frommen" Blättern wohl noch lesen, daß jene weiblichen Bestien in der Kutte ihre unglückliche Mitschwester zwanzig Jahre lang aus „humanitären Gründen" auf den Händen getragen und mit Liebkosungen gespickt hätten. So aber wenden wir uns mit innigster Verachtung von jener Bande ab, welche ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit, Wahrheit und Menschlichkeit die ärgsten Niederträchtigkeiten „vertuscht" und hierdurch das Verbrechen fördert, um die „Standesehre" zu retten. Für solches Gelichter hat der „hochgelehrte" und „fromme" Jesuite P. Sanchez sein Werk über „Moral" geschrieben, worin es u. A. vom Lügen heißt: „Ja, es ist dies von großem Nutzen, um Vieles verdecken zu können, was verdeckt werden muß, aber ohne Lügen nicht verdeckt werden könnte — wenn nicht diese Art und Weise gestattet wäre." (Sanchez, Opus mor. Lib. I. Cap. 9 n. 13 pag. 28.)

Was haben solche heilige Schurken nicht Alles gelogen, falsch geschworen und gemordet, um zu „verdecken"! Und die Geschichte des Tages zeigt uns, daß die schandvolle „Morallehre" der Jesuiten noch heute eifrige Schüler genug hat. — —

Daß das Volk von Krakau jenes durch Verbrechen besudelte Nonnenkloster zu stürmen versuchte, war allerdings nicht gesetzlich; aber es ist begreiflich, und für unsere Staatsmänner mögen solche Vorgänge eine Mahnung sein, daß sie sich heute getrost entschließen können, was der erleuchtete Kaiser Joseph II. schon vor fast einem Jahrhunderte als unerläßlich erkannte für das leibliche und sittliche Wohl des

Volkes; — ich meine die Aufhebung der ganzen Möncherei und Nonnerei.

Jedenfalls aber müssen in einem Rechtsstaate alle jene unbilligen und unbegründeten Pietätsduseleien fallen, welche bis nun fast allen amtlichen Proceduren gegen geistliche Individuen und Anstalten einen Anstrich gaben, der das gesunde Gefühl des Volkes verletzte.

Der Capuziner

bringt in der Sonntagsnummer des bischöflichen „Volksblattes“ ein „Eingesendet“ über die historischen Studien der „Freiheit“. Er nennt natürlich den Namen „Freiheit“ nicht, sondern spricht nur von „einem hiesigen Blatte, welches“ u. s. w. Er liefert natürlich auch nicht den geringsten Gegenbeweis, sondern begnügt sich mit Phrasen wie die folgende:

„Wer von seinen Lesern erwartet, daß sie ähnliches Zeug, wie letzthin von den „Seufzern des hl. Josef, vom Athem Christi“, u. s. w. gesagt wurde, auch noch glauben, der macht ihnen wirklich durch diese Voraussetzung nur das Compliment, complete Dummköpfe zu sein.“

„Aehnliches Zeug“ und noch tausendmal dummeres, mein guter Capuziner, hat das Volk Deinen geschorenen Vorgängern jahrhundertelang geglaubt, und wäre mir's nicht um eine Pause im Verkehre mit der k. k. Staatsanwaltschaft zu thun, so würde ich Dir noch heute mit den schlagendsten Beweisen aufwarten, daß die ganze Existenz Deiner Partei nur auf die Voraussetzung gebaut ist, die Majorität des Volkes bestehe aus — „completen Dummköpfen“.

„Das Vaterland“,

Hauptorgan bespornter Pfaffen und geschorener Ritter, sucht die bekannte Krakauer Nonnen-Schnurkerei in folgender Weise niederzulügen:

„Man findet in einer Zelle ein verwahrlostes Weib. Die überspannten Vorstellungen thun das ihrige. Inwieweit die Commission in ihrem Protokoll der nüchternen Erwägung Rechnung getragen hat, wird sich bald zeigen. Der Pöbel aber, für den die fama volat, sieht nur das Opfer eines scheußlichen Verbrechens, **wo vielleicht eine Wohlthat** (!!) und höchstens der Fehler des Verschweigens seitens der Vorsteherin des Klosters begangen wurde.“ —

Hier ist jeder Buchstabe — Jesuit. In dieser Weise haben die „ehrwürdigen Väter“ der Loyolitenbande von jeher die Verbrechen ihrer Zunft in „höchstverdienstliche“ Handlungen umzulügen versucht, und es war eine lange, lange Zeit, in welcher die österreichische Regierung solche heilige Niederträchtigkeit mit der langen Hand ihrer Polizei deckte. So wird jetzt über ein zur Concordatszeit in Galizien an einem Mönche verübtes und mit Hilfe der damaligen Regierung „vertuschtes“ Verbrechen berichtet, und ähnliche Berichte tauchen in solcher Menge auf, daß — wenn nur die Hälfte davon wahr ist — man alle Ursache hätte, der ganzen klösterlichen Himmelslümmelei ein rasches Ende zu machen. Weg mit diesem alten Gerümpel, welches im günstigsten Falle für die Menschheit unnütz — im ungünstigen Falle aber geradezu verpestend ist.

(Nr. 59. — 1869.)

An einen Capuziner in Leibnitz.

(Nr. 60. — 1869.)

Ich weiß nicht, ob Sie die Geschichte des Capuziner-Ordens genau genug kennen, um zu wissen, daß diese braunen Himmelsbrüder einst wegen ihrer Dummheit und Unflätherei vor allen anderen Orden berüchtigt waren — was gewiß viel sagen will. Mögen Sie nun die Vergangenheit Ihres Ordens kennen oder nicht, jedenfalls leisten Sie in der Unflätherei genau so viel, als Ihre P. P. Vorgänger schmierigsten Kalibers. Sie haben sich zur heurigen Osterzeit im Beichtstuhle benommen, wie ein — Schwein; Sie haben an eine ehrbare Bürgersfrau, Mutter von zwölf Kindern, Fragen gestellt, welche an Unverschämtheit und Unsittlichkeit Alles übertroffen, was ich von diesem Genre der „Seelsorge" jemals gehört habe. Vor Gericht — wenn Sie's wünschen — will ich Ihnen Ihre Bestialitäten aufzählen, hier kann ich sie aus Achtung vor den Lesern nicht einmal andeuten.

Sie mußten sich's damals gefallen lassen, daß die empörte Frau mit dem Ausrufe: „Sie Schwein!" den Beichtstuhl und die Kirche verließ; und ich kann Ihnen die Versicherung geben, wäre ich der Gatte dieser Frau und bei dieser Schandscene zugegen gewesen, ich hätte Ihnen trotz der angeblichen „Heiligkeit" Ihres Beichtkäfigs ein Merkmal hinter die Glatze versetzt, daß Sie diesen Moment Ihrer apostolischen Wirksamkeit nach Jahr und Tag nicht vergessen hätten.

Ich halte überhaupt die Ohrenbeichte für unsittlich; weil sie dem Priester gestattet, an Mädchen und Frauen

Fragen zu stellen, welche sich mit der guten Sitte nimmer vertragen, weil sie der Menschenwürde in's Gesicht schlägt und erwiesenermaßen in zahllosen Fällen zu priesterlicher Unzucht, Erbschleicherei und sonstigen Niederträchtigkeiten mißbraucht wurde. Mich wundert's höchlichst, daß der Staat, dem ja doch die nachtheiligen Wirkungen der Ohrenbeichte genugsam bekannt sein müssen, diese Kircheneinrichtung im Interesse der allgemeinen Sittlichkeit nicht einfach abschafft. Doch, solange sich der Staat zu solcher Anschauung nicht emporschwingen kann, soll wenigstens das Publicum ohne Pietätsduselei, ohne die mindeste Rücksicht die Vorgänge im Beichtstuhle controliren, und besonders sollen die Männer in vernünftiger, aufklärender Weise auf ihre Frauen und Töchter zu wirken suchen. Dann wird frechen Gesellen, wie Sie, Herr Bauchstrickritter von Leibnitz, bald das unsaubere Handwerk gelegt sein.

Aus der heiligen, römischen Schreibstube.

(Nr. 62. — 1869.)

In Klagenfurt erscheint unter dem schlichten Titel „Kärntner-Blatt" ein kleines Mitglied jener großen schwarzen Garde, welche sich für immer gegen den Menschenverstand verschworen. Schwebte mir nicht — allerdings in stark durchbrochenen Zügen — das priesterliche „Gelübde der Keuschheit" vor Augen, so müßte ich glauben, jenes Kärntner Druckding sei ein ganz natürliches Kind unseres Grazer Capuziners; so aber will ich annehmen, es sei von kärntnerisch-priesterlichem Original-Blödsinne unbefleckt empfangen und auch geboren worden.

Anläßlich der am 25. Juli hier stattgefundenen Volksversammlung ließ sich das „Kärntner-Blatt“ von einem Grazer Himmelsbruder schreiben:

„Für Volksbelustigung sorgt dermal ein eigenes Vergnügungs-Comité aus Demokraten und freireligiösen Reform- (Juden) Vereinsmitgliedern, die eine Volksversammlung veranstalten, um eine Freidenker-Liga zu gründen. Ach! welches Glück für diese Herren, daß das Volk nicht frei denkt, sondern gewohnt ist, sich vordenken zu lassen, sonst wären diese verkörperten Satyren auf Demokratie und Freiheit des Gedankens die ersten Opfer der Volksbeschlüsse.“

Ich möchte diesen traurigen Correspondenten des lächerlichsten Blattes doch gefragt haben, wer eigentlich Schuld daran ist, wenn das Volk „nicht frei denkt“, wir Ketzer und Demokraten, die wir erst seit einigen Monaten existenzberechtigt sind, oder Ihr, Schafhirten und Schafscheerer, die Ihr seit fast zwei Jahrtausenden das Privilegium hattet, dem Volke „vorzudenken“. Ich sage: welches Unglück, daß das Volk noch nicht überall frei denkt, sonst wäret Ihr geschorenen Satyren auf Wahrheit und Heiligkeit schon längst — nicht etwa nach Kirchenmanier verbrannt oder gerädert — sondern simpliciter auf ehrliche Arbeit angewiesen, um Angesichts Euerer Werkstätten des Aberglaubens nicht verhungern zu müssen.

In einer späteren Nummer des „Kärntner-Blattes“ liefert derselbe Grazer Gottesmann, den jene Volksversammlung gar nicht zur Ruhe kommen läßt, folgende Verbissenheit:

„In der That hätten die Leute, welche eine Straßenhetze dem Gottesdienste vorzogen, gleichviel, welcher Confession sie angehören, keinen der Sache würdigeren Ablegaten wählen können, als den vormaligen Chef neapolitanischer Briganten, die man, ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, im Deutschen einfach „Räuber“ zu nennen pflegt.“

Das wäre ein Trumpf, läge nicht die Kleinigkeit im Wege, daß jene „Briganten" (die man im Deutschen einfach „Räuber" zu nennen pflegt) unter dem besonderen Segen der römisch-katholischen Kirche und eifrigst unterstützt durch die Regierung des Papstes Pius IX. für die Sache des erzkatholischen Königs Franz II. von Neapel und gegen den weidlich „excommunicirten" und „verfluchten" König Victor Emanuel kämpften. Wenn daher der würdige Correspondent den damaligen „Briganten"-Helfershelfer Papst Pius IX. ebenfalls als das anerkennt, „was man im Deutschen einfach „Räuber" nennt", so lasse ich seine fromme Meinung gelten.

Uebrigens sollte der Mann manierlicher von einer Versammlung reden, bei welcher mehr Männer zugegen waren, als um dieselbe Stunde in sämmtlichen Grazer Kirchen — Weiber und Kinder.

Schlag auf Schlag

folgen einander die Kundgebungen des österreichischen Volkes gegen die Römerei, und, wahrhaftig, diese Kundgebungen haben eine gewichtigere Bedeutung als alle die Heuwagenladungen frommer Adreß-Unterschriften, die man den Weibern von der Kanzel und den Kindlein vom Katheder abgeschwatzt hat. Die Gegner Rom's — nenne man sie immerhin auch „Feinde der Kirche" — schleichen, wühlen und hetzen nicht im Verborgenen — nein, sie treten frei und offen hervor an das helle Licht des Tages, kündigen frei und offen an: „Das und das werden wir heute vor aller Welt im

Namen des Volkes sprechen und fordern. Mögen unsere Gegner kommen und uns öffentlich bekämpfen; — das versammelte Volk wird über uns Beide urtheilen." Aber die Gegner wollen nicht an das Licht des Tages kommen; sie, welche so gerne in die Welt hinauslügen: „Das Volk ist mit uns!", sie scheuen die Versammlungen des Volkes, weil sie recht wohl wissen, daß das Volk schon längst nicht mehr mit ihnen ist.

Wo bliebet Ihr seither, Ihr „Streiter Gottes", deren Vorgänger einst die ganze Welt mit ihrem Glaubensgeschrei erfüllt und von jedem Eckteine die Herrlichkeit Roms gepredigt haben? Wo bliebet Ihr, als das Volk von Graz in einer Reihe öffentlicher Versammlungen schier alle Stränge zerriß, die es bis dahin noch an Eueren wälschen Popanz gefesselt hielten? Ihr hattet ja dasselbe Recht, wie wir, hervorzutreten und Euere Stimmen zu erheben für Euere „heilige Sache". Ihr hattet doch wahrlich nichts für Euere mehr oder minder heiligen Leiber zu fürchten; denn wir bekämpfen, wir vernichten Euch ja nur mit den Waffen des Geistes. Oder, wollt Ihr an den von „Ketzern" einberufenen Volksversammlungen nicht theilnehmen, weil Ihr fürchtet, der „Teufel" könne da sein Spiel treiben — nun, so beruft selbst Versammlungen ein, setzt auf die Tagesordnung Eueren Papst, Euer Concordat, Euere Jesuiten, Capuziner und Carmeliterinnen; wir werden zuverlässig auch zu diesen Versammlungen kommen und ohne allen Groll bemüht sein, Euere Anträge — umzuwerfen.

Als am 11. d. M. eine von Mitgliedern des Arbeitervereines „Vorwärts," des „Neuen religiösen Reformvereines" und sonstigen Ketzern einberufene, überaus zahlreiche Volks-

versammlung tagte, hattet Ihr die schönste Gelegenheit, in freier, offener Rede für Euere Sache einzutreten. Auf der Tagesordnung stand eine Resolution bezüglich der Aufhebung sämmtlicher Klöster und der Ausweisung des Jesuitenordens. — Herr Bischof von Graz, warum haben Sie Ihre Himmelsherolde nicht dorthin gesandt, um das Volk, das nach Tausenden herangeströmte Volk von der Verwerfung jener mächtigen Stützen des Glaubens abzuhalten? Warum ließen Sie nicht alle die eifrigen Kampfhähne los, die doch von ihren Kanzeln herab so oft unsere neuen Gesetze in den Abgrund der Hölle hinunter und die Jesuitenweisheit Roms in den siebenten Himmel hinauf krähten?

Ich kann mir denken, warum Sie's nicht thaten, Herr Bischof; — einfach darum, weil es nichts genützt hätte. Ihr ganzes Domcapitel hätte jene Volksversammlung nicht von der Annahne folgender deutlichen Resolution abgehalten:

„Schon vor Jahrhunderten erkannte das deutsche Volk in den Mönchs- und Nonnenklöstern Pflanzstätten des Aberglaubens, der Faulheit und der Unzucht. Vor nahezu einem Jahrhundert verfügte der menschenfreundliche und erleuchtete Kaiser Joseph II. die Aufhebung fast aller Klöster, nachdem die Ausweisung der Jesuiten schon früher erfolgt war. Heute aber, in dem Jahrhundert der Freiheit und Aufklärung, sehen wir noch immer die Brutstätten des Aberglaubens auf den Bergen und in den Thälern unseres schönen Landes, müssen wir noch immer zusehen, wie die sogenannte „Gesellschaft Jesu" Verdummung und Entsittlichung unter das Volk säet. Aber doch ist es nimmer das Volk, welches diese verderblichen Erbstücke einer alten, traurigen Zeit ferner erhalten wissen will, und so erklärt denn auch die heutige Volksversammlung: daß sie von einer wahrhaftig liberalen, volksthümlichen Regierung

erwarten müsse, dieselbe werde die Aufhebung sämmtlicher Klöster, sowie die definitive Ausweisung des Jesuitenordens ehebaldigst vollziehen!"

Herr Bischof, wo das Volk solche Resolutionen mit stürmischem Jubel begrüßt, da werden selbst die neuesten, verwegensten „Dogmen" nichts mehr nützen.

(Nr. 63. — 1869.)

Frommer Erzblödsinn.

(Nr. 64. — 1869.)

Ein Freund bringt mir soeben die Copie eines frommen Placates, welches am hiesigen „Calvarienberge" angeschlagen ist und mich mit unsäglicher Heiterkeit erfüllt. Dieses officielle Glaubensdocument verkündet, daß Papst Pius IX. allen Gläubigen, welche nach Empfang der „h. Sacramente der Buße und des Altars" die Calvarienkirche besuchen und dort um Ausrottung der Ketzer, um Ausbreitung der katholischen Kirche und um Frieden und Einigkeit unter den christlichen Fürsten beten, einen „vollkommenen Ablaß" zugestanden habe.

Dieser nette Ablaß kann von Jedem einmal in der Zeit vom ersten Fastensonntage bis zum ersten Sonntage im October gewonnen und „fürbittweise" auch auf die „armen Seelen" übertragen werden.

Bei Kranken ist der Beichtvater ermächtigt, den Besuch der Kirche in ein anderes „gutes Werk" umzuwandeln.

Alles das zu Ehren des 200jährigen Bestehens der Calvarienkirche.

Mich erfreut dieser Wisch umsomehr, als man mir

erst kürzlich um des „Ablasses“ willen die „Freiheit“ confiscirte. Wie konnte ich mich aber auch mißbilligend über eine römische Kirchen-Einrichtung äußern, die doch jedem Gliede des österreichischen „Rechtsstaates“ zu Gute kommt, welches nach Empfang unterschiedlicher „Sacramente“ den „lieben Gott“ um gefällige „Ausrottung der Ketzer“ bittet?! Bedachte ich denn nicht, daß unsere in „Frohnleichnamsprocessionen“ um die wohlerhaltenen Reste des Concordats herumspazierende Regierung sorgfältig darüber wachen müsse, daß die gute Mutter Kirche nicht gekränkt und behelligt werde, während sie auf „Ausrottung der Ketzer“ sinnt?!

Ich muß damals gar nicht gewußt haben, zu welch' humanen, echt christlichen Zwecken dieser römische Ablaß noch heutzutage unter dem „milden Greise“ Pius IX. herhalten muß.

„Vollkommenen-Ablaß“ Jedem, der um „Ausrottung der Ketzer“ betet, — bravo, „milder Greis“; das ist noch immer derselbe Geist, der einst alle Welt zu Mord und Todtschlag trieb — um des „wahren“ Glaubens, um der „Verbreitung der katholischen Religion“ willen! Doch fürchte nicht, daß die Behörde Deine Ablaßzettel confiscire — es wäre das auch überflüssig; denn die „Ketzer“, welche Du „ausgerottet“ wissen möchtest, lachen Deines frommen Wunsches und lachen auch des „vollkommenen“ Trinkgeldes, das Du auf die Unterstützung dieses Wunsches gesetzt hast. Wir „Ketzer“ rufen Dir und Deinem ganzen himmlischen und irdischen Krame gegenüber nichts Anderes an, als den Menschengeist, und der wird die allmächtige Behörde sein, welche Deine Ablaßzettel, Deinen Ablaß selbst, Dich selbst und Alles, was drum und dran ist, confisciren wird auf ewige Zeiten.

Nun noch ein Wort mit Ihnen, Herr Bischof von Graz. Sie werden doch gewiß einsehen, daß es mindestens unanständig ist, heutigen Tages noch irgend Jemanden um „Ausrottung" anderer Leute beten zu lassen — von dem Erfolge solcher Narretheien gar nicht zu reden. Sie werden mir's daher auch gewiß nicht verargen, wenn ich Sie schönstens bitte, jenen veralteten Glaubenswisch vom Calvarienberge entfernen zu lassen und dem Himmelswitzbold, der ihn anschlagen ließ, gehörig die Glatze zu reiben. Sie werden den Mann leicht erforschen können.

Denjenigen Schäflein aber, welche bereits um „Ausrottung der Ketzer" gebetet haben sollten, und dieses Gebet auch ferner nicht lassen können, ertheile ich hiermit vollkommenen und ewigen Nachlaß aller Pflichten gegen den gesunden Menschenverstand, den sie — ohnehin nicht kennen.

Die heilige, römische Inquisition.

Historische Illustrationen zum Capitel „Nächstenliebe".

(Nr. 59—69. — 1869.)

Wie elend es mit der Nächstenliebe oft gerade bei Denen bestellt ist, welche das Wort am häufigsten und salbungsvollsten im Munde führen, lehren uns zahllose Beispiele geistlicher Grausamkeit von der ersten Zeit des christlichen Pfaffenthums bis zum Tage, an welchem die niederträchtige „Heiligkeit" des Krakauer Carmeliterinnen-Klosters entlarvt wurde.

Kein Beispiel aber ist so recht geeignet, dem Volke die Augen zu öffnen über das, was die römische Priester-

herrschaft an der Menschheit verbrochen, als die Geschichte der Inquisition, dieser scheußlichsten „Einrichtung der katholischen Kirche“.

Das Gesetz verbietet die „Verspottung u. s. w. von Einrichtungen einer anerkannten Religionsgenossenschaft“; aber diese Einrichtung der römisch-päpstlichen Kirche wird (außer in Rom) kein Gericht der Welt in Schutz nehmen können gegen die Verachtung, den Haß und den Fluch jedes Menschen von Ehre. Und doch war und ist noch heute die Inquisition eine ebenso „geheiligte“, „ehrwürdige“ und „unfehlbare“ Einrichtung der römischen Kirche, als etwa der „Ablaß“. Kann man da nicht fragen: „Wie steht es mit der „Moral“ des Ganzen, wenn ein Theil so furchtbar unmoralisch ist?“ Fragen kann man das allerdings und man kann's auch beantworten, wenn man — eingesperrt werden will.

Die Inquisition hat mit dem „Ablasse“, der „Ohrenbeichte“, dem „Cölibate“ und so vielen anderen Einrichtungen der katholischen Kirche den Ursprung gemein in dem päpstlichen Willen.

Papst Innocenz III. (1198—1215), der Erfinder der „Ohrenbeichte“ und der „Transsubstantiation“, war auch der Schöpfer der Inquisition. In diesem ebenso lüderlichen als fanatischen Pfaffen lebte ein unversöhnlicher Mordgeist, und er war der Erste, welcher die Dominicaner in die Welt hinaussandte, um die Fürsten und Völker zum Ketzermorde aufzumuntern.

Innocenz wollte die gesammte Ketzerei auf einmal ausrotten, auf daß der „wahre Glaube“ in der ganzen Welt triumphire. Er decredirte: „Auf einen Schlag solle man sich sämmtlicher Ketzer bemächtigen und ihre Güter confis-

ciren. Selbst die Kinder eines Ketzers seien ihrer Habe zu berauben, und jedes Haus, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden, müsse niedergerissen werden. Niemand dürfe sich aus falschem Mitleid der Ketzerverfolgung entziehen, sonst gelte er als Mitschuldiger; kein Eid, den man einem Ketzer geschworen, habe Giltigkeit; denn Ketzern gegenüber brauche man weder Treu noch Glauben zu halten, sondern müsse sie auf alle Weise zu vernichten trachten."

Die nächste Folge dieser schandvollen Hetzerei war ein Vertilgungskrieg gegen die Albigenser in Südfrankreich, welche sich an die reine Lehre Jesu hielten und von der römischen Pfafferei nichts wissen wollten. Der mächtige Graf Raymond IV. von Toulouse war vernünftig und ehrenhaft genug, seine Unterthanen gegen die Wuth des Papstes zu schützen und dem Banne zu trotzen. Da ließ Innocenz durch seine Legaten in der ganzen Christenheit ausschreien: „Alle Welt solle die Waffen ergreifen gegen die Verfluchten, die nicht mehr werth seien als die Türken und noch weit gefährlicher." Darin lag Sinn; die erwachende Menschenvernunft war allerdings ein gefährlich Ding für die auf Betrug, Dummheit und Gewaltthat gegründete Herrschaft des Großpfaffen, und traurig ist's, daß sich Fürsten fanden, die so schuftig, und Völker, die so blödsinnig waren, dem Henkerrufe des Papstes zu folgen.

Aus diesem entsetzlichen „Glaubenskriege" will ich nur einen Moment schildern, und dann mögen mir der Herr Bischof von Graz und seine Schriftgelehrten die Frage beantworten: „Was war jene ganze in Rom fabricirte „Religion" sammt der ganzen geschorenen Lehrerschaft werth, da sie solch' unerhörte Bestialitäten nicht nur duldete, sondern sogar zur „Christenpflicht" machte?"

Ein Vasall des Grafen Raymond, der Vicomte Raymond Roger vertheidigte die Stadt Beziers heldenmüthig gegen das von dem päpstlichen Legaten Milo und dem Abte Arnaud herangeführte Kreuzheer. In der Stadt waren 70.000 Menschen — Männer, Weiber und Kinder, Ketzer und Gläubige — zusammengedrängt, und als sie am 22. Juli 1209 erstürmt wurde, fragten die Kreuzritter die obengenannten Pfaffen: wie man es mit den waffenlosen Bewohnern halten solle, unter denen sich so viele Katholiken befänden?

„Schlagt Alles todt! schlagt Alles todt! Der Herr kennt schon die Seinen," war die Antwort dieser beiden vom Geruche der „Heiligkeit" angepesteten Schurken, und nun begann eine Schlächterei, wie sie scheußlicher in der Geschichte nicht zu finden. Mehr als 60.000 Menschen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, wurden gemordet, und allein in der Magdalenenkirche verbrannte man gegen 7000, wovon die Meisten — Katholiken, also „Glaubensbrüder" der Mordbrenner waren! Und während das Blut stromweise durch alle Straßen rann, während die Luft widerhallte von dem Jammergeschrei der Opfer, sammelte sich auf dem Marktplatze die Pfaffenschaft des Kreuzheeres und sang eine Hymne zum „Lobe Gottes"!

Der Fall von Beziers vollendete den Triumph der römischen Sache des Betruges, des Blödsinnes und der Brutalität. — Schon im folgenden Jahre kam der Graf Raymond IV. von Toulouse abermals in den „Bann", weil er dem päpstlichen Legaten nicht den Beweis liefern konnte, daß er **alle** Ketzer aus Toulouse vertrieben oder getödtet habe, und nochmals rückte ein Heer von Mordbrennern in die unglückliche Grafschaft ein, eroberte die Stadt Toulouse und mordete viele Tausende von Ketzern.

Die das Heer begleitenden Pfaffen haben damals, wie immer bei solcher Gelegenheit, fabelhaft gestohlen. Die meisten Ketzergüter wurden als Eigenthum der Kirche erklärt, und so hatte Rom, diese schmutzige Quelle all' jenes namenlosen Jammers, aus dem Blute von 300.000 Menschen noch einen glänzenden Profit gemacht.

Bedenkt man nun, daß der größte Theil der Kirchengüter überhaupt durch solch' schmachvollen Raub oder durch die nicht minder schmählichen Betrügereien und Erbschleichereien der Jesuiten „erworben" wurde, so muß man in der That die ebenso hartnäckige als grundlose „Pietät" der Regierungen bewundern, welche sich bis heute noch nicht entschließen konnte, dem Rufe des steuergeplagten Volkes nach Einziehung dieses Kirchenmammons Folge zu leisten. —

Mit der Metzelei in Toulouse war das Ketzerthum in Südfrankreich vorläufig vernichtet, und um die Wiederkehr einer solchen Gefahr für den „heiligen", „allein seligmachenden" Glauben möglichst zu verhindern, machte nun Papst Innocenz III. die bisher als eine Art irregulärer, fliegender Mordbrennerbande wirkende Inquisition zu einer wohlsystemisirten, permanenten Behörde.

Als Ketzerrichter standen in erster Linie die Dominicaner, welche sich durch ihren grausamen Fanatismus, ihre Herrsch- und Habgier ein ewiges Schandmal in der Menschengeschichte errichteten. Sogleich nach dem Falle von Toulouse eröffneten sie daselst ein Inquisitons-Tribunal, welches in kürzester Zeit ganz Südfrankreich mit Schauder und Entsetzen erfüllte. In alle Häuser drangen ihre Spione, um nach Schriften und Worten zu fahnden, welche dem „Glauben" gefährlich werden könnten; denn nach dem Willen

des Papstes sollte selbst „jeder Gedanke erstickt werden, der sich gegen die Kirche und den römischen Stuhl regte". Eine Versäumniß im Kirchenbesuche, ein unterlassener Gruß vor irgendwelchem steinernen oder hölzernen „Heiligen", die geringste mißbilligende oder mitleidige Miene bei Verbrennung eines Ketzers — kurz, das kleinste Anzeichen, daß man am päpstlichbefohlenen Glauben und der Inquisition keine rechte Freude habe, genügte, um den Verdacht der Ketzerei zu erregen, — und wehe Dem, der diesen schwarzen Bluthunden einmal verdächtig erschien! Er kam in's Gefängniß, wurde selbstverständlich durch die Folter „befragt" und konnte froh sein, wenn er nicht zum Feuertode, sondern nur zu Kerkerstrafe, Vermögensverlust und lebenslänglicher Entehrung verurtheilt wurde. Es galt als Grundsatz, „Jeden, der einmal vor das Inquisitionsgericht gefordert war, so lange zu foltern, bis er Irgendwas gestand, und lieber hundert Unschuldige zu opfern, als einen Schuldigen entkommen zu lassen". Nach der frommen Meinung der geschorenen Scheusale hatte das Foltern und Morden der Unschuldigen gar nichts zu bedeuten, denn es wurden ja „nur" die Leiber gemartert und getödtet, und die „unsterblichen" Seelen der Unschuldigen kamen dadurch nur um so schneller und gewisser in's — Paradies.

Schade, daß es dem Volke nicht einfiel, diesen Pfaffentrost auf die Tröster selbst anzuwenden und sie allerorts an den nächstbesten Bäumen in die heuchlerisch ersehnte „Ewigkeit" hinüberzuhängen.

Ich denke mir, wäre Jesus in der Blüthezeit der Inquisition aus dem Grabe auferstanden und hätte all' das Chaos von Dummheit, Unsittlichkeit und Grausamkeit gesehen,

er hätte sich's wohl gewaltig überlegt, in eine Kirche einzutreten, welche solche Nichtswürdigkeiten in seinem Namen lehrte und vollbrachte. Er hätte, wie einst zu Jerusalem, gegen die Betrüger und Mörder des Volkes geeifert und — die heilige römische Inquisition hätte sich seiner sicherlich schon am ersten Tage bemächtigt, hätte ihn hundertmal grausamer gefoltert, als dies einst die römischen Kriegsknechte gethan, und zum Schlusse hätte sie ihn zu seiner eigenen „höheren Ehre" feierlichst — verbrannt. Selbst heute noch könnte ihm ein öffentliches Auftreten in Rom gar übel gerathen. Um das so recht zu begreifen, vergleiche man nur seine liebe- und freiheitathmenden Lehren mit denen unserer Römlinge. —

Wie die Inquisition gleich zu Anfang in Südfrankreich wüthete, beweist die Thatsache, daß 1236 der Ketzer-Oberrichter und Dominicaner-Pater Robert im Zeitraume von zwei Monaten mehr als 500 Männer und Frauen wegen Ketzerei **lebendig begraben** ließ — von den sonst Getödteten, Gefolterter und Beraubten gar nicht zu reden.

Alle gesellschaftliche Ordnung löste sich unter dieser Pfaffenherrschaft auf, Mißtrauen und Verrath nisteten sich in den Familien ein, denn von Kanzel und Beichtstuhl wurden die Gläubigen zum Ausforschen und Angeben der geringsten Ketzerei verhalten — und was galt damals nicht Alles für „Ketzerei"!

Diese Kirche, welche sich mit eiserner Dreistigkeit für die Vermittlerin der göttlichen „Liebe" und „Barmherzigkeit" ausgab, welche das „Seligmachen" für ihr ausschließliches Privilegium erklärte, diese aus den Gebeinen ganzer Völker erbaute „Heilanstalt" verfolgte die Menschen noch über das

Grab hinaus, ließ die Leiber längstverstorbener „Ketzer" aus der Erde reißen, auf den Schindanger oder in's Feuer werfen, ließ ihre Häuser zerstören, ihr Vermögen einziehen und ihre Kinder und Kindeskinder als Ewigentehrte aus der menschlichen Gesellschaft stoßen!

Wahrlich, es ist, als habe sich seit Entstehung des Menschengeschlechtes ein Meer von Haß und Bestialität angesammelt und sei nun auf einmal losgebrochen zu einer Zeit und unter einer Priesterlehre, von welcher man fabelte, sie sei zur „Erlösung" der Menschen bestimmt! Der Schatten des Todes und der kalte Hauch des Entsetzens zogen vor dieser christlichen Pharisäerbande her, welche sich tausendmal mehr an Jesus versündigte, als dies einst die jüdischen Pharisäer gethan; denn diese haben nur seinen Leib getödtet, jene aber haben seinen Geist lebendig begraben unter Bergen von Blödsinn, Heuchelei und Schurkenstreichen, so daß wir heute noch danach graben und suchen müssen.

Nach der großen Ketzervertilgung in Südfrankreich waren es merkwürdigerweise Mönche, welche der Inquisition vollauf zu thun gaben. Die Franciscaner spalteten sich unter dem Papste Clemens V. (1305—1316) in zwei Theile, wovon der eine sich Fratres de spiritualitate (Brüder vom Geiste) nannte und gegen den irdischen Besitz der Pfaffenschaft eiferte, während der andere sein „Gelübde der Armuth" lieber bei vollem Wanste und voller Casse halten wollte. Den lüderlichen Großpfaffen in Rom ward das Armuth-Predigen der „Brüder vom Geiste" bald höchst unbequem, und so erließ denn schon 1323 der Papst Johann XXII. eine Bulle, worin er die Behauptung: „Jesus und die Apostel hätten keine irdischen Güter besef-

sen", für eine große Ketzerei erklärte. Dabei verschanzte sich der Spitzbube hinter dem Beweise, „daß ja die Apostel niemals das Gelübde der Armuth geleistet hätten und daher dieses Gelübde keinerlei Werth besitzen könne".

Solche Schwindeleien machten aber die „Brüder vom Geiste" nicht irre und sie zogen so heftig gegen die priesterliche Habsucht und sogar gegen die weltliche Papstherrschaft los, daß ihnen endlich der Papst die Inquisition auf den Hals schickte und sie nach vielen Hunderten lebendig verbrennen ließ.

Ebenso verfuhr die Inquisition mit den Secten der „Fraticellen", „Begarden", „Lollarden" u. s. w., lauter armen, harmlosen Leutchen, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie den römischen Götzendienst nicht mitmachen wollten.

Die nächste große „Arbeit" fand die römische Mordbande in England. Dort hatte unter den freidenkenden Königen Eduard III. und Richard II. die antipäpstliche Lehre Wiklef's allmälig so viele Anhänger gefunden, daß man in Rom für den „wahren Glauben" zu zittern begann und natürlich zu allen möglichen Schurkenmitteln griff, um diese Perle zu retten. Bannflüche, Interdicte und dergleichen Lächerlichkeiten hatten nichts genützt, so mußten denn Krieg und Königsmord helfen. Der schuftige Erzbischof Thomas Arundel erhob im Vereine mit dem Herzoge Heinrich von Lancaster im Jahre 1399 die Fahne der Empörung, und König Richard II. wurde, als er vertrauensvoll eine Zusammenkunft mit den Empörern einging, verrätherischerweise gefangen genommen und nach mehrmonatlicher Kerkerhaft dem Hungertode preisgegeben.

Nun begann die Ausrottung der Wiklefiten nach dem Muster der großen Ketzerschlächterei in Südfrankreich.

Als „Ketzer" sollte nach den aus jener scheußlichen Zeit verbliebenen Documenten Jeder angesehen werden, „der nicht vor den Heiligenbildern niedersinkt oder sie nicht küßt; der kein Zeichen der Verehrung gibt, wenn eine Procession vorüberzieht; der nicht vor dem Kreuze niederkniet; der die Bibel in englischer Sprache besitzt oder daraus vorlesen hört oder mit Solchen bekannt ist, welche die Bibel besitzen; der verdächtige Personen besucht; der nicht wenigstens einmal in der Woche die Messe hört; der verächtlich von einem Priester spricht oder auch nur durch seine Miene zeigt, daß ihm die römisch-katholische Lehre nicht höher als Alles stehe".

Hellauf loderten nun die Scheiterhaufen und Hunderte von Edelleuten, Tausende aus dem Volke wurden zu Ehren des römischen Weltschwindels gemordet. Auch diesmal wühlten die geschorenen Hyänen die Gräber auf und sättigten ihre Wuth an den Gebeinen längstverstorbener „Ketzer". Der mächtige Lord von Cobham, welcher dem römischen Glaubensgesindel am längsten zu schaffen machte, wurde, als er 1413 nach heldenmüthigem Kampfe unterlag, auf Veranlassung des Erzbischuftes von Canterbury mit beiden Füßen an einen eisernen Galgen gehängt und bei gelindem Feuer zu Tode geröstet! — So triumphirte die „Sache Gottes" vorläufig auch in England. Alles, was ein freies Gehirn und ein braves, treues Herz besessen, war gemordet; zurückgeblieben waren gleißende Schurken und arme, rohe Dummköpfe — kurz, was der „Statthalter Gottes" in Rom zum fröhlichen Weiterregieren brauchte.

Wir kommen nun zu einer Glaubens-Schandthat, welche in dem Sündenregister der katholischen Kirche um so schwerer wiegt, als sie von einem „heiligen römischen Concile", also von der Essenz der römischen Pfaffenschaft, begangen wurde.

Es war am 3. November 1414, als der Prager Theologe und Philosoph Johann Huß nach Constanz kam, um dort seine freireligiösen Anschauungen gegenüber dem römischen Gottesgelehrtenthum zu vertreten. Der Kaiser Sigismund hatte ihm einen „Geleitsbrief" ertheilt, in welchem alle Unterthanen des Reiches angewiesen wurden, den „ehrenwerthen Johann Huß" „frei kommen, frei bleiben und frei zurückreisen zu lassen". Ueberdies hatte ihm der Kaiser zwei böhmische Barone (Johann v. Chlum und Wenzel v. Dubna) als Geleitsmänner gesandt. — Was das Alles gegen pfäffische Schurkerei nützte, werden wir sehen.

Am 28. November wurde Huß in dem versammelten Cardinals-Collegium verrätherisch überfallen und in Haft gebracht. Alle Vorstellungen beim Kaiser halfen nichts; — dieser wortbrüchige Fürst begnügte sich, zu befehlen, daß Huß nicht ohne „rechtlichen Proceß" abgethan werden dürfe. Der von tausend Verbrechen besudelte Papst Johaun XXIII. hatte nämlich schon vorher verlangt, „daß der Ketzer augenblicklich und ungehört zu verbrennen sei".

Monatlang beschäftigte sich nun die aus Pfaffen zusammengesetzte „Untersuchungs-Commission" damit, den standhaften Huß zu einem Widerrufe zu bewegen; denn ein „unbußfertig" gestorbener Ketzer bleibt immer ein schrecklich Ding für das Glaubensgeschäft. Huß hielt allen Bitten und

Drohungen gegenüber seine Ueberzeugung aufrecht und verlangte, vor dem gesammten Concile zu sprechen, wie der Kaiser es ihm zugesagt hatte. Unterdessen (im April 1415) hatte man seinen treuesten Freund und Gesinnungsgenossen Hieronymus von Prag gefangen nach Constanz gebracht. Die versammelte Glaubensmeute hatte nun zwei Opfer zur Verherrlichung ihrer bestialischen Auffassung der Lehre Jesu.

Endlich, am 6. Juni 1415, nachdem man zuvor eine heimliche Verurtheilung versucht hatte, schleppte man den unglücklichen Huß vor das aus mehr als 700 Prälaten und sonstigen Pfaffen bestehende Concil, und der Kaiser war schamlos genug, der nun folgenden schandvollen Scene persönlich beizuwohnen.

Kaum war der erste der 47 Klagepunkte verlesen, als die 700 Pfaffen ein so entsetzliches Wuthgeschrei gegen den „Ketzer" erhob und sich in ihrer thierischen Glaubensbesoffenheit so wahnsinnig geberdete, daß von einer „Verhandlung" gar nicht mehr die Rede sein konnte. Vergebens sagte ihnen der unerschrockene Huß in die frechen Heuchlergesichter: „auf einem Concile müsse Anstand und Würde herrschen" — das Geheul der Meute übertäubte seine Stimme, und als er nun verachtungsvoll schwieg, schrieen die Pfaffen: „Seht Ihr, der Ketzer schweigt; — er ist überführt! Was brauchen wir andere Beweise!"

Erst am dritten Tage, nachdem seine Verbrennung bereits beschlossen war, gestattete man ihm zu sprechen, widerlegte aber seine Vertheidigung mit keinem Worte, sondern schrie und heulte nur wieder: „Er ist überführt! er ist überführt!" Und als darauf der Cardinal von Cambray verlangte, der Ketzer solle widerrufen, brüllte die ganze

heilige Sippschaft wie rasend: „Widerrufe! widerrufe!“ Sogar der jämmerliche Kaiser Sigismund schrie aus Leibeskräften mit, ohne daran zu denken, daß er dem Ketzer sein kaiserliches Wort gegeben, und ohne sich zu schämen, daß er es bereits so schimpflich gebrochen.

Huß widerrief nicht und ward ins Gefängniß zurückgeführt. Dort versuchte man noch alles Mögliche, seine Standhaftigkeit zu brechen, und als Alles nichts half, wurde er am 6. Juli nochmals vor das Concil gestellt, um verurtheilt und verflucht zu werden.

Nachdem ihm sieben Bischöfe das Priestergewand ausgezogen und eine mit „Teufeln“ bemalte Papiermütze aufgesetzt hatten, wurde der Ketzer unter wildem Geheul und Geschimpfe dreimal dem „Teufel“ überantwortet und sodann den bereitstehenden Henkersknechten abgetreten, die ihn sofort zum Richtplatze führten. Unter dem Geheul der fanatisirten Menge bestieg der Märtyrer den Scheiterhaufen und starb muthig und treu, wie er gelebt. Das römische Glaubensgesindel aber begnügte sich nicht mit dem Morde allein; es wollte auch jede Spur des gefürchteten Gegners vertilgen. Darum wurden seine Schriften überall verbrannt und seine Asche in den Rhein gestreut. Aber den Geist seiner Lehren konnte man nicht morden, der war bereits in das böhmische Volk übergegangen und entflammte es nochmals zu einem der großartigsten Freiheitskämpfe, welche die Geschichte kennt.

Jener für den Kaiser und die Pfaffenschaft gleich schmachvolle Mord war abermals ein deutliches Zeichen, wie die römisch-katholische Kirche gegen die „Ketzerei“, d. i. gegen die Freiheit und Aufklärung, kein anderes Mittel hatte und wollte, als Verrath und rohe Gewaltthat. Wo

und wann hat sich dieses Priesterthum jemals auf die Widerlegung eines „Ketzers" eingelassen? Wo hat es in Geduld und Liebe die „Verirrten" zu überzeugen versucht? Nirgends. Mit unverwüstlicher Anmaßung hat es stets seine selbstgeschaffenen Sachen als das allein „Wahre" und „Rechte" hingestellt, und mit unauslöschlichem Hasse hat es Alles verfolgt, was nicht in seinen heiligen Kram paßte. Ein Glück wenigstens, daß das Monstrum der Intoleranz sich im Laufe der Zeit die Zähne ausgebissen, und daß es heute nur noch „Fluch" und „Verdammung" bellen kann, was bekanntlich keinen vernünftigen Menschen genirt. Und ein Glück vor Allem, daß die Völker nicht mehr roh und dumm genug sind, sich um des „Glaubens" willen zu massacriren; — sonst könnten wir durch die Vermittlung der „Gesellschaft Jesu" noch Allerhand erleben. —

Als Huß todt war, wandte sich die volle fromme Wuth der Pfaffenschaft gegen Hieronymus von Prag. Dieser lag schon seit Monaten in einem scheußlichen Kerkerloche des Constanzer Dominicanerklosters, mit den Füßen an einen schweren Klotz und mit dem Leibe an die Mauer angekettet, so daß er sich kaum bewegen konnte. Sein Lager bestand aus verfaultem Stroh, seine Nahrung aus wenigem Brod und Wasser, und nie wurde der Unrath aus dem Kerker entfernt — kurz, das Klostergezüchte war damals genau so schweinisch und grausam, als es dies hie und da noch heute ist.

Unter solchen Leiden magerte Hieronymus zu einem Scelette ab und verfiel überdies in eine schwere Krankheit. Nun bot man alles auf, ihn durch Schreckmittel aller Art zu einem Widerrufe zu drängen, und die heroische Kraft

des Mannes brach momentan zusammen; — am 23. September 1415 widerrief er vor dem versammelten Concile, welches darüber ein Jubelgeschrei erhob, als habe es die ganze Welt „bekehrt". Aber Hieronymus fand in leichterer Haft allmälig seine Kraft wieder und trat am 26. Mai 1416 vor dem Concile mit solchem Muthe und solch' wunderbarer Beredtsamkeit für die Sache des gemordeten Huß ein, daß die wenigen Menschen, welche sich unter so vielen Pfaffen befanden, zu Thränen gerührt wurden. Vier Tage später starb er mit unerschütterlichem Muthe den Feuertod, und auch seine Asche wurde in den Rhein geworfen. Noch in demselben Jahre lud dieses curios-christliche Concil 550 böhmische Edelleute wegen „Ketzerei" vor; es kam aber kein Einziger, und als 1418 der Papst Martin V. mit einem „Kreuzzuge gegen die böhmischen Ketzer" drohte, da erhob sich auf Ziska's Ruf das böhmische Volk zu jenem Heldenkampfe, welcher jahrzehntelang Papst und Kaiser erzittern machte.

Derselbe Kaiser Sigismund, welcher so ehrlos an Huß gehandelt hatte, drang nun „unter dem Segen der Kirche" mit einem Mordbrennerheere in Böhmen ein, um die Hussiten zu „vernichten". Einstweilen wurde er aber vor Prag und bei Tabor schmählich geschlagen, und die Hussiten übten nun schauerliche Vergeltung, indem sie alle katholischen Kirchen und Klöster anzündeten und Alles massacrirten, was sie von Priestern und Mönchen erwischten.

So wogte das Gemetzel Jahre lang auf und nieder; denn der Großpfaffe in Rom wollte keinen Frieden, keine Versöhnung, und hetzte immer neue Kreuzschaaren gegen das unglückliche Land. Was Deutschland an kampffähigem Ge-

sindel besaß, das ließ sich zu diesem „Kreuzzuge“ anwerben; denn allerorts verkündeten die Kreuzprediger des Papstes, „daß Mord und Raub im Ketzerlande nicht nur erlaubt, sondern Christenpflicht sei“.

Wer die furchtbaren Gräuel der Hussitenkriege liest und dabei fühlt, wie sein Herz höher schlägt vor Entsetzen und Empörung, der vergesse nie, daß die „sanfte Mutter Kirche“ es gewesen, welche diesen hunderttausendfachen Mord, dieses Sengen, Brennen und Rauben veranlaßte. Es war stets derselbe unversöhnliche Haß gegen alles freie, ehrliche Denken, derselbe Geist der Inquisition, welche die Scheiterhaufen unter einzelnen Ketzern, wie den blutigen Krieg zwischen ganzen Völkern entzündete. In schamloser Heuchelei rief man bei all' diesen Verbrechen den Namen Jesu an, ohne auch nur im Entferntesten an die menschenfreundlichen Gebote dieses edlen Pfaffenfeindes zu denken.

Nachdem der Papst Clemens VII. sich 1529 vergebens bemüht hatte, den Kaiser Carl V. zu einem Vernichtungskriege gegen den in Deutschland immer mächtiger werdenden Protestantismus zu bewegen, gelang es seinem Nachfolger Paul III. im Jahre 1547 den ersten wirklichen deutschen Glaubenskrieg zu veranstalten. Es war dies der s. g. Schmalkaldische Krieg, der aber keineswegs die Erwartungen des Papstes erfüllte. Erst ein halbes Jahrhundert später gelang es dem Papste Paul V. mit Hilfe der Jesuiten die s. g. „heilige Liga“ zu Stande zu bringen — eine Vereinigung katholischer Fürsten Deutschlands zum Zwecke der Ketzerausrottnng. Und die weiteren Hetzereien der „Statthalterei Gottes“ führten endlich zum dreißigjährigen Kriege (1618 — 1648). Diesen beispiellosen Krieg, welcher

Deutschland in seiner materiellen und geistigen Entwicklung um Jahrhunderte zurückwarf, haben neben dem römischen Bonzenthum in erster Linie der Kaiser Ferdinand II. und der Churfürst Maximilian von Baiern auf dem Gewissen, welche in ihrer blödgrausamen Glaubenswuth „lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer" haben wollten. Sie haben auch wirklich ihre herrlichen Länder in Einöden voll Gräber und Brandstätten umgewandelt — aber das „Ketzerthum" haben sie nimmer vernichtet. Im Friedensschlusse zu Münster und Osnabrück mußte zum namenlosen Schmerze des Papstes Innocenz X. den Protestanten vollste Religionsfreiheit zugestanden werden, und all' das Morden und Brennen der dreißig schrecklichen Jahre war umsonst gewesen. Und was that nun der Obergaukler zu Rom? Erkannte er etwa mit Reue, daß es nicht die „Sache Gottes" gewesen, für welche er Hunderttausende von Menschen in den Tod getrieben, für welche er in athemloser Tollwuth Länder und Völker „gebannt" und „verflucht" hatte? Erkannte er, daß die „Religion" keinen Heller werth ist, welche man den Menschen mit Schwertern und Folterwerkzeugen aufzwingen muß? Nein! der Pfaffe blieb Pfaffe, und während die ganze Welt das Ende des schrecklichen Krieges mit begeistertem Jubelrufe begrüßte, schleuderte der Papst Innocenz X. am 26. November 1648 dieser Welt eine „Bulle" in's Angesicht, worin er den bereits vollendeten Friedensschluß, „als der Religion zuwider und die Rechte des Papstes verletzend, für null und nichtig, für ungerecht und unbillig, für verworfen, eitel und verdammt" erklärte und versicherte, „daß dieser Friede ohne allen Einfluß und Erfolg auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sei,

und daß Niemand, hätte er sich auch durch den feierlichsten Eid gebunden, verpflichtet sei, ihn im Einzelnen oder im Ganzen zu halten".

So versuchte es dieser dreifach gekrönte Weltbetrüger nochmals Mord und Brand anzuschüren, Verrath und Eidbruch zu erregen; aber diesmal war es selbst den gläubigsten Gläubigen zu viel, und überall (sogar in Oesterreich) riß man den päpstlichen Wisch von den Kirchenthüren weg und verbrannte ihn auf öffentlichem Platze.

In Frankreich hatte der Protestantismus alsbald so zahlreiche Anhänger gefunden, daß der römischen Herrgotts-Statthalterei abermals um den „wahren", „echten" Glauben bange wurde und ihr natürlich nichts übrig blieb, als — Mord und Todtschlag zu Ehren der „heiligen Religion". Zunächst rückte der Jesuiten-General Lainez mit einem ganzen Heere von Bettelmönchen in Frankreich ein, um zu — „hetzen". Bald gaben die katholischen Herzoge von Guise das erste Beispiel des Hugenotten-(Protestanten-)Mordes, indem sie die reformirten Bewohner von Vassi während ihres Gottesdienstes überfallen und niedermetzeln ließen. Ihnen folgte der päpstliche Commandant von Avignon, welcher nach Eroberung der Stadt Orange Alles, was nicht katholisch — Greise, Weiber und Kinder — in martervollster Weise umbringen, die reformirten Prediger aber mit besonderer Feierlichkeit verbrennen ließ, wie dies der „heilige Vater" in Rom ausdrücklich befohlen hatte.

Was die actenmäßigen Ueberlieferungen aus jener Zeit berichten, muß das Herz jedes Menschen, der noch Kraft und Ehrlichkeit genug hat, mit glühendem Hasse gegen jenes schandvolle System erfüllen, welches die Großpfaffen zu Rom

„Verbreitung des wahren Glaubens“ nannten und welches die Geschichte künftiger Tage trocken mit dem wahren Namen nennen wird: „durch Mord und Brand geförderten Schwindel“.

Da lesen wir z. B., „daß der Marschall von St. André die Stadt Poitiers, welche er am 1. August erstürmte, acht volle Tage lang der Plünderung Preis gab und alle Reformirten mit keiner einzigen Ausnahme an den Fensterrahmen aufhängen ließ; daß in der Stadt Bar an der Seine nicht blos alle Männer, Frauen und Kinder ermordet, sondern auch an den Leichnamen noch die schaudervollsten Gräuel verübt wurden; daß in der Stadt Troyes, wo es ebenso zuging, der königliche Procurator Ralet seinen eigenen Sohn, weil er sich zu dem neuen Glauben bekannt hatte, aufzuhängen befahl; daß in der Stadt Maçon der Gouverneur St. Point, dessen Palast neben der Saonebrücke stand, jedesmal, so oft er Damen bewirthete, zum Vergnügen derselben ein halb Dutzend gefangener Reformirter von der Brücke herab in den Fluß stürzen ließ; daß Blaise von Montluc, nachmals Marschall von Frankreich, nie anders ausritt, als von zwei Henkersknechten begleitet, und öffentlich von sich rühmte, es habe nie einen Mann gegeben, welcher mehr Hugenotten hinrichten lassen, als er; daß in der Provence, in welcher der Generallieutenant Sommerive commandirte, die Bekenner des reformirten Glaubens nicht blos erschossen, niedergehauen und aufgehängt, nicht blos todtgeschlagen, gesteiniget oder durch Oeffnung der Adern getödtet, nicht blos verbrannt, lebendig begraben oder von hohen Häusern auf Lanzen, welche man in den Straßen aufgestellt hatte, herabgestürzt wurden, sondern daß man sogar

Lebenden einzelne Glieder abhieb oder ausriß, daß man ihnen den Bauch aufschnitt und die Eingeweide den Hunden und Schweinen vorwarf, ja, daß man mit den abgeschnittenen Köpfen der Ermordeten wie mit Kegelkugeln spielte und in die Leiber von lebenden Weibern und Frauen dicke Spieße einstieß, an welchen man sie nackt so lange herumtrug, bis sie endlich vor Schmerz wahnsinnig geworden und Gott lästernd den Geist aushauchten."

So währte das Gemetzel ein Jahr lang bis zum 12. März 1562, an welchem Tage zwischen der französischen Regierung und den Hugenotten ein Vertrag geschlossen wurde, worin den Letzteren, wenn auch nicht Religionsfreiheit, so doch Duldung zugesichert wurde.

Obgleich nun durch diesen Krieg ganz Frankreich verwüstet worden war, obgleich viele Tausende von Menschen gemordet, viele Tausende Anderer an den Bettelstab gebracht waren und die Gräuel der vollständigsten Rechts- und Sittenlosigkeit auf dem unglücklichen Lande lasteten — der „Vater der Christenheit" verdammte dennoch den geschlossenen Vertrag und abermals zogen seine Legaten nach Frankreich, um dort die „gänzliche Ausrottung der Ketzer" vorzubereiten. Es folgte nun der zweite Hugenottenkrieg (September 1567 bis 23. März 1568), und als die schandvolle Regentin Katharina von Medicis bald nach dem Friedensschlusse jede andere Religion als die katholische bei Todesstrafe verbot, brach noch im Herbste 1568 der dritte Hugenottenkrieg los, zu welchem auch der Papst Pius V. eine Heeresabtheilnng unter dem Befehle seines Bastardes, des Grafen von Santafiore, nach Frankreich schickte.

In diesem Kriege aber kam die „heilige Sache" übel weg, und in dem Friedensschlusse vom 8. August 1571 mußte den Protestanten vollste Religionsfreiheit zugestanden werden. Doch Papst Pius V. konnte warten; er wußte ja, daß der junge, durch und durch verdorbene König Carl IX. von Frankreich und dessen Mutter Katharina das gegebene Versprechen: „alle Protestanten zu vernichten", halten würden, sobald die Gelegenheit hiezu gekommen; er wußte, daß im Geheimen alle Vorbereitungen zu dem entsetzlichsten Mordfeste getroffen wurden, das die Geschichte kennt.

Die „Bartholomäusnacht"! Habt Ihr, gläubige Christen der steierischen Berge, schon von dieser Nacht gehört? Haben Euere Glaubenslehrer Euch erzählt, daß in jener schrecklichen Nacht das Blut von siebenzigtausend Menschen vergossen wurde, um Eueren „Gott" zu „verherrlichen", den man den „allbarmherzigen Vater der Menschen" nennt? Und haben Euch diese Glaubenslehrer auch gesagt, daß der „Vater der Christenheit", der römische Papst Pius V. es gewesen, der dieses schauerliche Menschenopfer im Namen „Gottes" gefordert, der zur Feier dieses ungeheueren Mordes mit allen seinen Cardinälen in prunkvoller Procession in die Peterskirche zog, um „Gott" für diesen „glorreichen Sieg des Glaubens" zu danken, während die Kanonen von der Engelsburg donnerten und auf allen Anhöhen Freudenfeuer flammten? Haben diese „Lehrer der Wahrheit" Euch gebeichtet, daß jener Papst in seinem Entzücken über den siebenzigtausendfachen Ketzermord ein Jubiläum mit unbegrenztem Ablasse ausschrieb, daß er dem Könige Carl IX. von Frankreich den Ehrennamen „Piissimus" („der Allerfrömmste") ertheilte, weil dieser treulose Mörder ihm den

Kopf des Protestantenführers Coligny in Weingeist verwahrt zum Präsente machte?

Haben sie Euch etwa auch gesagt, daß jener Papst Pius V. die Hauptscenen jener Metzelei durch die ersten Künstler bildlich verewigen ließ und daß jene Bilder noch heutzutage im Königssaale des Vaticans, in der Residenz Eures Papstes Pius IX. zu sehen sind?

Ich bezweifle, daß man Euch gläubigen Seelen jemals die Augen über diese und andere kirchliche Schundthaten geöffnet hat; man hat auch hier, wie anderwärts, „ad majorem Dei gloriam“ die Geschichte verlogen und verfälscht, hat die blutigen Verbrechen der römischen Heilsanstalt als Großthaten des Glaubens hinzustellen gesucht.

Wie in dieser Richtung bisher gelogen wurde, das können wir aus kleinen Zügen der jüngsten Zeit erkennen. Wir brauchen nur zu lesen, wie unsere Glaubenspresse ausnahmslos bemüht ist, allmälig das schwere Verbrechen der Krakauer Carmeliterinnen in eine ganz „geringfügige Nachlässigkeit“ umzulügen. Das ist immer dieselbe geduldige systematische Heuchelei und Verlogenheit, welche einst aus Verbrechern und Narren „heilige“ Männer fabricirt hat und vor welcher man das Volk nicht oft genug warnen kann.

Es war am Bartholomäustage (24. August) 1572, um 2 Uhr Früh, als in Paris sämmtliche königliche Truppen und die katholische Bürgerschaft an die schreckliche Aufgabe gingen: die „Kirche Gottes“ mit einem Schlage von allen ihren Widersachern zu befreien.

Die Instruction, welche der Herzog von Guise mit dem Marschall von Tavonnes für diese Nacht berathen hatte, war einfach und klar: „Nach Mitternacht stellt sich

das Militär vor dem Louvre, die Bürgermiliz vor dem Stadthause auf. Einzelne Bürgerabtheilungen vertheilen sich in sämmtlichen Stadtvierteln. Alle Katholiken tragen als Erkennungszeichen ein weißes Kreuz am Hute und eine weiße Binde am linken Arme. Sobald die Glocke des Louvre das Signal zum Losschlagen gibt, müssen alle Ausgänge der Stadt mit Ketten gesperrt und die Häuser der Katholiken mit Pechfackeln beleuchtet werden. Die Soldaten und Bürger aber dringen sofort in die Häuser der Protestanten ein und machen ohne Schonung Alles nieder, was Ketzer heißt."

Selten wurde wohl ein Plan so pünktlich ausgeführt, als dieser. Die Ueberrumpelung der unglücklichen Hugenotten, die thöricht genug den Schwüren eines elenden Königs vertrauten, war eine vollständige. Nachdem zuvor der Führer der Protestanten, Admiral Coligny, ermordet worden, erklang die Glocke des Louvre und brauste der vieltausendfache Ruf durch alle Gassen: „Nieder mit den Ketzern! Schlagt todt! schlagt todt!" Im nächsten Augenblicke war ganz Paris eine große Schlachtbank, und selbst im königlichen Palaste wurden Hunderte hugenottischer Edelleute gemordet. Kein Alter, kein Geschlecht schützte vor der Wuth der vielen Tausend Glaubensnarren, welche da auf Befehl des römischen Weltbetrügers zur Bestie wurden. Und während ganz Paris vom Ketzerblute triefte, flogen Eilboten durch alle Provinzen, um auch dort zum Protestantenmorde aufzufordern, und so feierte denn fast jede Stadt, fast jedes Dorf seine „Bartholomäusnacht".

Der Historiker Perefixe gibt die Zahl der in der Bartholomäusnacht und den nächsten Tagen gemordeten Ketzer auf mehr als 100.000 an und berichtet, „daß in manchen

Gegenden Seuchen ausgebrochen seien, weil alle Felder voll Leichen lagen, und daß Viele diesen „Reichthum an Leichen" zum Gelderwerbe benützten, indem sie dieselben aussotten und mit dem Menschenfette Handel trieben".

Das waren allerdings scheußliche Früchte des Glaubens, und das kalte Entsetzen über den begangenen Frevel mag wohl nachträglich so manches gut katholische Herz geschüttelt haben; aber die gute Mutter Kirche wußte auch dafür Rath — in allen Kirchen wurden öffentliche, pomphafte Dankfeste abgehalten und von allen Kanzeln ertönte das Lob der „wackeren Streiter Gottes".

Könnten Sie, Herr Bischof von Graz, sich entschließen, die Thaten eines Schinderhannes durch ein „Hochamt" zu feiern? Ich glaube nicht; und doch war jener Schinderhannes ein gar harmloses Wesen gegen den römischen Papst Pius V. und den „allerfrommsten" König Karl IX. von Frankreich! —

Die Bartholomäusnacht trieb Alles, was in Frankreich noch von Ketzern lebendig geblieben war, zum Verzweiflungskampfe, und abermals verheerten jahrelange blutige Kriege das unglückliche Land.

Wüthend über solche Widerspänstigkeit „Satans und seiner Schaaren" ließ Pius' Nachfolger, Sixtus V., durch seine Jesuiten, Dominicaner und Capuziner allerorts den Kreuzzug predigen und erklärte es für ein „gottgeheiligtes Werk", den Protestantenfreund Heinrich von Navarra (nachmaligen König von Frankreich) und seine Glaubensgenossen sammt und sonders zu ermorden — „und sei es auch im Schlafe". Erst im Jahre 1598 brachte das von Heinrich IV. erlassene „Edict von Nantes", welches den Protestanten freie Religionsübung zusicherte, dem erschöpften Lande vorläufig den Frieden wieder.

Flößt uns Angesichts solcher geschichtlich festgestellter Unthaten der Kirche Etwas Erstaunen ein, so ist es die kalte Unverschämtheit, mit welcher die Federknechte Roms uns noch heute weismachen wollen, die römische Heilsanstalt habe im Sinne Jesu die „Erlösung" des Menschengeschlechtes betrieben. Erlöst hat Rom freilich Millionen von Menschen, aber nur von — Vernunft, Vermögen oder Leben.

Unter dem Könige Ludwig XII. brach abermals eine vom Papste Urban VIII. veranlaßte Ketzerverfolgung über Frankreich herein, abermals wurden Tausende in grausamster Weise gemordet und nach 14monatlicher Belagerung auch die Hauptfestung der Protestanten La Rochelle durch Hunger zu Fall gebracht. Der „heilige Vater" in Rom war davon höchlichst erbaut und schrieb in seiner Christenfreude an den König: er hoffe, „daß Ludwig in den nächsten Tagen auch alle noch übrigen Ketzer vertilgen werde". Diese apostolische Hoffnung hätte sich wohl auch erfüllt, wäre nicht England energisch für das Leben und die Freiheit der „noch übrigen Ketzer" eingetreten.

Dafür hatte der Papst Clemens X. das Vergnügen, die „alleinseligmachende" Religion durch Dragoner in allen Gegenden Frankreichs eingeführt zu sehen. Die Jesuiten hatten sich mit Hilfe der berüchtigten Maitresse v. Maintenon, Inhaberin der nicht minder berüchtigten „goldenen Tugendrose", des von Lüderlichkeit und Frömmelei decrepit gewordenen Königs Ludwig XIV. ganz zu bemächtigen gewußt, und schon im Jahre 1670 wurden die Protestanten durch königliche Ordonnanz fast aller bürgerlichen Rechte beraubt. Als das nichts half, schritt man zu den bekannten „Dragonaden", dem brutalsten, schandvollsten Gewalt-

mittel, welches, wie wir später sehen werden, auch in Oesterreich eifrigst gebraucht wurde, um die Leute „katholisch zu machen".

Die protestantischen Gegenden wurden von Soldaten überschwemmt, welche die Bevölkerung durch Plünderung und Gewaltthätigkeiten aller Art zur Verzweiflung oder, was so ziemlich dasselbe, zur „Bekehrung" trieben. Endlich brachte der Papst Innocenz XI. den himmelsblöden König dahin, daß er am 22. October 1685 das bekannte „Toleranzedict von Nantes" gänzlich cassirte und die Ausübung des protestantischen Bekenntnisses „bei Todesstrafe und Vermögensconfiscation" verbot. Nun ging die Blutsaat der Inquisition in allen Theilen Frankreichs auf und unter der Leitung fanatischer Pfaffen wütheten die königlichen Horden durch Hängen, Ersäufen und Rädern nach voller, römischer Glaubenslust in jenen armen, friedlichen Gemeinden, die doch nichts Anderes wollten, als treu sein ihrem Gewissen.

Der Vorsteher jener römischen „Missionäre", der Erzpriester Langlade, that es in Grausamkeiten Allen zuvor. Er ließ nicht nur alle gefangenen protestantischen Prediger sofort hängen oder rädern, sondern wandte auch bei Männern, Weibern und Kindern die raffinirtesten Torturen an, um sie zur Angabe von Glaubensgenossen zu zwingen. Eines seiner beliebtesten Mittel war, den Gefangenen glühende Kohlen in die Hände zu pressen, oder die Finger mit ölgetränkter Baumwolle zu umwickeln, welche dann angezündet wurde. Auch vergnügte es ihn, die ketzerischen Knaben entmannen zu lassen.

So oft ich solche Züge handgreiflicher „Bekehrung" lese — und die Geschichte der römischen Kirche weist deren

unzählige auf — muß ich mit Lächeln unserer Römlinge gedenken, wie sie mit vollen Posaunengelsbacken dem guten Volke von der „ungeheueren Verbreitung“ erzählen, welche die „Alleinseligmachende“ hienieden gewonnen. O, sie hat in der That ungeheuer weit um sich gegriffen, diese „gute, tröstende Mutter“, sie hat mit eiserner Kralle die Gurgel der Menschheit gepackt und sie so lange gepreßt und geschunden, bis von Land zu Land über unermeßliche Brand- und Schädelstätten nur noch der heisere Schrei der Todesangst hallte: „Ich glaube!“

Mit jenem furchtbaren Aufgebote von Schreck-, Zwangs- und Vernichtungsmitteln, womit die römische Kirche „bekehrte“, hätte man die halbe Welt eben so gut zum Glauben an den heiligen Ochsen der alten Egypter treiben können. Darum, o gläubiges Volk, wenn Dir die schwarzen Herren so viel Rühmens von den fast zweitausendjährigen Erfolgen der römischen Glaubenswerkstätte machen, so frage sie auch nach dem Handwerkszeuge, das man gebrauchte, und wenn Dir dann die salbungsvolle Antwort wird: „Die Kraft des heiligen Geistes hat alle die Wunder vollbracht“, so frage sie, ob ein heiliger Geist durch Galgen, Schwert und Scheiterhaufen spricht. Dann werden die schwarzen Herren gar heilig verlegen gen Himmel blinzeln und sich trollen. —

Die Grausamkeiten der Pfaffen und Soldaten trieben die französischen Protestanten abermals zum Verzweiflungskampfe, in welchem mehr als hunderttausend Menschenleben und vierhundert Städte, Dörfer und Weiler vernichtet wurden. Trotz Alledem gelang es nicht, den Protestantismus auszurotten. Zahlreiche Gemeinden bestanden heimlich fort, und noch im Jahre 1746 wurden allein in

der Stadt Grenoble mehr als 300 Personen als Ketzer hingerichtet. Der letzte amtliche Glaubensmord in Frankreich aber wurde am 18. Februar 1762 in Toulouse an dem reformirten Prediger Franz Rochette begangen. Seitdem war man in Frankreich nicht mehr dumm oder schlecht genug, sich für Ketzerverfolgungen zu begeistern, obgleich die „Väter der Christenheit“ es an eindringlichen Ermahnungen nicht fehlen ließen.

Für die römische Statthalterei ist die fortschreitende Civilisation wirklich ein großes Unglück; kaum finden sich noch hie und da ein paar betrunkene Strolche, die sich für einige Maß Wein herbeilassen, ihren „heiligen Glauben“ mit Zaunpfählen zu „vertheidigen“, während sich zu demselben Zwecke einst ganze Völker in den Kampf hetzen ließen. Die römische Hirtenpfeife, deren wildes Gepfiffe einst die Schafe zu Wölfen machte, pfeift aus dem letzten Loche, und das ist gut — die Schafe wollen Menschen werden.

— — — — — — — — — — — — —

Die von der Staatsanwaltschaft in neuerer Zeit eingenommene Haltung macht es mir schwer, die volle geschichtliche Wahrheit zum ungeschminkten Ausdrucke zu bringen. Der Geist der Geschichte fordert mich auf, die römische Kirche als das Gegentheil einer „Heilsanstalt“ zu schildern, aber drohend winkt der Paragraph des Strafgesetzes, der da handelt von „Verspottung“ und „Schmähung“, und der dehnbar ist wie Kautschuk.

Sehen wir nun zum Schlusse, wie die römische Kirche in Spanien und Italien den „alleinseligmachenden“ Glauben gegen jede Regung von Denken und Wissen „vertheidigte“.

Obgleich die Inquisition in Spanien schon seit 1481 und vorzüglich unter dem wahnsinnig-grausamen General-Inquisitor Thomas von Torrequemada viele Tausende von Opfern gefordert hatte, fand der Protestantismus doch auch hier und zunächst in den Städten Valladolid und Sevilla Eingang und verbreitete sich bis zum Jahre 1558 so, daß dem „heiligen Vater" Paul IV. ernstlich um die „Alleinselig-machende" bang wurde. In einem Breve vom 15. Februar 1558 beauftragte er den General-Inquisitor Fernando Valdez: „alle Protestanten und Protestantenfreunde, seien es auch Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen, Cardinäle und Legaten oder Barone, Grafen, Marquis, Herzoge Prinzen, Könige und Kaiser, ohne irgendwelche Rücksicht zu vernichten".

Heutigen Tages würde ein solcher Mordbefehl alle Welt mit Gelächter erfüllen — damals erfüllte er ganz Spanien mit Schauder und Entsetzen; denn auf dem spanischen Throne saß der fromme Henker Philipp II., der keinen Augenblick zögerte, die Staatsgewalt zur Verfügung der Inquisition zu stellen. Und so begann denn wieder die schauerliche Zeit der Auto-da-fé's („Glaubens-Acte"), in welcher an allen Orten Spaniens die Scheiterhaufen rauchten und die Kerker, die Galeeren überfüllt waren von Unglücklichen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie nicht glauben konnten, was die Pfaffenschaft mit Strick, Schwert und Brandfackel in der Hand zu glauben befahl.

Es fehlt mir der Raum und auch die Lust, die Gräuelthaten auszumalen, welche unter dem Segen der Kirche durch eine „heilige Einrichtung der Kirche" jahrhundertelang an dem spanischen Volke begangen wurden; ich will

die Ziffern ihren vieltausendfachen Fluch sprechen lassen über jene Thaten und über Jene, die sie begangen und über Jene, die sie gesegnet.

Es wurden in Spanien nach Urtheil der „heiligen, römischen Inquisition" 34.658 Personen lebendig und 18.049 „im Bilde" verbrannt und 488.000 Personen zu lebenslänglicher Galeeren- oder Gefängnißstrafe oder zu ewiger Entehrung verdammt. In den spanischen Niederlanden aber wüthete der Mordbrenner Alba, angefeuert vom Papste, der ihm einen „geweihten" Hut und Degen schenkte, und eifrigst unterstützt durch die „Gesellschaft Jesu", in unerhörter Weise. Allein auf dem Marktplatze der Stadt Brüssel wurden über achtzehntausend Menschen hingerichtet und in den Provinzen kamen gegen hunderttausend theils durch den Henker, theils im Kampfe um.

So hat die römische Kirche in Spanien die „Religion der Liebe und des Friedens" aufrechterhalten und die „Ketzerei" vernichtet. Heute blühen in demselben Lande protestantische und ganz freie Gemeinden nach Belieben auf, denn eine segenbringende Revolution hat den bluttriefenden Popanz der Pfaffenherrschaft zerfetzt und dem fliehenden Inquisitorengesindel die Fetzen über die spanische Grenze nachgeworfen. —

Auch in Italien hatte der Protestantismus bis zum Jahre 1530 schon solche Fortschritte gemacht, daß sich damals der Papst Clemens VII. bitter beschwerte, „die abscheuliche Lehre Luthers sei in vielen Gegenden nicht nur unter Laien sondern auch unter den Priestern und Mönchen derart eingerissen, daß letztere schon durch ihre Predigten die Menge ansteckten". Da mußte denn „zur höheren Ehre Gottes" die Inquisition ihre Arbeit beginnen, und Papst Paul III.

errichtete 1543 zu Rom die berüchtigte „Congregation des heiligen Officiums“, wo sechs Cardinäle als General-Inquisitoren fungirten. Außerdem wurden in allen Theilen Italiens „Localtribunale“ eingesetzt und die Ketzer nach Tausenden verbrannt, ertränkt, erdrosselt oder sonstwie „bekehrt“.

Nirgends verfuhr man grausamer, als in Rom, wo in den Jahren 1560—1568 kein Tag verging, an welchem nicht mehrere Ketzer verbrannt oder gehängt wurden, wo man neue Gefängnisse bauen mußte, um die Masse der Opfer unterzubringen, welche eine blutige Fratze der milden Jesuslehre von der unglücklichen Menschheit forderte. —

Ich werde demnächst auf einzelne Fälle römischer Bekehrungswirthschaft näher eingehen und schließe daher für jetzt diese Skizzen, welche keinen anderen Zweck hatten, als allen Jenen, die man in der Schule um die Wahrheit der Geschichte betrogen, ein Licht anzuzünden über die hauptsächlichste Art und Weise der Verbreitung und Erhaltung des römischen Glaubens.

Bischöflich approbirter Blödsinn.

(Nr. 65. — 1869.)

„Die Wallfahrt nach dem Calvarienberge zu Graz“, heißt ein schwarzeingebundenes Büchlein, welches auf der zweiten Seite folgenden oberfrommen Passirschein trägt:

Nr. 669.

Gegen die Drucklegung des Manuscriptes „Die Wall-

fahrt nach dem Calvarienberg zu Gräz" wird in geistlicher Beziehung kein Anstand befunden.

Von dem fürstbischöflichen Seckauer Ordinariate zu Gräz, am 4. März 1857.

Jos. Kramer, Domprobst. **Dr. Johann Ev. Winterer,** Secretär.

Man sieht also, die Sache ist richtig, und der „Volksblatt"-Capuziner wird in diesem Falle nicht behaupten können, eine hochw. Oberfrömmigkeit sei von dem folgenden Unsinne nicht unterrichtet und daher auch nicht in der Lage gewesen, dagegen aufzutreten.

Die Vorrede des Büchleins lautet:

„Der von göttlicher Liebe entflammte Seraph im Fleische, der h. Franciscus, begehrte einst im inständigen Gebete, Gott möge ihm zu wissen machen, welche Andacht Ihm die wohlgefälligste, und für das Seelenheil die zuträglichste sei: da vernahm er dreimal eine innerliche Stimme vom Himmel, die ihn ermahnte, das Meßbuch aufzuschlagen. Und da er dreimal dieser Mahnung folgte, kamen ihm jedesmal beim Aufschlagen jene Worte zu Gesichte, welche die Aufschrift zur Leidensgeschichte bilden, nämlich: „Passio Domini nostri Jesu Christi" („Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi").

Dieser „Seraph im Fleische" ist derselbe „Heilige", der seinen Körper beharrlich „Bruder Esel" zu tituliren pflegte und mit Hühnern, Enten, Läusen u. dgl. frommen Thierchen die auferbaulichsten Glaubensgespräche hielt. Zu seinen vielen „Wundern" gehörte offenbar auch die Kunst, eine „innerliche Stimme vom Himmel" zu hören. Offenbar hatte der Mann zuvor einen „Engel" oder sonstigen Himmelsherold — geschluckt und hörte dann gemächlich an, was dieser ihm von Innen heraus Alles erzählte.

Hübsch ist die Folgerung, die aus dem dreimaligen Aufschlagen des Meßbuches gezogen wird:

„Daraus erkannte der Heilige ganz leicht, daß die Andacht zum leidenden Heilande der göttlichen Majestät die wohlgefälligste und für unser Seelenheil die ersprießlichste sei.“

Solche Gottesurtheile sind keineswegs zuverlässig. Als ich noch ein kleines Knäblein war, und mir keine Beschäftigung besser gefiel, als das „Schwänzen“ der Schule, forderte ich oft in ähnlicher Weise wie der heil. Franciscus die Meinung des Himmels heraus. Um nämlich zu erfahren, ob ich schnöderdings um die Schule herum oder biederdings hinein gehen sollte, schlug ich auf's Geradewohl mein Lesebuch auf. War da die nächste Seite eine „ungerade“, so meinte der „Himmel“ offenbar, daß ich getrost „schwänzen“ könne — und da die Seiten gar oft „ungerad“ waren, schwänzte ich nicht wenig und ward meistens — erwischt. So verhalf mir mein Vertrauen auf den „Himmel“ zu den gediegensten Prügeln. Darum traue ich auch jener Meßbuchgeschichte keinen Augenblick. —

Von gotteslästerlicher Grausamkeit ist die folgende Stelle:

„Und fürwahr, wenn Gott kein angenehmeres Bild schauen kann, als Seinen vielgeliebten Sohn, wie Er mit scharfen Nägeln an das Kreuz geheftet, die Dornenkrone am Haupte tragend, am ganzen Leibe mit Wunden übersäet, mit geöffneter Seite, zwischen Himmel und Erde Allen zum Schauspiele sich darstellet; so müssen die Augen des himmlischen Vaters eben so wohlgefällig bei einem Herzen verweilen, wo sie den schmerzhaften Jesus vermittelst andächtiger Betrachtung abgemalt sehen.“

Dem „lieben Gott“ wird da ein Geschmack zugemuthet, dessen sich ein Cannibale reinsten Wassers kaum zu schämen hätte. Was? ein liebender Vater sollte nichts „Angenehmeres“ zu schauen wissen, als die blutige, scheußliche Malträtirung und Massacrirung seines „vielgeliebten Sohnes“? Hält der Verfasser etwa „scharfe Nägel“, „Dornenkronen“ und „offene Seiten“ für Späße, deren sich Vater

und Sohn en famille erfreuen können? Das kommt davon, wenn man nicht heiraten darf und daher auch eigentlich keine Kinder haben sollte — man kann sich keinen Begriff von der Vaterliebe machen und betrachtet einen grausam Gekreuzigten mit demselben Wonneschmunzeln, wie einen gelungenen Consistorialbraten. Wie man übrigens den „schmerzhaften Jesus“ einzig und allein mit „andächtiger Betrachtung“ auf ein Menschenherz malen kann, das begreife halt ein Pinsel — mir ist's zu bunt.

Nun aufgemerkt:

„Christus der Herr hat sein Wohlgefallen an der Verehrung Seines bitteren Leidens recht augenfällig zu erkennen gegeben durch ein großes Wunder, welches Er an der h. Clara von Monte Falko wirkte. Diese h. Jungfrau hatte sich den leidenden Heiland zum Gegenstande immerwährender Betrachtung gewählet. Tag und Nacht waren ihre Augen und ihr Herz nach ihrem mit Blut überflossenen Bräutigam gerichtet, der ihr auch einmal mit dem Kreuze auf den Schultern sichtbar erschien, und Sich mit seinen Marterwerkzeugen ihrem Herzen einprägte. Als sie in ihrem drei und dreißigsten Jahre, gerade in dem Alter, in welchem Jesus starb, ihren Geist aufgegeben hatte, und ihr Leib geöffnet wurde, fand man ihr Herz bis zur Größe eines Kinderkopfes erweitert, und o Wunder! das Bildniß des Gekreuzigten mit bluttriefender Seite und alle Leidenswerkzeuge darin deutlich abgebildet.“

Es gab eine Zeit, in welcher fast alle Nönnchen bis zur Tollwuth in den „blutigen Bräutigam“ verliebt waren und die komischesten Sachen trieben. Die Einen bildeten sich ein, Jesus sitze in ihrem Herzen, Andere meinten ihn im Kopfe, in den Augen, im Munde zu tragen — kurz, jedes dieser armen, eingesperrten Seelchen trieb sein besonderes Stückchen himmelsbräutlichen Unsinnes. Die wackere Clara von Monte Falko brachte es darin jedenfalls ganz besonders weit, denn ein Herz „von der Größe eines Kinderkopfes“ mit einem

bluttriefenden Jesusbilde sammt Marterwerkzeugen drinnen ist gewiß ein Capitalstück, das aller Beachtung werth. Und so hoffe ich denn, daß eine römische Oberfrömmigkeit dieses Kindskopf-Herz mindestens ebenso sorgfältig in Spiritus aufbewahrt hat, als sie seinerzeit den Kopf des „Ketzers" Coligny darin conservirte, und daß sie dieses vom Standpunkte des Glaubens und der Anatomie gleich wichtige Präparat demnächst einer gewissenhaften Prüfung durch Fachmänner preisgeben werde. Das könnte wohl zur einfachsten Erklärung jenes „Wunders" führen — an welches einstweilen jeder Kindskopf glauben mag.

Weiterhin wird die Zeugenschaft des „gelehrten" Kirchenschriftstellers Albertus Magnus angerufen, um zu beweisen, wie sehr der liebe Gott sich freue, wenn man ihm im Herzen so oft als möglich die Leiden seines Sohnes vormache.

Wie verläßlich die Versicherungen dieses großen „Lehrers" sind, ersehe ich aus seinem Werke „Von Wunderdingen der Welt". Darin verräth der „gelehrte" Albertus unter hundert anderen „Wundermitteln" auch folgendes (Seite 330):

„Daß die Leute aussehen, als hätten sie drey Köpff, so nimm von den Haaren eines todten Esels, mach daraus eine Schnur, trückne sie und nimm das Mark von dem Hauptbein der rechten Schultern, vermisch es mit Jungferwachs und bestreiche damit die Schnur, legs dann über die Hausschwellen, so werden die, so in das Haus gehen, aussehen, als hätten sie drey Köpff. Die aber im Haus seyn, werden denen, so hinein gehen, wie Esel vorkommen."

Ein Mann, der solche Geheimnisse kannte, mußte doch wohl auch wissen, was dem lieben Gott ein besonderes Pläsir mache. —

Weiter wird in dem bischöflich approbirten Calvarienbüchlein erzählt, „daß die „heil. Jungfrau" Anno 1239 sieben ihrer eifrigsten Diener erschien und ihnen befahl, recht oft ihre (der h. Jungfrau) Schmerzen zu betrachten und zum Andenken an dieselben einen eigenen Orden zu errichten"; wodurch der „Servitenorden" entstanden sei.

Nun, nach Dem, was wir von den heutigen „Serviten" wissen, scheinen diese Himmelsbrüder bei dem Betrachten jungfräulicher Schmerzen nicht übel zu gedeihen.

Recht erfreulich ist mir's, aus dem Büchlein zu erfahren, daß Graz seinen Calvarienberg eigentlich den Jesuiten verdankt. Ich hatte mir das längst gedacht, denn ich wußte ja, daß keine Gesellschaft sich um die Errichtung von Marterstationen und Richtplätzen des Menschengeistes so verdient gemacht habe, als diese geschlossene „Gesellschaft Jesu".

Manche Gebete in dieser gedruckten „Wallfahrt zum Calvarienberge" sind herzergreifend läppisch. Da soll z. B. gleich bei der „ersten Kreuzsäule" Etwas gebetet werden, was der fromme Verfasser „die Schmerzen Mariä bei der Beschneidung Christi" nennt. Dort heißt's:

„O Herr Jesus Christus! der Du als ein zartes Kind am achten Tage nach Deiner Geburt aus unbegreiflicher Liebe und Demuth der schmerzlichen Beschneidung Dich unterzogen hast; reinige mich durch das h. Blut, welches Du damals das erste Mal zu meiner Erlösung vergossen hast, von allen meinen Sünden, schneide ab von meinem Herzen alle unordentlichen Begierden und Neigungen" u. s. w.

Nur nicht übertreiben! Jesus hat gewiß Liebe und Demuth genug an den Tag gelegt, daß er sich aber aus „Liebe und Demuth" habe beschneiden lassen, ist jedenfalls aufgeschnitten. Acht Tage alte Kindlein pflegen gegen dergleichen Mißhandlungen schreienden Protest einzulegen und haben (gleich zahllosen vernünftigen Erwachsenen) keine Ahnung, zu was eine solche Schneiderei gut sein könne. Jesus dürfte also, wenn es in seiner Macht gelegen wäre, sicherlich auf die schmerzliche Beschneidung verzichtet haben, und kein einziges seiner Worte berechtigt uns zu der Annahme, daß er mit dem bei jener Gelegenheit vergossenen Blute irgendwelchen Erlösungszweck verbunden habe. —

Als „guter Gedanke" für den Weg zur „zweiten Kreuzsäule" wird u. A. empfohlen:

„Frage ich meinem Jesu, warum er in so zarter Kindheit so schmerzlich verwundet werden wollte; so antwortet Er: Das haben die vielen Sünden deiner Jugend verursacht?“ —

Daß ein im Jahre 1869 über den Grazer Calvarienberg frömmelnder Mensch an der Beschneidung Jesu schuld sein soll, überrascht mich höchlichst. Das hieße fast zweitausend Jahre nach rückwärts sündigen.

In der zweiten Capelle soll der Gläubige die „Geißelung Christi“ folgendermaßen betrachten:

„Betrachte hier, o christliche Seele! wie die grausamen Henkersknechte deinen geliebten Heiland zugerichtet haben. Nachdem sie Ihn entkleidet an Händen und Füßen an die Säule gebunden hatten, zerschlugen sie nach Leibeskraft und Herzenslust mit Ruthen und Geißeln Seinen h. Leib von der Fußsohle bis zum Scheitel dergestalt, daß Er bis auf jene Theile, welche die Säule deckte, ganz zerfleischt und mit Blut überronnen war; ja, als man den Strick, der Ihn an die Säule band, abgehauen hatte, und Er ohnmächtig auf die Erde hingefallen war, schlugen die ergrimmten Henkersknechte auch auf jene Theile Seines heiligsten Leibes, welche bisher noch unverletzt geblieben waren. Da lag nun dein armer Jesus in Seinem Blute, daß sich hätten Steine über ihn erbarmen mögen. O christliche Seele! wer ist Schuld an allen diesen Schlägen und Geißelhieben, an all' dem Blute, das aus unzählbaren Wunden zur Erde herabfloß? Niemand als du durch deine ungezähmte Sinnlichkeit, durch deine schnöden Wollüste, und alle die abscheulichen Sünden, womit du dich und deinen Leib verunreiniget hast.“

Wenn man nach dem Verfasser dieses blutigen Gejammers gehen würde, so wäre die ganze „Erlösung“ wirklich das Traurigste, was

der Menschheit je passirt ist, so müßten die bravsten Leute noch nach zwanzigtausend Jahren sich die Haare ausreißen und die bittersten Vorwürfe darüber machen, daß Jesus damals gegeißelt und getödtet wurde. Durch solch' thränenplätschernde Selbstverleumdung müßte schließlich alles Denken und alles Selbstgefühl total verpfuscht werden und das Resultat der „Erlösung" wäre unheilbarer Blödsinn.

In der fünften Capelle soll der Gläubige folgende Liebesgeschichte beten:

„O du liebende Braut Christi, h. Magdalena! gedenke, mit welcher Bitterkeit des Herzens du unter dem Stamme des h. Kreuzes gekniet bist, mit welcher Liebe du es umfangen und geküsset hast. Was für Begierden und Liebesseufzer dein keusches Herz zu seinem göttlichen Bräutigam emporschickte, das können am besten jene Seelen beurtheilen, welche von der Liebe Christi verwundet sind. O hätte auch ich ein Fünklein deiner Liebe, damit ich deine Leiden mit empfände. Denn der am Kreuze hängende Jesus ist eben sowohl mein Geliebter, als der deine" u. s. w.

Kein Wunder, daß im Allgemeinen auf „Wallfahrten" so viel geliebt wird. Wo die Gebete förmliche Liebeserklärungen sind, wo man die „heiligen" Weiber unaufhörlich mit „Liebesseufzern", „Begierden und Küssen" beschäftigt sein läßt, da müssen schwache Gemüther schließlich aus der himmlischesten Andacht in die allerirdischeste Lüderlichkeit verfallen. Und so geschieht's auch redlich.

In derselben Capelle wird den Gläubigen ein Gebet zugemuthet, welches mich über alle Maßen verblüfft; es ist das Gebet zum „heiligen Dismas, dem zur Rechten Christi gekreuzigten Schächer".

Daß jener Schächer zum „Heiligen" avancirte, habe ich leider bis heute nicht gewußt; — ich wußte nur, daß er bei Lebzeiten ein Straßenräuber gewesen, und möchte auf seine „Fürbitte" keinen Groschen geben. Ich denke mir immer, wie fatal es klingen würde,

wenn es einmal hieße: „Heiliger Schinderhannes oder heiliger Grasel, bitt' für uns!"

In der sechsten Capelle kommt das Gebet zu den „geheimen Leiden Christi im nächtlichen Gefängnisse," welche zwar sehr ausführlich beschrieben werden, von denen es aber schließlich doch heißt: „Erst der Tag des Gerichtes wird es vollends aufdecken." — So warte man doch bis zu diesem Tage und mache den Leuten nicht schon heute das Herz schwer!

Aus der langen „Litanei vom bitteren Leiden Christi" nur einige Kraftstellen:

„O Du, um dreißig Silberlinge verkaufter Jesus,

O Du, in Deiner blutigen Angst auf dem Oelberge von dem Engel gestärkter Jesus,

O Du, von Herodes im weißen Kleide verspotteter Jesus,

O Du, am Kreuze von Deinem himmlischen Vater verlassener Jesus,

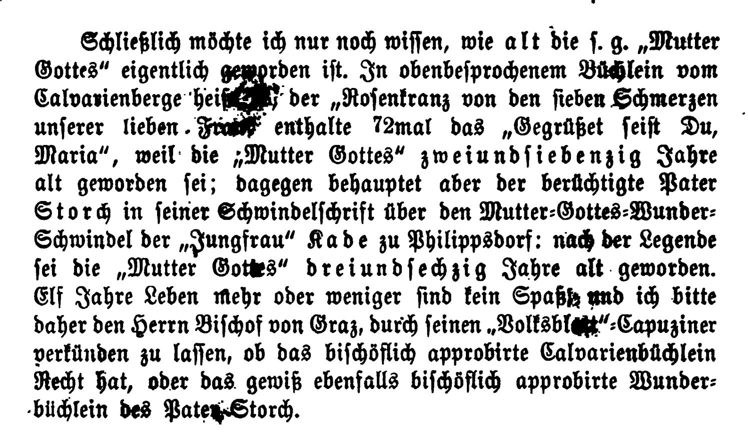
O Du, aus Deiner h. Seite Blut und Wasser vergießender Jesus."

Ueber die „blutige" Angst will ich hier nicht streiten, aber die Verdächtigung, als habe „Gott-Vater" seinen Sohn verlassen, kann man nicht so passiren lassen. Auf Leute, welche an die „Dreieinigkeit" glauben — und es gibt deren noch welche — muß das den allerfatalsten Eindruck machen.

Nachdem wir noch viele Seiten lang durch nichts als „Blut", „Dornen", „blutigen Schweiß", „Thränen", „offene Seiten", „durchstochene Herzen" und dergleichen Unannehmlichkeiten gewatet sind, gelangen wir zum „Credo" in der „Meßandacht", wo sich der glückliche Gläubige folgende Stärkung gönnt:

„Wie danke ich Dir, o Gott! daß Du mich vor so viel Millionen, die in den Finsternissen des Unglaubens und Irrthums sitzen, auserwählt und zum wahren, allein seligmachenden Glauben berufen hast."

Das ist die alte Krankheit.



Schließlich möchte ich nur noch wissen, wie **alt** die s. g. „Mutter Gottes" eigentlich geworden ist. In obenbesprochenem Büchlein vom Calvarienberge heißt es, der „Rosenkranz von den sieben Schmerzen unserer lieben Frau" enthalte 72mal das „Gegrüßet seist Du, Maria", weil die „Mutter Gottes" **zweiundsiebenzig** Jahre alt geworden sei; dagegen behauptet aber der berüchtigte Pater **Storch** in seiner Schwindelschrift über den Mutter-Gottes-Wunder-Schwindel der „Jungfrau" **Kabe** zu Philippsdorf: nach der Legende sei die „Mutter Gottes" **dreiundsechzig** Jahre alt geworden. Elf Jahre Leben mehr oder weniger sind kein Spaß, und ich bitte daher den Herrn Bischof von Graz, durch seinen „Volksblatt"-Capuziner verkünden zu lassen, ob das bischöflich approbirte Calvarienbüchlein Recht hat, oder das gewiß ebenfalls bischöflich approbirte Wunderbüchlein des Pater Storch.

Rohe Gesellen

haben dieser Tage einige **barmherzige Schwestern** auf der Straße wörtlich und thätlich insultirt. Das sind Nichtswürdigkeiten, die nicht scharf genug verurtheilt werden können, und die auch wohl von Niemanden schärfer verurtheilt werden, als von der **freisinnigen** Partei, welche im Gegensatze zum römischen Glaubenstrosse jede persönliche Verfolgung verwirft. In echten tiroler und oberbaierischen Glaubensnestern pflegt man Jeden halbtodt zu schlagen, der bedeckten Hauptes an einer „Procession" oder dgl. vorüberwandelt; in **Rom** wird ein Solcher noch obendrein eingesperrt. Unter freisinnigen, aufgeklärten Menschen handelt man anders; dort können die ärgsten Zeloten, die frechsten Verdummer und Entsittlicher des Volkes frei und sicher einherwandeln, und die Gemeinheiten zweier müssiger Bengel möge man getrost auf Rechnung **Jener** setzen, **welche bisher das Volk zu Rohheit**

und Dummheit gedrillt haben. Es steht daher dem bischöflichen „Volksblatte" miserabel an, wenn es aus Anlaß jener Insultirungen schreibt: „Für solche Schurkenstreiche sind jene Blätter verantwortlich, die Geistliche und Klosterbewohner nur als den Auswurf der Staatsbürger hinstellen."

Das ist echtjesuitische Heuchelei und Verdrehung der Thatsachen. Verantwortlich für solche Schurkenstreiche sind doch wahrlich in erster Linie Jene, welche ihren geistlichen Stand durch Schurkenstreiche geschändet und hierdurch den öffentlichen Unwillen herausgefordert haben. Und in zweiter Linie, Freund Capuziner, — ich kann's nicht oft genug wiederholen — sind dafür Diejenigen verantwortlich, welche viele Jahrhunderte hindurch unumschränkte Gewalt über das Herz und den Kopf des Volkes hatten, welche berufen waren, das Volk sittlich zu veredeln — welche es aber sittlich verkümmern ließen, um es materiell desto sicherer ausbeuten zu können.

Wer Diejenigen waren, das, o Capuziner, kannst Du Dir an den Knoten Deines Bauchstrickes abzählen, und Du thätest wahrlich besser, einen Blick herzlicher Beschämung auf die Geschichte Euerer römischen „Welterlösung" zurückzuwerfen, als die Wahrheits- und Freiheitsbewegungen unserer neuen, besseren Zeit zu verdächtigen.

Wir Gegner des römischen Glaubensregimentes machen kein Hehl daraus, daß wir dieses Regiment vernichten wollen; wir sind daher auch selbstverständlich Gegner alles Dessen, was mit diesem Regimente verbunden ist; aber wir wollen und brauchen in unserem Kampfe keine anderen Waffen als die des Geistes. Hättet Ihr, „Diener Gottes",

es von jeher ebenso gemacht, so wäre der Welt unermeßliches Elend erspart geblieben, und die Menschheit stünde wohl heutigen Tages auf einer Bildungsstufe, auf welcher Acte der Rohheit, wie wir sie noch täglich erleben, unmöglich sind.

(Nr. 67. — 1869.)

Oberfromme Blüthen.

(Nr. 69. — 1869.)

Unsere Glaubensblätter lieben es, alle irgendwo von Laien begangenen Verbrechen aufzuzählen und dabei über den „sittlichen Verfall“ der heutigen „glaubenslosen“ Gesellschaft zu jammern.

Solchen heuchlerischen Capuzinaden gegenüber ist es gut, gelegentlich darauf hinzuweisen, erstens, daß die heutige schlimme Gesellschaft ihre ganze Jugenderziehung unter Controle des Pfaffenthums genoß, und zweitens, daß geschorene Köpfe verhältnißmäßig mindestens eben so viele Nichtswürdigkeiten ersinnen, als ungeschorene.

Ich brauche nur ein paar Blätter aus jüngster Zeit zur Hand zu nehmen, um sofort mit einer kleinen Sammlung geistlicher Verbrechen aufwarten zu können.

Da hat laut Bericht der „Würzburger Zeitung“ der römisch-katholische Pfarrer Trunk zu Baunach in Franken 1863 seine Dienstmagd und 1864 drei andere Frauenspersonen (und zwar eine am Charfreitag) genothzüchtigt.

Da hat der Dominicaner-Pater Jordanus Cuchem zu Düsseldorf fünf Mädchen im Alter von 5—7 Jahren im Kloster geschändet und ist nach Holland durchgegangen.

Da sind in Frankreich, Departement Oise, mehrere römische Pfaffen wegen Schändung vieler Schulkinder eingesperrt worden.

Da wurde in Frauendorf in Franken eine Tag und Nacht bei den „hochwürdigen“ P. P. Franciscanern gesteckte, fanatisch „fromme“ Betschwester wegen vierten Kindsmordes eingesperrt, und wird die Untersuchung auch wider die in diesem Falle zwar nicht „ehrwürdigen“, aber wirklichen „Väter“ betrieben werden.

Da wurde der römisch-katholische Pfarrer und Dechant Johann Szulhaz zu Zeliz in Ungarn wegen Theilnahme an der Ermordung von sechs mit der Wirthschafterin erzeugten Kindern eingesperrt.

Da wurde der römisch-katholische Caplan Bela Nemet zu Pinczehely in Ungarn vor Gericht gestellt, weil er ein von ihm gezeugtes, lebendes Kind in den Abort warf.

Das sind nur ein paar Pröbchen, wie ich sie an einem Tage in drei Blättern gefunden habe. Man schließe daraus, was wohl in einem ganzen Jahre in der ganzen Christenheit Alles passiren mag, und man sei überzeugt, daß die „Gesalbten des Herrn“ mit all' ihrem „Glauben“ um kein Haar mehr werth sind, als ungesalbte Menschenkinder.

Mein Freund Capuziner aber lerne daraus Bescheidenheit und gewöhne sich das kindische Staunen über Laienverbrechen ab.

Offener Brief.

(Nr. 69. — 1869.)

In Nr. 56 dieses Blattes besprach ich auf Grund historischer Thatsachen den römischen Ablaßschwindel. Nr. 56 wurde confiscirt.

In Nr. 57 offerirte ich dieselben von aller Welt anerkannten historischen Wahrheiten. Nr. 57 wurde confiscirt.

In Nr. 67 zählte ich genau nach der Legende alle jene schätzbaren Eigenschaften auf, kraft welcher eine gewisse Rosa von Lima „heilig" gesprochen wurde. Nr. 67 wurde confiscirt.

In Nr. 68 wies ich an der Hand der Geschichte nach, wie die römische Kirche durch Schwert und Brandfackel „bekehrte". — Nr. 68 wurde confiscirt.

Wenn der Herr Staatsanwalt mit der von mir angewandten Stylisirung nicht zufrieden ist und diesen seinen Geschmack mittelst Confiscation gewissermaßen auch dem ganzen übrigen Lesepublicum octroyiren will, so ist das seine Sache; — wenn aber ich mit dem Geschmacke des Herrn Staatsanwaltes nicht zufrieden bin und den Kern des Geschriebenen, die unumstößliche geschichtliche Wahrheit höher stelle, als das stylistische Gewand, so ist das meine Sache, die für richtig zu halten mir alle Paragraphe der Erde nicht verwehren können. Der Herr Staatsanwalt ist Kläger, ich bin Geklagter — wir geben halt Einer dem Anderen Unrecht, das ist Alles. Unsere Rechte vor dem Gesetze sind gleich — höchstens bis auf die Kleinigkeit, daß der Herr Staatsanwalt meine Schriften jederzeit confisciren kann — ich aber die seinigen (leider) niemals.

Darum fällt mir's gar nicht ein, über das Vorgehen des Herrn Staatsanwaltes klagen zu wollen (was auch nichts nützen würde) — im Gegentheile, mir ist jeder Anlaß zur vollen Würdigung unserer rühmlichst bekannten, von Russen und Türken längst und heftig beneideten Freiheiten

äußerst interessant; — ich liebe es, den freien Geist der Staatsgrundgesetze zu erkennen, tritt er auch (wie jetzt schon üblich) in — Polizeigestalt vor mich hin, um zu confisciren, was gerade noch an „Freiheiten" vorhanden. Friction ist das Element des Lebens, und nur durch anhaltende „Reibung" zwischen Staatsanwaltschaft und Publicistik ist es möglich, daß mit der Zeit in beiden Theilen die Erkenntniß lebendig werde, wie vortrefflich unser Preßgesetz für Jedermann — der nichts drucken läßt. —

Man sieht, meine Sympathie für die Staatsanwaltschaft ist trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheit eine eminente, und nur dieser meiner Sympathie mag es zuzuschreiben sein, daß ich mich hier folgendermaßen nach dem Herrn Oberstaatsanwalt Gabriel erkundige:

Ist es wahr, Herr Oberstaatsanwalt, daß Sie, dessen „ultramontane" Gesinnung über alle Zweifel erhaben — wenn auch nicht die „packende" — so doch die „treibende" Kraft bei den in neuerer Zeit erstaunlich prompt aufeinander folgenden Confiscirungen der „Freiheit" sind?

Ich frage das nur, weil mir die in letzterer Zeit von der Staatsanwaltschaft beobachtete, ich möchte fast sagen: „canonische" Haltung aufgefallen ist. Unwillkürlich muß ich der Zeit gedenken, in welcher einige hundert Bischöfe zu Trient jene „Religion" zusammenstellten, welche man noch heutigen Tages die „katholische" nennt. Von der Basis der vor dreihundert Jahren gefaßten „Trienter Beschlüsse" aus hat die Staatsanwaltschaft meine Aufsätze über den „Ablaß" und die „heilige" Rosa von Lima beurtheilt. Ich bin nun der Ansicht, daß es einer Staatsbehörde des

19. Jahrhunderts geradezu unmöglich sein dürfte, alle jene „Trienter Beschlüsse“ gegen die schärfste Verurtheilung oder das lauteste Gelächter zu schützen, und in der Praxis ist's auch so.

Ich habe zu Anfang dieses Jahres durch 5 Nummern der „Freiheit“ hindurch über die vom Trienter Concilium feierlichst renovirte „Hölle“ in einem Athem gelacht. Man confiscirte nicht.

Ich habe die vom Trienter Concilium feierlichst bestätigte Fluchbulle „In coena Domini“ zu wiederholten Malen als das bezeichnet, was sie jedem ehrlichen Menschen sein muß — als ein Schandwerk erster Classe. Man confiscirte nicht.

Ich habe die vom Trienter Concilium feierlichst bestätigte „Inquisition“ genau als das Mord- und Diebsgeschäft gemalt, das sie gewesen. Man confiscirte nicht.

Ich habe noch manche andere vom Trienter Concilium feierlichst bestätigte Narrheiten oder Schlechtigkeiten in heiterer und ernster Weise zerlegt, und man confiscirte nicht — denn der Geist einer freieren, besseren Zeit hatte schon längst jenen alten Plunder confiscirt.

Nun sehe ich auf einmal Confiscation auf Confiscation folgen und zwar auf Grund der „Trienter Beschlüsse“. Da kann man es mir wohl nicht verübeln, daß ich mich Ihrer notorischen „Frömmigkeit“ erinnere, Herr Oberstaatsanwalt Gabriel.

Das Trienter Concilium hat die „Ungläubigen“ feierlichst verdammt und verflucht, die römische Clerisei thut dasselbe noch heute in ungenirtester Weise, und die Wissen-

schaft, die freie, ehrliche Ueberzeugung, die ewigen Rechte der Menschheit werden noch heute auf Grund der „Trienter Beschlüsse" im Syllabus, in Allocutionen, Hirtenbriefen und Kanzelreden vor aller Welt in schamlosester, dummdreistester Weise insultirt. — Da ist es mir wohl zu verzeihen, wenn ich jenen „Trienter Beschlüssen", als der Grundlage so vieler Unwürdigkeiten, allen Respect versage, und es ist wohl auch nicht unbillig, wenn ich für meinen auf freier Ueberzeugung beruhenden Unglauben, der doch wahrhaftig weder dem Staate, noch dem Individuum Gefahr bringt, dasselbe Recht in Anspruch nehme, welches Papst und Clerisei für ihren Glauben fordern.

Erscheint die wahrheitsgetreue Schilderung kirchengeschichtlicher Pinseleien oder Schurkereien als „Spott", so sollten doch füglich Diejenigen dafür verantwortlich sein, welche durch Erfindung jener Nichtsnutzigkeiten die Heiterkeit oder die Entrüstung jedes Vernünftigen in unwiderstehlichster Weise herausforderten.

Ich habe der Menschheit keine Ablaßzettel für theueres Geld verkauft und dabei behauptet: das sei aus dem „Gnadenschatze des mehrvergossenen Blutes Christi" und garantire den Nachlaß der schändlichsten Verbrechen, die man begangen habe oder erst begehen wolle.

Ich habe auch die Rosa von Lima nicht „heilig" gesprochen, weil sie auf Glasscherben schlief, den „himmlischen Bräutigam" auf ihrem Nadelkissen sitzen sah und niemals von Flöhen gebissen wurde.

Alle diese Meucheleien wurden von römischen Päpsten an der Menschenvernunft verübt; — ich habe nur d'rüber gestaunt und — gelacht. Und ich meine, dieses Vergnügen

hätte man einem Manne getrost lassen können, der sich alljährlich mindestens einmal (am „Gründonnerstage") mit der übrigen Gesellschaft der „Heiden", „Ketzer" u. s. w. in allen römischen Geschäftslocalen feierlichst verdammen und verfluchen lassen muß bis hinab in die „tiefste Tiefe der Hölle" — ohne daß die Staatsanwaltschaft sich seiner „armen Seele" annimmt.

— — — — — —

Zum Schlusse, Herr Oberstaatsanwalt, wiederhole ich meine obengestellte Frage, welche ich für vollkommen zuläßig erachte, unter freien, selbstständigen Männern.

Graz, am 31. August 1869.

Die „heilige" Therese.

(Nr. 69. — 1869.)

Angesichts der fatalen Thatsache, daß ich als gesetzlich „verfluchter" Ketzer über „heilige" Dinge nicht „spotten" darf, begnüge ich mich mit der kalten, trockenen Aufzählung jener historischen Daten, welche die „Heiligsprechung" Theresens veranlaßten.

Diese „Arche der Weisheit", „Balsamgarten", „Orgel und Cabinetsecretär des heil. Geistes" u. s. w. ward 1515 geboren und starb 1582. Ihre Carrière machte sie in einem Carmeliterinnenkloster, wo ihr eines schönen Tages „die Hostie aus der Hand des Bischofs von selbst in den Mund flog".

Eines anderen schönen Tages ernannte sie Jesus mit folgenden schlichten Worten zu „seiner Braut": „Von nun an bin ich ganz Dein und Du ganz mein".

Später wurde sie von einem „Seraph" mit einem „glühenden Pfeile getupft" und empfand so „süßen Schmerz", daß sie wünschte, „ewig so getupft zu werden". (Das Fest dieser „Bepfeilung" wird in Spanien noch jetzt am 27. August gefeiert.)

Ihre Carmeliterinnen verhielt die fromme Therese zu den „heiligsten" Uebungen. Sie mußten auf Dornen schlafen, aus Spucknäpfen trinken, todte Mäuse, faule Eier u. dgl. im Munde tragen und sich fleißig prügeln. (Siehe: Krakauer Geschichte.)

Große Abneigung hatte die „Heilige" gegen — Männerhosen, und die ihr untergebenen Carmelitermönche durften nur kleine Wollenschürzchen, die Nonnen aber mußten Höschen tragen.

Sie starb, wie sie „nach ihrem Tode" einer befreundeten Nonne mittheilte, nicht an Krankheit, sondern an „Inbrunst der Liebe" — zum „himmlischen Bräutigam" natürlich.

Wegen Alldem steht sie als „Heilige" im Kalender.

An den Herrn Dechant von Pöllau.

(Nr. 70. — 1869.)

Kürzlich wurde mir unter Bürgschaft mitgetheilt, daß man um Pöllau herum sogenannte „Wetterkreuze" aufstellte — das sind Stämme mit dreifachen Querbalken und daran befestigten „Marterwerkzeugen".

Ich dachte mir, Sie würden gegen dergleichen abergläubischen Spuck von der Kanzel herabwettern, daß es

krachte; aber, siehe da, nun erfahre ich, daß von der Kanzel herab nur jenes Quantum Korn und Stroh bestimmt wurde, welches Ihnen die unglaublich gläubige Bevölkerung für die Einweihung jener abgeschmackten Wetterklötze liefern mußte!

Sagen Sie mir doch, Herr Dechant, haben Sie selbst auch nur den Schein einer Spur von Glauben an die Wetterwirkung solcher komischen Hölzer? Denken Sie etwa, die Wetterwolken sollten sich vor dem schrecklichen Anblicke der „Marterwerkzeuge“ schleunigst verziehen, oder der Blitz sollte vor dem dreifachen Kreuze andächtigst verweilen?

Ach, frommer Herr, ich bezweifle aus tiefster Seele, daß Sie selbst bei Wettersgefahr sich hinter einem jener „geweihten“ Möbel sicherer fühlen würden, als unter einem soliden, ungeweihten Dache! Warum also jenen ganzen weihevollen Humbug.

Ich will's Ihnen sagen, Hochwürdigster: um des Geschäftes willen haben Tausende von Oberfrömmlingen schon Millionen von Dummheiten „geweiht“ und sich wohl dabei befunden. Den armen, blöden Schafen bleibt bei solchen Geschäften regelmäßig ein Stück Aberglauben, so trost- und werthlos wie eine Nase voll Weihrauch; den Himmels- und Höllenspeculanten aber bleibt ein gutes Stück Geld, groß genug, um damit manch' volles Glas zu leeren auf das Wachsen und Gedeihen des blinden Köhlerglaubens.

Das ist das ganze Geheimniß, Herr Dechant, und ich sehe im Geiste, wie Sie mir schmunzelnd Recht geben.

Drei „heilige" Katharinen.

„Die Liebe, die Liebe
„Hat sie soweit gebracht!"

Die glühendste Liebe zum „himmlischen Bräutigam" trieb die „heilige" Katharina von Cardone, eine Italienerin, in die Wildniß, wo sie drei Jahre lang in einer Höhle logirte und Gras fraß, ohne die Hände zu gebrauchen — welches Plaisir man heutzutage dem lieben Vieh ausschließlich überläßt. Ihr Gewand war aus Dornen und Eisendraht geflochten. — Das sind im Wesentlichen ihre Verdienste um Gott und die Menschen.

In fabelhafter Liebesgluth für den „himmlischen Bräutigam" verzehrte sich auch die „heilige" Katharina von Genua. Oft wälzte sie sich wie wahnsinnig auf der Erde umher und schrie unaufhörlich: „O Liebe, o Liebe! ich halt' es nicht mehr aus!" Allerdings schon ein bedenkliches Stadium. — Trotz dieses Wälzens oder vielmehr eben deswegen steht sie nun „heilig" im Kalender.

Zur „heiligen" Katharina von Siena kam der „himmlische Bräutigam" persönlich und steckte an ihren Finger als ewiges Verlobungszeichen einen höchst werthvollen Diamantring, der nur den einen Fehler hatte, daß ihn kein Mensch sah, als nur Katharina allein. — Solche Ringe habe ich massenhaft am Lager und bin bereit, sie dem Herrn Bischof von Graz das Dutzend à 1 Neukreuzer abzutreten.

Diese „heilige" Katharina hatte auch das seltene Glück, einmal das „rosinfarbige" Blut Christi aus der „Seitenwunde" selbst trinken zu dürfen, was meines Wissens

in neuerer Zeit noch Niemanden passirte. Natürlich drückte ihr Christus auch seine fünf Wunden ein, worüber sich aber ein 40jähriger Streit zwischen den Dominicanern und Franciscanern erhob, so daß zuletzt Papst Urban VIII. entscheiden mußte: mit den fünf Wunden Katharinens sei's zwar richtig; dieselben hätten aber nicht geblutet, wie die des „heiligen" Franz von Assisi. — Das tröstete die braven Franciscaner nicht wenig, die's nun einmal nicht leiden wollten, daß ein Anderer bluten könne, als ihr Franz.

Von sonstigen welterschütternden Thaten dieser „heiligen" Katharina ist nichts bekannt.

Heiliger Blödsinn.

(Nr. 71. — 1869.)

In der Kirche zu St. Wolfgang bei Ischl ist hinter dem Altare unter vielen bildlich und schriftlich dargestellten „Wundern" auch folgende bauchfellzerreißende Lächerlichkeit zu sehen. Ein Arbeiter stürzt von einem hohen Baugerüste, der „heilige" Wolfgang, der wohl gerade frisch aus dem „Himmel" gekommen, fängt ihn mitten in der Luft ab, nimmt ihm die „Beichte" ab, gibt ihm die „Absolution", ölt ihn ein und — läßt ihn dann weiterfallen, daß er richtig das Genick bricht. — Ich denke, der größte Schöps im „großen Schafstalle" sollte beim Anblick solcher „Wunder" — Mensch werden.

Allerhand Schreibweisen.

Die Staatsbehörde hat darauf hinweisen zu müssen geglaubt, daß in der „Freiheit" in „spöttischer", „frivoler", „trivialer" 2c. 2c. Weise von geistlichen Dingen gesprochen worden sei. Ich wäre nun in der Lage, der Staatsbehörde aus zahlreichen, von römisch-katholischen „Heiligen" selbst geschriebenen Werken, aus Legenden und frommen Lehrbüchern eine Sammlung von Redeblumen zu präsentiren, welche Alles übertreffen, was an grober Schweinerei und schweinischer Grobheit jemals geleistet worden ist.

Ach, Herr Staatsanwalt, lesen Sie doch z. B. nur einmal die Streitschriften des „heiligen" Hieronymus gegen die Ehe — da kommen auf jeder Seite gräßliche Dinge vor. Oder lesen Sie die Schriften des frommen Canonicus und päpstlichen Geheimschreibers Nicolaus de Clemanzis über die höhere und niedere Pfaffenschaft des 15. Jahrhunderts. Da werden Sie Seite für Seite Dinge finden, unter welchen nachfolgende Stelle rein als anmuthig-zarte Schmeichelei für die damalige Geistlichkeit erscheint:

„Ist Jemand", schreibt Clemanzis, „heut zu Tags träge und zum üppigen Müssiggange geneigt, so eilt er sogleich, ein Priester zu werden. Alsdann besuchen sie fleißig lüderliche Häuser und Schenken, wo sie ihre ganze Zeit mit Saufen, Fressen und Spielen zubringen, betrunken schreien, fechten und lärmen, den Namen Gottes und der Heiligen mit ihren unreinen Lippen verwünschen, bis sie endlich aus den Umarmungen ihrer Dirnen zum Altare kommen."

Wollte sich die Staatsbehörde einmal so recht scharf für fromme oder gar „heilige" Schriftsteller interessiren — sie käme Jahre lang aus dem Confisciren gar nicht heraus.

Der Papst

mag seine „unfehlbaren“ Augen nicht wenig aufgerissen haben, als er die Epistel las, die ihm der amerikanische Bischof Cleveland Coxe anläßlich des Concils zuschickte. In dieser sehr gelehrten und dabei sehr frommen Epistel kommt die ganze weltliche und geistliche Papstherrschaft verdientermaßen miserabel weg; — sie wird einfach gar nicht anerkannt, und es ist jedenfalls gut, daß nun auch einmal Geistliche Das sagen, was vernünftige Menschen längst gesagt haben.

Der Brief des amerikanischen Bischofs an den „römischen Bischof Pius“ ist zu lang, als daß ein nicht für Emballagezwecke berechnetes Blatt ihn ganz veröffentlichen könnte; auch genügen einige Stellen, um auf das Ganze schließen zu können.

Da ist einmal eine recht interessante Stelle über jene rothen Kirchenerzeugnisse, welche man „Cardinäle“ nennt und von denen einige Komiker und sonstige Theologen behaupten, sie seien zu irgendwelchem plausiblen Zwecke auf der Welt:

„Anstatt wenigstens die Zustimmung der alten und apostolischen Stühle des Orientes zu erlangen, haben Sie an Ihre Mitbrüder im katholischen Episcopate nach dem Gutachten und Rathschlage einiger Würdenträger Ihrer Curie, die sie Cardinäle nennen, das Wort zu richten gewagt. Diese Würde ist der katholischen Kirche unbekannt. Es wurde nie ein öcumenisches Concil auf das Gutachten solcher Personen hin zusammenberufen. Einige dieser Cardinäle sollen, wie man sagt, nicht einmal Bischöfe sein; andere wären nicht einmal Priester, sondern nur Diaconen. Hat man jemals gehört, daß derlei Personen sich erlaubt hätten, das Wort an das katholische Episcopat zu richten, von dem Sie selber, wenigstens in Worten, bezeugen, daß es von dem heiligen

Geiste zur Regierung der Kirche eingesetzt worden ist? Was sind denn diese Würdenträger, die Sie Cardinäle nennen, daß sie sich erlauben, diese Functionen des ganzen Episcopats an sich zu reißen und mit Ihnen, anstatt mit den apostolischen Patriarchen zu verhandeln, die immer den ersten Rang in der Kirche eingenommen haben? Der heilige Hieronymus beschuldigt allerdings die römischen Diaconen seiner Zeit einer großen Unverschämtheit und Anmaßung; hat man aber je gesehen, daß derlei Leute sich die heiligsten Functionen der Apostel-Nachfolger angemaßt hätten?"

Wenn der „heilige" Hieronymus schon über die „Unverschämtheit" jener römischen Diaconen klagte, wie würde er erst über den Cardinal Antonelli und „derlei Personen" wettern müssen, die sich heutigen Tages geberden, als seien sie lauter Blasebälge des „heiligen Geistes"!

„Was nun die Decrete betrifft, scheinen Sie zu vergessen, daß die Decretalien, deren Styl Sie nachahmen, ganz entschieden als gefälschte Documente von Ihren eigenen Doctoren aufgegeben worden sind; daraus geht hervor, daß ihre Sprache ohne Beispiel außer jenem eines schon erkannten Betruges ist. Schon seit Langem hat dieser Betrug Ihren Vorgängern jene Herrschaft über die Kirche des Occidents gesichert, die sich Nicolaus I. angemaßt hatte und die später in die feudalen Institutionen der Nachfolger Carl's des Großen überging."

Es ist hier von den sogenannten „Pseudo-Isidorischen Decretalen" die Rede, auf welchen ein großer Theil der päpstlichen Machtansprüche basirt. Da nun diese Decretalen erwiesenermaßen total gefälscht sind, kann sich jedes normale Gehirn die nöthigen Schlüsse über die „Rechtmäßigkeit" der Papstherrschaft selbst ziehen. Für einen Mann aber, der gewohnt ist, alle seine Schreibereien und Plaudereien von geschorenen Hirten und doppeltgeschorenen Schafen als „Aussprüche Gottes" angestaunt zu sehen, mag es höchst zuwider

sein, von einem „ehrwürdigen Mitbruder" folgende Kleinigkeit hören zu müssen:

„Daß Sie es jetzt wagen, sich an die christliche Welt in dem Styl dieser „vorgefaßten Lüge" zu wenden, welche die Jesuiten selber als die Grundlage Ihrer neuen Lehre erklärt haben, ist umsoweniger zu entschuldigen, weil Sie den Betrug erkennen, was bei einigen Ihrer Vorgänger nicht der Fall war."

Weiterhin wird dem „römischen Bischofe" Pius weidlich unter die heilige Nase gerieben, daß er selber eigentlich ein großer „Ketzer" sei, dem man „den Proceß machen" müßte, weil er „von seiner Kanzel herab eine Fabel über die „Mutter Gottes" gelehrt und als Glaubenssatz (Dogma) auferlegt habe, die nur einen Mahomed als Urheber haben könnte". Es ist das nämlich das Dogma der sogenannten „unbefleckten Empfängniß" Mariä, welches allerdings jedem denkenden Menschen „Fabel" ist.

Höchst ergötzlich ist's übrigens, daß hier ein „ehrwürdiger Bruder" vom anderen per „Ketzer" tractirt wird; dergleichen passirt sonst nur — Unsereinem.

Auf die bekannten komischen Phraseleien des Papstes, „daß die Macht der katholischen Kirche nicht allein das ewige, sondern auch das zeitliche Glück der Menschheit bezwecke, den Fortschritt, die Wissenschaft u. s. w. fördere", erwidert der amerikanische Bischof trocken:

„Von dem Sie hier behaupten, daß es nicht geleugnet werden könne, wissen sie recht wohl, daß es die ganze civilisirte Welt als falsch verwirft. Die ganze Geschichte, die ganze Literatur bezeugt die Verderbniß und den Verfall, denen jedes Volk und jeder Staat verfällt, der Ihre Macht und Lehre vollinhaltlich annimmt. Ihre autorisirte Moral-Theologie richtet die Untergebenen des Beichtstuhles zum Betruge und Meineid ab; sie ist eine Feindin

der Keuschheit der Frauen und des Friedens der Familien. In Ihrem neuen Syllabus haben Sie der Wissenschaft und der socialen Existenz der Völker den Krieg erklärt; Sie sind der geschworene Feind der freien Regierungen und alles dessen, was den Volksgeist aufklärt."

Wackerer Cleveland Coxe, stündest Du Dich als Bischof von Buffalora nicht besser — du müßtest Mitarbeiter der „Freiheit" werden, sowie ich dem Papste von Herzen einen Platz in der Redaction des „Volksblattes" gönne.

Herr Coxe bespricht sich mit dem „ehrwürdigen Bruder" weiter:

„Sie wissen recht wohl, welche Unwissenheit und welchen groben Aberglauben Sie in dem Reiche, dessen Souverän Sie sind, dem gemeinen Volke mit der Spitze der Bajonnete aufgedrungen haben. Das genügt nicht; Sie haben vor nicht Langem die goldene Rose, als Zeichen Ihrer ganz besonderen Zustimmung, der zügellosesten Fürstin Europa's geschickt, die später von ihren Völkern wegen ihrer Unsittlichkeiten und Tyranneien abgesetzt wurde. Sie wissen, daß dies Alles allgemein bekannt ist, und dennoch fordern Sie alle Welt heraus, diese so klarliegenden Thatsachen zu behaupten. Es ist mir peinlich, mein Bruder, angesichts Ihres ehrwürdigen Alters und der Güte Ihres Naturells Ihnen solche Dinge in's Gedächtniß rufen zu müssen; aber das Menschengeschlecht verdient mehr Verehrung als ein einzelner Mensch, sei er nun König oder Papst. Wie könnte ich mich also enthalten, Ihnen im Namen der Menschheit zu antworten, da Sie uns derart herausfordern, unseren Verstand und unser Gedächtniß zu gebrauchen, und zwar Ihre Briefe aus dem Kerkerumfange datirend, wo Galilei schmachtete, aus der Stadt, wo einer Ihrer Vorgänger das Tedeum zu Ehren des Gemetzels der Bartholomäus-Nacht sang, und aus dem Palaste, wo das Portal der Capelle, in der Sie unablässig für die Wohlfahrt des Univer-

sums zu beten vorgeben, durch ein Gemälde entehrt wird, das dieses Gemetzel darstellt."

Gegen solche vernichtende, aller Welt klare Wahrheiten hilft weder Rosenkranzwedeln noch Bannfluchspucken; — dergleichen muß mit wehmuthsvollem Himmelsgeblinzel genossen werden. —

Die weiteren, sehr genauen Erörterungen des Amerikaners über Dies oder Das, was der „heilige" Petrus oder Paulus „gesagt" hat, was „geschrieben steht" u. dgl., will ich als reingeschäftliches Material der beiden „ehrwürdigen Brüder" übergehen. Heutigen Tages interessiren sich für solches Himmels- und Höllenküchenlatein doch höchstens nur noch ein paar oberfromme Hypochonder. Es fällt mir auch gar nicht ein, an die Nützlichkeit eines Bischofs von Buffalo zu glauben, weil derselbe die Unfehlbarkeit des römischen Bischofs nachgewiesen, und es kommt mir höchst lächerlich vor, wenn die „Neue k. k. freie Presse", die den ganzen Brief veröffentlicht, von einem „wahren Nachfolger der Apostel" und dergleichen Schönheiten fabelt, die regelmäßig aufmarschiren, wenn zufällig einmal ein Pfaffe weniger — Pfaffe ist, als der Oberpfaffe in Rom.

Der Bischof von Buffalo ist einfach ein gescheidter Mensch, welcher die viele freie Zeit, die einem Bischof beschieden, dazu benützte, um dem vom Unfehlbarkeitsdusel angekränkelten „Bruder" zu Rom einen historisch und logisch gediegenen Klapps zu versetzen. Dabei bleibt er anglikanischer Bischof von Buffalo und zieht seinen Schäflein ebenso kaltblütig die Seele über den Katechismus und das Fell über die Ohren, als irgend ein anderer Ehrwürdling. —

Uebrigens empfiehlt sich diese amerikanische Epistel zur Vorlesung in den gerade jetzt stattfindenden Conclave-Versammlungen unseres „katholisch-conservativen Vereines".

(Nr. 72. — 1869.)

„Er sei verflucht!"

(Nr. 72. — 1869.)

Es ist ein herrliches Zeichen unserer freieren Zeit, daß nun schon Fürst-, Erz- und sonstige Bischöfe das unbestrittene Recht genießen, sich auf dem unermeßlichen Gebiete schlichter Dummheiten öffentlich zu blamiren. Noch vor wenigen Jahren war das diesen frommen Leuten geradezu unmöglich, denn das Concordat umgab sie mit einem Dunste von „Ehrwürde", den selbst der grellste Dummheitsblitz nicht durchdrang.

Knallte der Olmützer Erzbischof damals eine Bann- und Excommunicationsrakete los, so blieb alle Welt ernsthaft, denn sie wußte noch nicht, daß es gestattet sei, darüber zu lachen. Heute aber liest sie mit brausendem Gelächter, wie ein Herr „Friedrich, durch Gottes Erbarmung und von des heil. apost. Stuhles Gnaden Erzbischof von Olmütz, Herzog, Fürst, der königl. böhm. Capelle Graf, Landgraf von Fürstenberg, Doctor der Theologie" rc. rc. einen Herrn Joseph Dukat, ehemaligen Ordensgeistlichen, wegen des „Verbrechens des schismatischen Abfalles" feierlichst mit „Bannfluch" und „Excommunication" belegt und „alle rechtgläubigen Christen" ermahnt, „sich vor ihm zu hüthen".

Die humoristische Stylprobe schließt echt apostolisch-demüthig: „Gegeben in Unserem fürst-erzbischöflichen Schlosse Hochwald" u. s. w.

Hat man hier den ersten Lachkrampf überwunden, so thut man wohl, zu fragen: wie kommt heutigen Tages noch ein solcher „Gotteserbarmungs" - Friedrich dazu, in einem „confessionslosen" Staate einen Nebenmenschen öffentlich „Verbrecher" zu schimpfen? Kann der Herr Dukat im „confessionslosen" Staate nicht sein Gewissen verwalten, wie es ihm beliebt? Und hätte er jetzt nicht das Recht, diesen schimpfenden Glaubens-Friedrich auf „Ehrenbeleidigung" zu klagen?

Das sind Angesichts der erstaunlichen Dreistigkeit, mit welcher unsere Herren Bischöfe sich noch als „Richter" geberden, und Angesichts der heillosen Unklarheit unserer interconfessionellen Verhältnisse keineswegs unnütze Fragen. Bis jetzt habe ich noch nicht gehört, daß ein solch' abgeschmacktes, aller Vernunft und Gewissensfreiheit hohnsprechendes „Urtheil" — confiscirt worden wäre. Ich möchte das auch im Interesse des freien Meinungsaustausches nicht wünschen, halte es aber für billig und gerecht, daß der Staat einmal aufhöre, eine Kirche in besonderen Schutz zu nehmen, welche solche Himmelsrichter und solche Höllenurtheile producirt.

Das Grazer Concilchen.

(Nr. 73—74. — 1869.)

Das Grazer Concilchen ist zu Ende; die Pfarrer und Capläne sind mit ihren Hutschachteln, Regenschirmen und Pfarrkindern wieder dahingefahren, woher sie auf den Hilferuf unserer Glaubens-Conservatoren gekommen.

Werfen wir nun einen kritischen Blick auf Das zurück, was diese fromme Gesellschaft zwei Tage hindurch hinter den Mauern der „Reitschule" getrieben.

Schon am Dienstag fielen einige Hundert verdutzte Bauern dem Obmanne des katholisch-conservativen Vereines und „Vaterlands"-Correspondenzlers Baron Buol zum Opfer. Dieser gedächtnißstarke Mann tractirte sie mit einer Rede über „Türkengefahr", die vor etwa sieben Wochen schon der liberale Professor Dawidovsky gehalten. Nur sagte natürlich der fromme Baron Buol Alles verkehrt.

Als er die „schlechten Blätter" verdammte, erscholl eine Stimme: „Nieder mit der Presse!" Man weiß nicht genau, war's ein bekneipter Vorbeter oder ein Engel.

Am Mittwoch las mein Freund, der Bischof von Graz, im Dome die Messe und hielt dann in der „Reitschule" die Predigt, nachdem der unvermeidliche Baron Buol einen langweiligen „kurzen Blick" über „Ziel und Zweck" der Versammlung und sonst wohin in die Luft geworfen hatte.

Wer den Herrn Bischof von Graz kennt, der weiß, wie schwer mit ihm selbst über ein Pfund Kirschen zu sprechen ist, ohne daß er sofort den „Teufel" — populär gesprochen — „beim Frack hat". Auch diesmal tummelten sich Se. Gnaden hastig über die nöthigen „Schmerzen und Verfol-

gungen der Kirche", „Anmeldungen falscher Christusse" u. s. w. hinweg, um mit geübter Hand Freund „Lucifer" an den Hörnern zu fassen, abzuschlachten und sodann vor der frommgruselnden Versammlung anatomisch-genau zu zerlegen. (Armer „Lucifer!" Du mußt in der That gräuelich aussehen, da Du nicht von „besseren Eltern" bist, als von oberfrommen Herren und alten Weibern!)

Dieser „Lucifer", dem der Herr Bischof bereits seine besten, schwungvollsten „Hirtenbriefe" gewidmet hat, „verbreitet weltgroße Lügen und lächerliche Absurditäten als scheinbare Wahrheit durch Blätter, die die Absicht haben, sie den Lesern glaubwürdig darzustellen". So versicherte wenigstens wörtlich der Herr Bischof.

Abgesehen nun von der rhetorischen Jammergestalt dieses Satzes, muß ich die gerechtesten Bedenken gegen die Wahrhaftigkeit desselben aussprechen.

Ich will annehmen (obgleich ich's nicht glaube) es gäbe einen „Teufel", einen großen, schlechten Kerl, dessen ganzer Zeitvertreib von Ewigkeit her nichts anderes ist, als die Fabrication „weltgroßer Lügen", „lächerlicher Absurditäten" und sonstiger historischer Päpstlichkeiten. Wie könnte dann der „Gott", an den Sie, Herr Bischof, glauben, dieser „allmächtige" und vor Allem „allgerechte" Gott, es dulden, daß jener freche Höllenlümmel die ganze Welt beharrlich mit Jammer und Elend erfülle? Wie könnte er es dulden, daß sein eigener Statthalter (was ja doch nach Ihrer Meinung der Papst ist) nur noch durch die Gnade eines moralischen und physischen Prostatätlings auf dem „Petersstuhle" sitzet und alle Welt (gleichviel ob Juden oder

Ketzer) anpumpen muß, um fürstlich leben zu können? Wie könnte er es endlich dulden, daß Sie, Herr Bischof, um dieses miserablen „Teufels", „Satans", „Lucifers", Samiels" „Belzebubs" &c. &c. willen Ihre kostbare Zeit, Lunge, Tinte und Papier vergeuden müssen, die Sie ja doch für bessere, vernünftigere Dinge so trefflich verwenden könnten?

Wenn Sie mir nur eine dieser Fragen in menschlich-plausibler Weise (ohne die handwerksmäßigen Phrasen von „unerforschlichem Rathschlusse" und „Aufklärung der ganzen Geschichte am jüngsten Tage") beantworten können — dann, Herr Bischof — ich zittere vor dem bloßen Gedanken — aber dann werde ich römisch-katholisch.

Mehr kann der Mensch nicht thun. Sollten Sie aber unter Ihrem „Lucifer" (d. i. Lichtbringer) die Summe unserer Aufklärung, unseres glaubenslosen Wissens und Forschens, unseres ehrlichen Ringens nach Licht und Freiheit meinen — dann, Herr Bischof, bekenne ich Ihnen freudig, daß Ihr „Teufel" mein „Gott" ist, dem ich unwandelbar treu bleiben will bis in den Tod.

Doch, genug vom „Teufel"; fühlen Sie sich in seinem Besitze glücklich, so mag ich Sie darin nicht stören. Sie sprachen ferner von jener „Nacht", die Jesus gemeint habe, als Petrus ihn feiglings verleugnete. Sie suchen diese Nacht überall dort, wo der Glaube fehlt, und nennen Sie die „Nacht der Unwissenheit", und doch wissen Sie recht wohl, daß gerade dort, wo Ihr Glaube noch am sichersten nistet (in Kärnten, Krain, Tirol und Oberbaiern, im südlichen Frankreich, Italien und Spanien), die Unwissenheit und Unsittlichkeit einen weit höheren Grad erreicht, als in mindergläubigen Ländern. Sie wissen recht wohl, daß kein

Völkchen so gründlich verdorben, so fabelhaft unwissend ist, als das Ihres Papstes, das ja doch die „Segnungen des Glaubens“ aus erster Hand empfängt und kaum eine dunkle Ahnung hat von „Unglauben“, „Aufklärung“, „Zeitgeist“ u. dgl. „Teufeleien“.

Die Statistik mit ihren unerbittlichen Ziffern zeigt Ihnen das Alles in schlagendster Weise, und doch, Herr Bischof, genirten Sie sich nicht im Mindesten, das gerade Gegentheil zu behaupten. Sie wußten eben, mit wem Sie zu thun hatten; die Hunderte von Geistlichen wollten und durften Ihnen nicht widersprechen und die tausend Bauern konnten's nicht. Wären die Versammlungen in der Reitschule nicht exclusive Glaubensverkrochenheiten, sondern freie, offene Volsversammlungen gewesen, dann, Herr Bischof, seien Sie überzeugt, würde man in kühlster, höflichster Weise die Unwahrheit Ihrer Behauptungen bewiesen haben, und ich wette, Sie hätten schließlich selbst vor den Augen Ihrer Bauern ein gutes Stück Nimbus in der „Reitschule“ zurückgelassen.

Sie würden dann das kennen gelernt haben, was Sie in Ihrem heiligen Humore „Zeitgeistelei“ und „öffentlichen Wind“ nennen und was der Welt jedenfalls gesünder ist, als die faulen Blähungen patentirter Hirnverstopfungskünstler.

Sie, Herr Bischof von Graz, haben uns „Zeitgeistler“ beschuldigt, daß wir das Volk „verführen“ und damit in „Gefahr“ bringen. Sie zum Beweise dieser leichtsinnigen Behauptungen aufzufordern, wäre nutzlos; denn Ihr Herren Bischöfe seid zu sehr von Euerer „oberhirtlichen Autorität“ durchdrungen, als daß Ihr Euch auf Beweise einließet. Dafür aber will ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie und Ihr

Anhang das Volk zu „verführen" suchen. Sie und Ihr Anhang haben zu oft wiederholten Malen den Versuch gemacht, die durch Ihre Vorgänger verdummten Bauernseelen gegen Dinge einzunehmen, welche dieselben gar nicht verstanden, und welche denselben von der Kanzel herab gar nicht oder falsch erklärt wurden. Ich weise auf das interconfessionelle, auf das Ehe= und Schulgesetz hin. Gegenüber diesen im Geiste der Humanität und Vernunft erlassenen Gesetzen haben Sie und Ihr Anhang nichts besseres zu thun gewußt, als an den blinden, blöden Glaubenseifer der Bevölkerung zu apelliren. Sie haben die Rechte der Kirche, die Sittlichkeit und die Familie für gefährdet erklärt, haben u. A. die Civilehe als „sträfliches, unsittliches Verhältniß" hingestellt und für alle Ihre Behauptungen keine anderen Beweise gegeben, als die Berufung auf alte Menschenschriften, die nicht unfehlbar sein können, weil sie in hundert Fällen einander selbst widersprechen. —

Auf die „Teufels"=Predigt des Herrn Bischofs folgte ein Vortrag über tiroler — Freiheit von Dr. Kathrein aus Innsbruck. Dieser Mann bewies, daß die „wahre" Freiheit und Aufklärung nirgends so sehr zu finden sei, als im heiligen Land Tirol, welches, so zu sagen, ein einziger katholischer Verein sei.

Ich habe einmal in einem deutschen Irrenhause einen Narren gesehen, welcher aller Welt klagte, wie schwer es ihm falle, den Director und die Aerzte der Anstalt zu — curiren. „Ich gebe mir alle Mühe, diese Unglücklichen vernünftig zu machen", sagte er, „aber ich fürchte, sie sind unheilbar".

Ich glaube, der Mann stand auf dem Standpunkte Kathrein'scher „wahrer Aufklärung".

Es erhob nun seine Stimme der edle Graf, schlechte Diplomat und gute Katholik Bloome und führte mit vielem Scharfsinne alle diplomatische Weisheit auf den römischen Katechismus zurück.

Ihm ist der Jesuitenzögling, Kaiser Ferdinand II., der einst Steiermark, Oesterreich und Böhmen mit Feuer und Schwert katholisch machte, der mit seinen Jesuiten den furchtbaren dreißigjährigen Krieg verschuldete, lieber als Friedrich der Große, der es Jedermann überließ, nach seiner Façon selig zu werden. Ihm erscheint der Fall Napoleons I. als eine nothwendige Folge seines feindseligen Verhaltens gegen — Rom; kurz, nach ihm muß jede Regierung, jedes Volk zu Grunde gehen, welche sich von der Kirche abwenden.

Es liegt in diesen Ausführungen des frommen Junkers eine so colossale Unkenntniß oder, was ich eher glaube, absichtliche Verdrehung historischer Thatsachen, daß nur total unwissende Bauern und Pfaffen dergleichen mit ernster Miene anhören konnten.

Was hat denn Oesterreich, um beim Nächsten anzufangen, für seine jahrhundertelange Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Pantoffel geerntet? Antwort: Prügel und Bankerotte, moralische und physische Verkommenheit.

Was haben die Bourbons in Frankreich, Italien und Spanien von all' den Henkersdiensten gehabt, die diese nichtsnutzige Race stets willig der Kirche geleistet? Antwort: den Ruin ihrer Staaten und die schließliche wohlverdiente Hinauswerfung ihrer ganzen Sippschaft.

Was haben die grausam-katholischen Stuarts für all' ihre frommen Versuche, den „alleinseligmachenden" Glau-

ben in England wieder einzuführen, geerntet? Antwort: gerechten Haß, Verachtung und — Hinauswerfung.

Wohin ist endlich das Papstthum selbst mit seinem frommen Regimente gelangt? Antwort: zur kläglichsten Abhängigkeit von den Launen eines kaiserlichen Eidbrechers und Volksverräthers und von den Bettelpfennigen des armen Volkes, zum Verluste allen einst so mühsam und so verbrecherisch erlangten Einflusses auf die politischen Geschicke der Welt, zur gründlichsten Mißachtung im eigenen, durch Trug erworbenen und durch Gewalt verlorenen Staate.

Ist dem Grafen Bloome das Alles bekannt, so bewundere ich die bodenlose Unverschämtheit, mit welcher er der Weltgeschichte in's Gesicht schlägt; weiß er aber davon nichts, so bedauere ich eine Regierung, welche diesen Mann, statt in die Normalschule, zur diplomatischen Vertretung Oesterreichs in's Ausland senden konnte.

In Ihrem Munde, Herr Graf Bloome, wird der Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus", zum schlechten Spasse. Jesus war ein Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, ein unversöhnlicher Feind des Pfaffenthums und des trügerischen Formen-, Wort- und Götzendienstes. Wäre er vorige Woche in Graz auferstanden — er hätte sicherlich keine Einladung zum Reitschul-Concile erhalten.

Mit der gräflichen Bloomage schloß die erste Mittwochs-Versammlung. In der zweiten erhob seine Stimme zunächst der tiroler Glaubensprofessor Moriggl, welcher der beklagenswerthen Versammlung im Wesentlichen noch einmal Das zu essen gab, was sie von seinem Landsmanne Kathrein bereits verdaut hatte. Sein schönstes Wort war: „Wir beugen kein Knie vor den Göttern dieser Erde". Ob

dieser komische Prahlhans schon einmal die vom Petersstuhle herabhängenden „unfehlbaren“ Füße geküßt hat, weiß ich nicht; daß er's aber bei der ersten besten Gelegenheit thun und dabei auf beiden Knien rutschen würde, das kann ich in seinem Namen getrost garantiren.

Ein anderes hübsches Wort dieses frommen Mannes war: „Arbeiten die katholischen Vereine mit Kraft und Ernst, dann machen wir Katholiken auf „verfassungsmäßigem Wege“ uns eine Verfassung, wie sie uns taugt.“

Sonderbar, Jahrhunderte lang hat diese römische Kirche streng absolutistisch die halbe Welt beherrscht, und nun müssen ihre Anhänger sich in Reitschulen blamiren, indem sie von „verfassungsmäßigen Wegen“ fabeln!

Wo wäre heutigen Tages noch ein Volk dumm genug, nicht lieber (buchstäblich genommen) den Kampf bis auf's Messer zu führen, bevor es sich eine „Verfassung“ gefallen ließe, welche diesen römischen Geisteshenkern „taugt“?

Nein, Ihr frommen Herren, Oesterreichs Völker haben bis vor Kurzem noch eine „Verfassung“, eine schmachvolle Tyrannei gehabt, wie sie Euch prächtig „taugte“ — sie werden sich dergleichen nimmer und von Niemanden mehr auferlegen lassen. Euere Zeit ist um; — in dunklen Gebirgsnestern mögt ihr noch an den Nachwirkungen jener brutalen Gewaltthaten zehren, welche Euere Herrschaft einst in diesen schönen Ländern befestigten; in dunklen Bauernköpfen mögt Ihr noch den Glauben an Euere Staats- und Seelenrettungskünste finden — vor der Majorität des Volkes seid Ihr für immer gerichtet; Ihr werdet das erfahren, wenn Ihr's einmal versucht, „eine Verfassung zu machen, wie sie Euch taugt“. —

Nach Moriggl sprach ein Mann, den ich für gescheidter halte, als das ganze hiesige Domcapitel nebst einigen Dutzend Pfarrern und Caplänen Zuwage — der ordentliche Professor und emeritirte Mitarbeiter am Concordate, Dr. Maassen. So oft ich diesen Mann mit den Hirten heulen höre, ist mir, als lächele der ganze Himmel Hohn und werfe einen milden Abglanz dieses Hohnlächelns auf das Antlitz des Dr. Maassen. Dann möchte ich zu diesem grundgescheidten Manne hintreten und sagen „Die gewaltsame Niederhaltung der Lachmuskeln hat hin und wieder schon den Tod gebracht — lassen Sie's genug sein, blicken Sie dem ersten besten Capuziner oder sonstigen Haruspex in's demüthelnde Auge und — platzen Sie los". —

Mit dem ernstesten Gesichte sprach Herr Maassen von jenen „Kraftmenschen", welche „den Staat über die Kirche, den Reichsrath über das Concil stellen, die Schulen entchristlichen, die Klöster aufheben, die Kirchen cassiren" und dergleichen nützliche Thaten mehr vollbringen wollen.

Mit dem ernstesten Gesicht nannte Herr Maassen die Klöster; „diese frischesten Blüthen, welche das christliche Leben getrieben" — kurz mit dem ernstesten Gesichte war Herr Maassen — fromm.

Der Himmel aber hohnlächelte gräßlich, und mir war, als hörte ich die Lachmuskeln des Herrn Professors nach Befreiung knirschen und als stiege mir von — Krakau her der Duft einer „frischen Blüthe christlichen Lebens" in die Nase.

Ich würde dem begabten Manne zu jener frischesten Blüthe seines christlichen Witzes gratulirt haben; aber da rief er die P. T. Herren Himmelgrübel-Hochwürden, Koglbauer-Franzl u. s. w. zum Vernichtungskampfe gegen die

Feinde des Glaubens, insbesondere gegen die „schlechte Presse", auf und machte dazu eine so inquisithörichte Miene, daß ich schier glaubte, der Mann glaube das Unglaubliche. Doch habe ich die Lachmuskelkrämpfe des geist- und kenntnißreichen Herrn Professors noch immer vor Augen.

Nach ihm erhob sich eine Art Glaubens-Fossil, der ehrwürdige Canonicus Legwarth, welcher die Armenpflege ganz in die Hand des Clerus gelegt wissen wollte, weil — „die gewählten sieben Diaconen der christlichen Vorzeit „Armenväter" waren".

Bei Staats- und Gemeindeverwaltungen, deren historische Weisheit vernünftigermaßen nicht erst mit dem Christenthume beginnt, wird ein solches Argument nimmer verfangen. Die Armenpflege wurzelt in der Menschlichkeit, und diese hat mit Confessionen nichts zu schaffen. Hilfebedürftige und Wohlthäter hat's schon lange gegeben, bevor die Menschheit noch an die Möglichkeit einer „katholischen Kirche" dachte, und es wird deren auch noch geben, wenn die Menschheit längst schon alle Kirchen vergessen.

Der „sentimentale Humanismus" wird der Welt allerdings nicht helfen, wohl aber der auf dem Boden echter Humanität stehende, keineswegs „sentimentale" Socialismus. —

Donnerstag den 16. September wurde über den „katholischen Preßverein" verhandelt, dessen Zweck kurzgefaßt der Ruin der „schlechten" und die Hebung der „guten" Blätter — mithin eine Art katholisch-„objectiven Verfahrens" ist.

Es sprach zuerst der Caplan Stöger von Aussee, dem die „Schlafhaube" auf den frommen Köpfen nicht recht ist,

der haben will, daß jeder wahre Christ gottergeben genug sei, sich mit „guten" Blättern zur ewigen Seligkeit zu langweilen, der endlich versichert: es sei nicht wahr, „daß die frommen Blätter den Gästen der Wirths- und Kaffeehäuser den Appetit verderben. Wenn nur Speise und Trank gut sei, so schmecke es den Gästen sammt dem katholischen Blatte".

„Trotz dem katholischen Blatte" wollte der fromme Mann wohl sagen.

Nun, wir Ketzer haben immerhin das Schöne vor diesen Zeitungs-Inquisitoren voraus, daß wir uns blutwenig darüber grämen, wenn in öffentlichen Localen neben „schlechten" Blättern auch „gute" aufliegen. Im Gegentheile macht uns die Vergleichung des „Guten" und „Schlechten" manchen Spaß. Unser „liberaler Preßverein" wird daher auch nur auf Verbreitung „schlechter" Blätter Bedacht nehmen und die „guten" freundlichst laufen lassen, wohin und so lang sie können. Das Schnüffeln und Fahnden nach gegnerischen Blättern und das grausame Verdammen derselben überlassen wir den mit mehr Muße gesegneten Herren Pfaffen.

Nach Stöger lobte sich ein gewisser Herr Vonbank, Redacteur des „guten" „Vorarlberger Volksblattes". Das Bemerkenswertheste an diesem Biedermanne ist, daß man einmal so unvorsichtig war, ihn 8 Tage lang einzusperren, statt ihn lebenslänglich auszulachen.

Nach ihm machte sich auch Dr. Kathrein berserkerhaft über die „schlechte" Presse her und empfahl endlich verschnaufend das Abonniren und Correspondiren für „gute" Blätter.

Gerührt versprach der Koglbauer-Franzl, ein braver Correspondent des hiesigen „Volksblattes" zu werden.

Am Donnerstag Abende mißhandelte man die „Arbeiterfrage". Zunächst erklärte ein Herr Wöhr, von Bischofs Gnaden Caplan und aus freier Wahl „gerader Michel" in Aussee, auf das Gewissenhafteste — warum und wieso er eigentlich hier spreche, sang hierauf eine Hymne auf den Bischof von Linz, erklärte: „Blut und Gut" für diesen frischbegnadigten Gottesstreiter hingeben zu wollen — welch' wohlfeilen Spaß ihm Niemand verwehrt — und empfahl dann die Herren Bischöfe (insbesondere Herrn v. Ketteler in Mainz) als die „von Gott berufenen — Arbeiterführer".

Hätte man nicht feigster Weise durch die „Geschäftsordnung" wie durch den Humbug mit dem Eintrittsgelde per 1 fl. die Arbeiter förmlich aus der Reitschule ausgeschlossen, so wäre die gründlichste Widerlegung der hier aufgetischten katholischen Gesellen-Ideen nicht ausgeblieben. Einem Mitgliede des mehr als 1000 Mann starken, mithin jedenfalls beachtens- und hörenswerthen Arbeitervereines „Vorwärts" wurde das Wort verweigert, dafür spielte eine katholisch-gestimmte Consumvereinsorgel, welche der Caplan Wöhr in Aussee aufgezogen und mit anderem conservativen Stimmmateriale hierher gebracht hatte.

Es entwickelte nun der hiesige Universitätsprofessor Dr. Weiß vom historischen Standpunkte die „erhabene Culturmission" der katholischen Kirche. Er versicherte, daß wir den ersten Mönchen die Cultur unserer Blumen und Gemüse, der Kirche aber die Erlösung aus der Leibeigenschaft verdanken. Daß jene Mönchsblumen und Gemüse durch das Blut und die Knochen von Millionen Menschen gedüngt

waren, welche die Kirche um des Glaubens willen gemordet, daß die Prälaten und Aebte dieser katholischen Kirche ebenso gut und ebenso lange ihre Leibeigenen hatten und malträtirten, wie jeder Krautjunker — das Alles genirt den frommen Historiker nicht im Mindesten. Ihm ist auch die Kirche, diese von den ererbten oder geraubten Schätzen der Welt vollgesogene Capitalistin, die „beste Kämpferin gegen das — Capital"! Ihm ist die Kirche die beste Führerin „zum Fortschritte auf socialem und geistigem Gebiete, zur — Bildung"!

Das Alles sagt ein „Professor der Geschichte" mit kalter Ruhe, während es ihn nur einen Blick in die von der römischen Kirche so lange und so gründlich „gesegneten" Staaten kostet, um sich zu überzeugen, wie dort Verarmung, Verdummung und Entsittlichung Hand in Hand mit dem Glauben gehen. —

Machen Sie nur einmal eine Rundreise in den „Staaten Sr. Heiligkeit", Herr Professor Weiß, Sie werden dort freiwillig Stück für Stück Ihrer an's Kreuz genagelten Geschichtsphilosophie wegwerfen. —

Es folgte hierauf ein christlich-militärischer Vortrag von Dr. Zillich von St. Pölten, welcher die große Schlacht zwischen der „Kirche Christi" und deren abscheulichen Gegnern schilderte. Auf der einen Seite natürlich lauter „Gift, Verleumdung, Haß und Lüge", auf der anderen lauter ehrliche, christlich-milde Schnabelbisse der reinen, guten, unbefleckten Himmelstaube und etwa ein paar apostolische Fußtritte des süßen Gotteslämmleins. Die frommen Thierchen müssen natürlich gewinnen, und dann ist die Welt — erlöst! —

Hierauf empfahl der Wiener Domprediger, Monsignore Gruscha, mit ungeheuerem Geschreie eine Art allgemeinen

„katholischen Gesellenverein“ mit dem Papste als Präses. Im Verlaufe seiner Predigt schien der Mann geneigt zu sein, das hungernde Proletariat permanent mit dem „Leibe des Herrn“ nebst einem Bißchen Bibeltext abzuspeisen — allerdings eine recht billige Kost. —

Zum Schlusse erzählte der unabwendbare Baron Buol noch Allerhand von seiner Freude über diese ganze „weihevolle“ Reitschulgeschichte und schloß zur rechten Zeit Mund und Versammlung. Vorher war noch mirakulös-pünktlich der „päpstliche Segen“ per Telegraph eingelangt und durch den Herrn Bischof Zwerger auf die knieende Versammlung entladen worden. Es fehlte somit nichts zu einer echten, gerechten Glaubensproduction.

— — — — — — — — — —

„Aber der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe“, und so ist's denn gar nicht verwunderlich, daß Samstag den 25. September, Abends 8 Uhr, dahier in der Puntigamer Bierhalle eine Volksversammlung abgehalten wird, zu welcher nicht nur alle Freunde der Vernunft, sondern auch alle Anhänger des Glaubens eingeladen sind.

Ich bin von dem Comité ermächtigt, den Herrn Bischof von Graz, sein ganzes Domcapitel, seine ganze Unterclerisei, den ganzen „katholisch-conservativen Verein“, den „katholischen Gesellenverein“, sämmtliche Bruder- und Schwesterschaften, Meßner, Vorbeter und Himmelträger — kurz, die gesammte Grazer Römerei zu dieser Versammlung zu bitten und Allen den gentilsten Empfang von ketzerischer Seite, sowie selbstverständlich die vollste Redefreiheit zuzusichern.

Auf der Tagesordnung wird stehen:

1. Bericht und Beschlußfassung über die jüngsten katholisch-conservativen Versammlungen;

2. Vorlage der Statuten des liberalen Preßvereines.

Es wird sich da wieder um die schwersten „Schädigungen des Glaubens" handeln, und darum wollen wir den Freunden dieses Artikels alle Gelegenheit geben, ihre „heilige Sache" in freier, offener Rede vor allem Volke (nicht in ängstlich verrammelten Reitschulen) mannhaft zu vertheidigen.

Das ist der „Ketzer" frische, freie Antwort auf das verkrochene Grazer Concilchen.

An die Jesuiten in Pettau.

(Nr. 73. — 1869.)

Von angesehenen Bewohnern Pettau's sind mir Schreiben zugekommen, in welchen Ihre unerwünschte Ankunft beklagt und Ihr „heiliges" Treiben beschrieben wird. Sie sind Ihrer 6 Stück in eine Stadt gekommen, welche mit ihren regulären Seelsorgern vollkommen zufrieden ist. Sie wollen wohl noch ein Uebriges für die Seelen Pettau's thun? Sehen wir einmal, wie Sie das anfangen.

Am 10., 11. und 12. September, während die Bevölkerung der Umgebung mit der Krumeternte vollauf zu thun gehabt hätte, hielten Sie in der Pettauer Kirche „Missionspredigten", welche an schamloser Verlogenheit und Dummheit Alles übertreffen, was in neuerer Zeit in solchem Genre geleistet wurde.

Sie, Jünger einer Moral-Lehre voll Lüge und Betrug, voller Anweisungen zum Verbrechen, predigten den ohnehin noch so rohen, verblödeten Taglöhnern und Knechten drei Tage lang von der „Hölle" und vom „Teufel" und malten diese albernen Producte schlauer Speculation oder blinder Furcht in den gräßlichsten Farben, versicherten u. A. mit kalter Unverschämtheit: „alle zur Hölle Verdammten würden zuvor mit Salz eingerieben und mit Speck bestrichen"! Und die armen gefoppten Schafe, die schaarenweise ihre Arbeit verlassen hatten, hörten solch' wohlberechneten Blödsinn mit aufgesperrten Mäulern an und kehrten — wenn möglich — noch dümmer heim, als sie gekommen.

Sie haben ferner den Dienstleuten an's Herz gelegt, daß sie weniger auf hohen Lohn, als auf recht viele freie Zeit zum Kirchenbesuche sehen sollten. Sie, durchtriebene Jünger Loyola's, wissen es recht gut, welch' tiefen sittlichen und materiellen Verfall solche heilige Faullenzerei über das Volk bringen muß — Sie predigen mit vollem Bewußtsein den Ruin des Volkes. Sie thun Ihren Dienst als Universal-Verdummungs- und Entsittlichkeits-Hausirer.

Ich irre wohl nicht, wenn ich Ihr jetziges Auftauchen an vielen Orten mit dem bevorstehenden Concile in Verbindung bringe. Nach allen Veröffentlichungen Ihrer in Rom herrschenden Ordensbrüder soll auf diesem Concile die Potenz des menschlichen Blödsinnes, beziehungsweise Schwindels, zum katholischen „Glaubenssatze" erhoben werden — da gilt es allerdings jetzt noch mit aller Kraft die abergläubische Furcht des Landvolkes wachzurufen und die vorhandene Dummheit zu conserviren; denn auf dieses Landvolk ist ja erklärtermaßen die Speculation der römischen Dogmenfabrik gerichtet.

Die Jesuiten von der „Civiltà cattolica“ haben die gebildete Classe schon längst aufgegeben; sie wissen, daß das Dogma der päpstlichen „Unfehlbarkeit“ dort mit Gelächter aufgenommen werden wird; sie rechnen nur noch auf die Masse der gänzlich Ungebildeten, um, wenn irgend möglich, die absolute geistliche und materielle Weltherrschaft des „unfehlbaren“ Papstes durch rohe Gewalt zu erzwingen.

Sie als Jesuiten müssen ja wissen, wie Ihre eigenen Ordensbrüder sich erst in jüngster Zeit über die Anwendung der Gewalt in Glaubenssachen ausgesprochen haben. Noch heute ist die ganze leitende Sippschaft in Rom von ihrem „Rechte“ und von der „Nothwendigkeit“ durchdrungen: „die Erhaltung und Verbreitung des Glaubens durch materielle Zwangsmittel (Geld-, Gefängniß-, Prügel- und selbst Lebensstrafen) zu bewerkstelligen.“ (Siehe die 1867 erschienene Schrift des Jesuiten Schneemann. „Die kirchliche Gewalt und ihre Träger“.)

Für dieses ersehnte Reich der blöd-brutalen Pfaffenherrschaft, für die Auferstehung der Inquisition und der Glaubenskriege arbeiten Sie in Ihren infamen „Missionen“ nach besten Kräften.

Aber dieses Reich wird so wenig wieder auferstehen als ein todter Esel.

Von der Glaubens-Reitschule.

„Da, Satan, schauen's das katholische Volk von Steiermark, wie's einiwimmelt“, sagte mir letzten Mittwoch Se. Gnaden der hochwürdigste Herr Meßner Dr. Himmelgrü-

bel, geistiger Urheber und Protector sämmtlicher katholischen Gesellen-, Junggesellen-, und Jungfrauen-Conservirungsvereine. Ich blickte umher, und in der That, da zogen sie herein die Gläubigen alle zur großen „Reitschul"-Vorstellung, zu der das Entree fast so hoch veranschlagt war, als ein Sperrsitz zur gewöhnlichen Comödie. Ach, auf dreißig Bäuerlein kamen schier zehn Pfäfflein.

„Himmelgrübel", sagte ich bedauernd, „das ist ja ein förmlicher — Trieb". Und mich zu einem resignirt einhertrampelnden Bäuerlein wendend, fragte ich: „He, Vetter, was ist denn eigentlich los in der steierischen Christenheit?"

„Jo, wann i dös wußt", meinte dieses ländliche Gefäß „katholischen Bewußtseins", „der Herr Pfarr' hat halt auf der Kanzel g'sagt: „„Geht's eini in d'Stadt, da brauchen's Enk für'n heiligen Glauben."" No und da sein ma halt kumma."

„Himmelgrübel", wandte ich mich traurig an meinen ehrwürdigen Freund, „fordern Sie den Himmel nicht heraus; die „Reitschule" ist nur für Pferde — was wollen Sie dort mit lauter E—hrenmännern?"

„Protestiren woll'n ma", entgegnete der Fromme und erhob stolz die cardinalfarbene Nase, „protestiren gegen Enk Heiden und Ketzer! Der heilige Zwerger, der selige Buol und all' die Pfosten des steierischen Glaubens, die wern's Enk schon sagen." —

Ein paar Stunden später traf ich Se. Gnaden im Bierhause, schweißtriefend, keuchend, aber selig. Er hatte den Zwerger, den Buol und den Bloome mit dem „Lucifer" kämpfen und die „schlechten Blätter" verreißen gesehen und war schon beim fünften Krügel.

„Halleluja!“ donnerte er mir entgegen, „der heilige Geist thut Wunder ... Kellner, a frisch's.“ Und nun erzählte er mir von dem großen Siege des Glaubens, schilderte in hinreißender Sprache, wie der Herr Bischof Zwerger sein Steckenpferd, den „Teufel“, durch die ganze Reitschule geritten habe, so daß die Versammlung den Angstschwefel Lucifer's deutlich gerochen. Auf meine schüchterne Einwendung, das könne wohl auch ländlich-geistliche Transspiration gewesen sein, erklärte er bestimmt: „Nix da, Höllenschwefel war's ... Unsereiner kennt das.“ Und weiter erzählte er, wie klar der selige Baron Buol bewiesen habe, die „ganze Stadt“ stehe — hinter dem Glauben. Da nickte ich eifrig Beifall, denn, diese Stadt steht wirklich längst schon hinter dem Glauben.

Beim siebenten Krügel kam Himmelgrübel auf den edlen Grafen Bloome, der den Gläubigen gewissermaßen das „Rothbuch“ der Himmelsdiplomatie aufgeschlagen.

„Der hat's amal g'sagt“, rief Se. Gnaden begeistert, „was Schuld is an allem Weltunglück. Der alte Napoleon wär' nit z'Grund gangen, wenn er über Mariazell nach Rußland g'wallfahrt wär' und wenn seine Soldaten statt Commisbrod fleißig den Leib des Herrn 'gessen hätten. Mit'm Weihwedel g'winnt ma d'Schlachten und mit g'weihten Oblaten pappt ma d'größte Monarchie z'samm.“

So sprach Se. Gnaden noch manches goldene Wort katholischer Wahrheit, und über seine Nase zog himmlische Verklärung, bis er mit dem erhabenen Ausrufe: „Nur der Glaube hält die ganze Welt aufrecht“ — unter den Tisch fiel.

Ihm verdanke ich also ein klares Bild unserer römisch-conservativen Bewegung.

Fromme „Bauernfänger."

(Nr. 75. — 1869.)

Neun Tage lang hat ein halbes Dutzend Jesuiten in Pettau das Volksverblödungsgeschäft betrieben, und während dieser neun Tage haben mehr als 400 Landleute gar nicht gearbeitet, sondern ihre Zeit mit Predigthören, Beichten, Opfern u. dgl. todtgeschlagen! Schon um 5 Uhr Früh liefen die Dienstboten in die Kirche und kamen erst Abends wieder heim — mit den armen Köpfen voll Spuck und Schwindel. Stundenlang blieben die jungen Frauenzimmer zur Beichte, um die colossalen Schweinereien anzuhören, welche Jesuiten-Beichtväter in solchen Fällen reglementmäßig zu fragen haben und welche ich den frommen Schweinpelzen auf Verlangen aufzählen will.

Dabei haben diese „Engel in Menschengestalt", wie sie in ihren Schriften sich selbst nennen, das arme, dumme Volk angebettelt, wie sie das überall thun. Von der Kanzel herab schrie einer dieser Seelen-Charlatane u. A.: „Bei 400 Landleute sind nun in Gottes Tempel; wenn nur Jeder 2 Kreuzer gibt, so ist's in der Ordnung!" Und die vielgeschorenen Schafe gaben nicht nur ihre wenigen Kreuzer her, sie schleppten auch noch im Hofe des Minoritenklosters zwei Halbstartinfässer voll Eier und zahlloses Geflügel zusammen.

Arme Schafe, in Euerer schuhdicken Vernageltheit hört Ihr's wohl nicht, wie die oberfrommen Bäuche von lustigem Gelächter über Euch erdröhnen; und Ihr seht's wohl nicht, wie die salbungsvollen Schlünde schon in Vorhinein die Hühner, Enten und Gänse verschlingen, die ihr geopfert für Eueren — „Gott", für diesen Gott, der, weiß Gott, keine-

Enten- oder Gänsebraten ißt und der von all' den Milliarden, die man für „ihn" erbettelt, erschwindelt und erstohlen, noch niemals einen Heller gekriegt hat!

Ihr habt die handgreiflichsten Beweise vor Euch, wie schwer jene frommen Schwindler Eure Leichtgläubigkeit mißbrauchen; Ihr habt dieser Tage erst ein unglückliches Weib durch die Straßen laufen gesehen, welches ein solcher jesuitischer Beichtschelm verrückt gemacht hat; Ihr seht den Unwillen aller vernünftigen Bewohner Pettau's, hört ihre wohlgemeinten Warnungen — und doch rennt Ihr blindlings immer wieder in's Garn! —

Jenes Frauenzimmer beichtete einem der frommen „Missionäre", sie habe vor mehreren Jahren ein uneheliches Kind geboren, welches nun vortrefflich gedeihe und ihre einzige Freude sei. Statt nun etwa die Mutter in ihrer Sorgfalt und Liebe für das Kind zu bestärken, schrie der Pfaffe sie an: „Du bist verdammt! Ich seh' dich schon in der Hölle!" u. s. w.

Die arme Person ward von diesem elenden Geschwätze so erschreckt und verstört, daß sie nach Hause eilte, all' ihr Hab und Gut verschenkte oder wegwarf und dann wie wahnsinnig in den Gassen umherlief.

Wahrhaftig, das Herz muß einem heiß werden, wenn man sieht, wie der reine Name und die menschenfreundliche Lehre Jesu von solchen Lotterbuben geschändet wird, wie man kalten Blutes die edelsten, natürlichsten Gefühle verdammt und vernichtet, wie man dumpfen Blödsinn, Zwietracht, Haß und Elend säet, wo man Liebe und Frieden predigen sollte.

Und diese einst selbst von einem römischen Papste verurtheilte, von allen civilisirten Staaten ausgespuckte Gesell-

schaft ist es, die heutigen Tages vom Vaticane aus die humanen Bestrebungen unserer Zeit in frechster Weise beschimpft, verflucht und verleumdet im Namen jenes „Gottes“, von dem sie kein Jota weiß und den sie doch in tausendfacher Götzengestalt betrügerischerweise verschachert.

Blickt hinaus, Ihr Männer der Regierung, die Ihr wohl fast alle mit Euerem Unglauben schon längst im Reinen seid, blickt hinaus auf das Land, auf diese systematisch verdummten Köpfe, in diese stumpfen, apathischen Gesichter — und fragt Euch dann, ob Ihr vom Standpunkte des öffentlichen Wohles, des ewigen Menschenrechtes bemüssigt seid, das Römerthum besonders zu schützen und speciell das Jesuitenthum zu dulden. Ihr kennt die Morallehren dieser Gesellschaft; Ihr wißt, daß darin Lug und Trug systematisch gelehrt wird; Ihr habt Beispiele genug vor Augen, daß die Jesuiten noch immer nach jenen Lehren handeln; — werdet Ihr es wohl noch lange dulden, daß besondere gesetzliche Bestimmungen diese Gesellschaft und ihre nichtswürdigen Tendenzen in besonderen Schutz nehmen und hierdurch indirect fördern?

Die in kurzer Zeit berühmt gewordene „Schonung des religiösen Gefühles“ soll doch wohl nicht darin bestehen, daß man das Volk schonungslos der Verblödung und der Plünderung preisgibt. Was haben überhaupt die Gesetze des Staates mit „Gefühlen“ zu schaffen, welche Sache jedes einzelnen Individuums sind? Und doch ist es notorischermaßen die Rücksicht auf das „religiöse Gefühl“, welche den freiheitlichen Gang unserer Gesetzgebung auf halbem Wege aufhält und dem jesuitischen Römerthum noch ferner das Privilegium läßt, das „religiöse Gefühl“ des Volkes zu mißbrauchen.

Gebe man doch auch im Sinne der zwar „staatsgrundgesetzlich garantirten“, sonst aber noch unbekannten „Gewissensfreiheit“ den blos menschlichen Gefühlen das Recht, sich gegenüber den confessionellen Gefühlen geltend zu machen, ohne daß Einem sofort der Staatsanwalt erkläre: „Ja, wenn die Geistlichen „gesetzlich anerkannter“ Religionsgenossenschaften in Hirtenbriefen, Kanzelreden u. dgl. Eueren Unglauben bis in die Hölle hinunterlästern, so thun sie halt ihren „Dienst“; wenn aber Ihr einen „Glaubenssatz“ angreift — nun, so thu' halt ich meinen Dienst.“ —

Wann wird einmal die einfache, ungetaufte und ungeräucherte Menschenvernunft „gesetzlich anerkannt“ werden!

An einen Franciscaner in Graz.

(Nr. 75. — 1869.)

Herr Pater Franciscaner, der Sie Sonntag den 19. September von 9—10 Uhr Vormittags in der hiesigen Franciscanerkirche predigten, erlauben Sie, daß ich mich ein wenig mit Ihnen unterhalte.

Sie erzählten Ihren Schäflein von der „wahren“ und „falschen“ Aufklärung und begannen Ihre Rede mit folgender Blume:

> „„Licht! Licht!““ ruft man aus tausend Kehlen. Wo ist es denn? Ich sehe es nicht. Den Rauch sehe ich und der Gestank darf auch nicht fehlen; — aber Licht, Licht, das seh' ich nicht!“

Daß Sie das Licht vernunftgemäßer Aufklärung nicht zu erkennen vermögen, wundert mich kaum. Leute, welche wie Sie in Weihrauchnebeln durch's Leben wandeln und bei hellem

Tage mit brennenden Kerzen spielen, werden leicht kurzsichtig genug, um über die Sonne stolpern zu können, ohne sie zu sehen.

Obgleich Sie nun das Licht der „falschen" Aufklärung nicht sahen, haben Sie es Ihren Schäflein doch recht ausführlich und recht abscheulich beschrieben und gelangten schließlich zu folgendem Vergleiche, welchen ich dem mir vorliegenden stenographischen Berichte wortgetreu entnehme:

„Eine große Freude habe ich in dieser Woche erlebt. Ich zähle dieselbe zu den größten, die ich in meinem Leben erfahren. Mein Herz hat gejubelt in Gott, mein Geist war gehoben, denn die heilige Kirche hat in dieser Woche in der Landeshauptstadt Steiermarks einen herrlichen Triumph gefeiert. Ihr versteht mich, ich meine die Katholikenversammlung. Wie hat sich da Alles beeifert, Reich und Arm, Hoch und Nieder, und die braven Landbewohner haben sich vereinigt mit den Bewohnern der Stadt. Die Reden, die echt-katholischen Reden, die da gehalten wurden, sie wurden mit Aufmerksamkeit angehört, mit Freude und Begeisterung aufgenommen. Aber freilich, das hat die „guten Liberalen" gereizt, sie haben gesehen, hinter den Schwarzröcken und Ultramontanen steht auch noch das Volk. Ja wohl, es steht noch Volk hinter der Wahrheit! Sie haben auch Volk hinter sich, die Liberalen — das läßt sich nicht leugnen — aber wir Ultramontane oder Katholiken zählen das Volk nicht bloß, wir wägen es auch und schätzen es ab. Nun, welches Volk steht denn hinter den Liberalen oder Falschaufgeklärten, und welches Volk steht hinter uns, steht hinter der Kirche? Hinter den Liberalen steht Volk, und es ist groß, — ich leugne es nicht — denn der göttliche Heiland selbst sagt ja: „Breit ist die Straße, die zum Verderben führt" u. s. f. ..... Das Volk, das hinter den Liberalen steht, das sind die Tagdiebe, die Pflastertreter, das ist das Volk, das die nächtliche Ruhe stört, das sind die Nachtvögel. Habt Ihr aber das Volk gesehen, das hinter der katholischen Kirche stand in dieser Woche? Habt Ihr gesehen die Männer mit den schwieligen Händen, dem Zeichen ihres Fleißes und ihrer Arbeit? Welche Ueber-

zeugung strahlte nicht aus ihren Augen? Reine, brave Familienväter, brave Jünglinge, brave Jungfrauen und gottesfürchtige Töchter bildeten das Volk, das hinter der katholischen Kirche stand, steht und noch stehen wird," u. s. w.

Ueber den „Triumph", den Ihre Kirche in der Reitschule feierte, will ich nicht streiten — auch nicht über den drolligen Einfall, die Römerei mit der „Wahrheit" zu indentificiren; über die Schilderung aber, die Sie vom liberalen Volke machten, muß ich ein Wörtchen mit Ihnen sprechen.

Haben Sie sich jemals durch den Augenschein, durch ehrliche, gewissenhafte Prüfung davon überzeugt, daß jene große Majorität des Volkes, welche in dieser Stadt zweifellos zur Sache der Vernunft und Freiheit steht, aus „Tagdieben", „Pflastertretern" und „Nachtvögeln" besteht? Haben Sie etwa einer einzigen Versammlung dieses Volkes beigewohnt?

Sie werden das sicherlich verneinen und damit zugestehen müssen, daß Sie von der Kanzel, von wo Sie Worte der Wahrheit, Liebe und des Friedens predigen sollten, schamlos gelogen, verleumdet und gehetzt haben.

Sie haben sich wohl eingebildet, daß Sie in der Kirche, als Ihrem „Geschäftslocale", treiben könnten, was Sie wollten, weil dort kein Staatsanwalt Sie — confisciren kann? Nun, von dieser frommen Täuschung wird Ihnen hiermit geholfen sein und soll Ihnen auch noch ferner geholfen werden. Wir „Liberalen" fangen halt an, des Unfugs müde zu werden, den man an s. g. „heiliger" Stelle mit unserem Namen und unseren Ideen treibt.

Von den „Hexen".

Historische Belege für die „civilisatorische Mission" der römischen Kirche.

(Nr. 76—81. — 1869.)

Meines Wissens ist es keine Ehrenbeleidigung, wenn man Jemanden mit ganz ernstem Gesichte fragt: „Glauben Sie an Hexen?" Mir kommt's im Gegentheile vor, als könne man wegen „Beleidigung einer kirchlichen Einrichtung" beamtshandelt werden, wenn man sich vom „Teufel" zur Behauptung reiten ließe: die ganze Geschichte von den „Hexen" u. dgl. sei Schwindel. Bei Lichte betrachtet ist ja doch die „Hexerei" gewissermaßen eine „Einrichtung" der römischen Kirche, und der Glaube an „Hexen" ist katholischer „Glaubenssatz" — wohlapprobirt vom Tridentiner Concile.

Da nun die Staatsanwaltschaft, wie ich aus ihren diversen Anklageschriften entnehme, in allen römisch-kirchlichen Dingen genau auf jenem Standpunkte steht, auf welchem vor dreihundert Jahren das Tridentiner Concil gesessen, so erkläre ich die „Hexerei" keineswegs für Schwindel, sondern für ein — ehrsames Gewerbe. Wie hätten sonst auch so viele heilige Päpste und Concilien sich so eifrig für die Existenz der „Hexen" verwenden können?

Ueber den Ursprung der Hexenzunft sind die Gelehrten nicht ganz einig; Mehrere lassen sie aus der menschlichen Angst, Andere aus der unmenschlichsten Dummheit entstanden sein; — fromme Gelehrte nehmen sie ohne vieles Grübeln, wie alles Andere, als „Gottesgabe" dankend hin. Der zu $^1/_3$ „heilige" Schriftsteller Alban Stolz, der mit dem Glaubensmikroscope entdeckte, daß die ganze Luft von „bösen

und guten Geistern" wimmelte, braucht seine Beweise für die „Hexen" eben auch nur aus der Luft zu holen. Der ganz „heilige" und heuer mit Eintritt der Winterkälte zur „Unfehlbarkeit" erstarrende Pius IX. läßt in seinem „Syllabus" eigentlich Jeden für einen „bösen Geist" gelten, der überhaupt noch Geist besitzt. Speciell für „Hexen" hat er durch Errichtung zahlreicher „Schwesterschaften" viel gethan.

Wie's der Herr Bischof von Graz mit den „Hexen" hält, weiß man noch nicht genau; — er kommt einstweilen in seinen Hirtenbriefen nicht über den „Teufel" hinaus.

Die einfachste und ergreifendste Beweisführung für das Vorhandensein von „Hexen" hat mir Se. Gnaden der hochwürdigste Herr Meßner Dr. Himmelgrübel geliefert, welchen ich in allen theologischen Fragen zu Rathe ziehe.

„Bei katholischen Grundwahrheiten gibt's kan Beweis", sagten Se. Gnaden, „a Hex is halt a Hex".

Bewundernd blickte ich auf; in diesen schlichten Worten schien mir alle Beweisführung Rom's concentrirt zu sein. Ich grübelte darum auch nicht mehr über Ursprung und Wesen der „Hexen", sondern interessirte mich nur noch für ihr Befinden unter der weichen, liebezarten Hand der „guten Mutter" Kirche.

Der erste Papst, welcher ein gewisses System in die „amtliche Behandlung" der „Hexen" brachte, war Gregor IX. Diesem „heiligen Vater" lag die Vervollkommnung des bereits vom Papste Innocens III. organisirten Inquisitionswesens sehr am Herzen, und so schuf er jenes Specialfach für katholische Gerichtsbarkeit. In seiner Bulle vom Jahre 1454 ertheilte er dem „Ketzermeister" Conrad von Marburg, einer überaus frommen Bestie, die unumschränkteste

Vollmacht: „auch alle Jene vor sein furchtbares Tribunal zu ziehen, welche er der Hexerei für verdächtig halte, und die „Schuldigen" sofort dem Scheiterhaufen zu überliefern".

Trotz dieser väterlichen Wünsche des Papstes wollte die Hexenbrennerei Anfangs nicht recht ziehen; es gab hin und wieder noch Leute von Menschenvernunft und Gefühl, die den frommen Richtern das heilige Amt wesentlich erschwerten. Als aber der „biedere" Kaiser Maximilian I. am 6. November 1486 eine zwei Jahre früher vom Papste Innocens VIII. erlassene Hexenbulle feierlichst anerkannte und dem ganzen „römischen Reiche deutscher Nation" als Gesetz einschärfte — da kam die Sache gewaltig in Schwung.

In jener Bulle heißt es: „dem Oberhaupte der Kirche sei zu Ohren gekommen, daß sich in Deutschland viele Personen dem Teufel ergeben und durch ihre Zaubereien, Reime, Beschwörungen und andere zauberische Laster und Unthaten die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Feld- und Baumfrüchte verderben, dem Menschen und Vieh Qualen bereiteten, die Kinder-Erzeugung hemmten" u. s. w.

Solche entsetzliche Dinge, an welche, wie man mir sagt, selbst heute noch einige Cretins glauben, durften natürlich nicht geduldet werden, und man begreift wohl, welch' tiefen Schmerz es dem „Vater der Christenheit" bereitete, daß hie und da Geistliche und Laien „zu augenscheinlichen Schaden der Seelen" und „zum Verluste der ewigen Seligkeit" die Bestrafung der „Schuldigen" hinderten. Darum bedrohte er auch Jeden mit „Bann und Strafe", welcher sich fernerhin den „Ketzermeistern" widersetzte. —

So wie man heutzutage noch eigene Gesetze besitzt, um

ein bedrucktes Stück Papier gewissermaßen als Person nach Rechtens hochnothpeinigen zu können, so schuf 1489 eine deutsche Reichsweisheit ein eigenes dickes Gesetzbuch zur „rechtlichen Behandlung" der „Hexen". Ersteres nennt man das „objective Verfahren", letzteres hieß kaum minder schön: „Der Hexenhammer". Ersteres erzeugte der Oberstaatsanwalt Lienbacher im vertrautesten Umgange mit der Dame „Reaction", letzteres entstand aus einer Art „Unzucht wider die Natur" zwischen blödsinnigen Rechtsgelehrten und schuftigen Pfaffen.

Keine Feder vermag das furchtbare Elend zu schildern, welches die nun beginnenden massenhaften Hexenprocesse über ganz Deutschland brachten. An allen Ecken und Enden arbeiteten die Folterwerkzeuge und prasselten die Scheiterhaufen; — die Hexenrichter hatten an vielen Orten keinen anderen Gehalt, als 4 bis 5 Thaler per „Hexe" — da galt's fleißig sein, wenn man sein „anständiges Auskommen" haben wollte!

Bis zu welcher Riesengröße die menschliche Dummheit damals unter römisch-päffischer und deutsch-kaiserlicher Pflege gedieh, werden wir später aus actenmäßigen Beispielen von „Hexenprocessen" ersehen; vorerst sei hier folgende Muster-Beichte wortgetreu aufgeführt: „Beicht einer mit Hexerey behafften Persohn.

WEilen die Erfahrenheit gibt, daß es ein sehr schwer und mühesame Sach seye, die Zauberer in der Beicht recht laiten und helffen, dieweilen sie gemeiniglich verstockt, verirret, und verwirret seynd, daß sie auch nicht wissen, wie und wo sie anfangen sollen ihre Sünd zu beichten, als habe folgendes Examen beysetzen wollen.

1. Wie lang sie sich in disem Leben befinden? von wem sie verführt worden, und warumb? mit was für Conditionen? Ob sie GOtt verlaugnet, wie offt, mit was für Wort, und Ceremonien. 2. Ob sie den Glauben verlaugnet? 3. Den Tauff verflucht? 4. Den Chrysam mit den Näglen abkratzet? 5. Den Tauff auffs neu vom Teuffel empfangen? 6. Ob sie die H. Hostien entheiliget? vergraben? und sich wegen Entunehrung der HH. Sachen, sonderlich der H. Hostien nichts verwunderliches zugetragen? 7. Ob sie mit ihrem eignen Blut sich dem Teuffel verschriben? 8. Ihme mit einem Eydschwur die Treu angelobt? 9. Ob sie dem Teuffel gewisse Opffer verrichtet? 10. Ob sie dem Teuffel Jährlich mit Tödtung der Menschen und Vieh den bestimmten Tribut abgestattet? 11. Ob sie aus Befehl deß Teuffels Menschen oder Vieh verzaubert, vergifftet, und getödtet, oder die Kinder in der Wiegen ertrosselt? Ob nichts von ihnen annoch vergraben? Wie man den Verzauberten ohne neue Zauberey helffen könne? wie ohne Zauberey dem Vieh zu helffen, ꝛc. 12. Ob sie sich vom Teuffel an gewissen Orten bezeichnen und mercken lassen? 13. Ob sie die Mutter GOttes und Heilige gelästert, und verflucht? 14. Ob sie den Teuffel in sicht- oder unsichtbarer Gestalt angebettet? wie lang? wie offt? und wie? ob? und wie offt sie Sacrilegè gebeichtet; das hochwürdige Sacrament des Altars unwürdig empfangen? aus dem Mund genommen? mit Nadlen gestochen, mit Füssen getretten? die H. Hosti, Agnus dei, &c. auf den Hexenplatz genommen und entunehret? 15. Ob sie an gewissen Tägen auf den Hexenplatz gefahren? Alldorten allerhand Abscheulichkeiten, H . . . . . ., Sodomiterey getriben. Ob sie sich fleischlich mit dem Vieh vermischet, mit dem Teuffel fleisch-

lich gesündiget? 16. Ob sie vom Teuffel Gelt angenommen? andere verführet? die Kinder im Nahmen deß Teuffels getauffet? Ihne eigne Kinder mit ihrem eignen Blut dem Teuffel verschriben? ihre eigne Töchter dem Teuffel zu schänden vorgeführet? 17. Ob, und wie offt sie Wetter gemacht, und darmit Schaden zugefüget? Teuffels Künstlein gebraucht, und Mäus oder Heuschrecken gemacht? Städt, Flecken und Dörffer mit Einlegung des Feurs abgebrennet? Kinder ermordet, und daraus Salben gemacht? Ob noch von Salben, Pulver, und dergleichen Zauberey-Materi verhanden? Todten ausgraben, und dero Leiber zu Zaubersachen gebrauchet? 18. Ob sie den Teuffel nicht zu Hauß im Glaß gehabt? andern wahrgesagt? und den Teuffel sonsten umb Rath gefragt? 19. Ob sie Wasser, Brunnen, Vieh, Waiden und Baum, Früchten vergifftet? Pulver oder andere Sachen gestreuet, oder ausgossen, daß alle die darüber gehen, Krumm und Lahm worden ꝛc. 20. Ob sie dem Teuffel versprochen niemahlen dem Beicht-Vatter ihre Sünden auffrecht, und gäntzlich zu bekennen? Ob es ihnen niemahlen gereuet, und darvon abzulassen ihnen vorgenommen? 21. Ob sie annoch zauberische Bücher, oder Werckzeug? dann dise verbrennet werden müssen. 22. Ob sie auff andere nicht falsch ausgesaget? 23. Ob sie, wann sie nicht könnt, andere in ihrem Nahmen auf den Hexen-Platz geschicket?"

So fragten römisch-katholische Pfaffen auf Befehl des Kirchenoberhauptes und nach den Lehren der Kirche die von vornherein zum schrecklichsten Tode bestimmten Unglücklichen — so war es der „Wille" jenes „Gottes", den herrsch- und habsüchtige Schwindler erfunden hatten, um eine höchste Autorität zu besitzen, die ihre Schurkenstreiche sanctionirte.

In gleichem Schritte mit diesem pfäffischen Blödsinne bewegte sich der richterliche und gerichtsärztliche. Mit unerschütterlichem Ernste suchten und fanden diese „hochgelehrten“ Esel alle nöthigen juridischen und medicinischen Beweise für die Verbindung des Angeklagten mit dem „Teufel“ und was etwa fehlte, gestand der „Verbrecher“ freiwillig — wenn er gefoltert wurde.

In den „Hexenprocessen“ sehen wir die von der Kirche überwachte und geregelte „Wissenschaft“ in ihrer vollsten Blüthe; und wenn wir dazu den Syllabus, die Encykliken und Allocutionen des jetzigen Papstes lesen, so finden wir fast auf jeder Seite den heißen, väterlichen Wunsch nach Rückkehr jener „alten, guten, frommen“ Zeiten. Und es ist das auch ganz natürlich; — eine „Kirche Gottes“ kann und darf sich niemals ändern oder gar verbessern; sie ist ja von vornherein „vollkommen“, mithin — unverbesserlich. Wäre heute die Macht der Kirche so groß, als ihre Anmaßung, so müßte sie selbstverständlich in puncto „Hexen“ genau so verfahren, als sie vor Jahrhunderten verfuhr; denn damals handelte sie ja nach allen Aeußerungen der Päpste und Concilien stets „göttlich“ — und mehr als „Göttliches“ kann ja doch auch die heutige Kirche nicht leisten.

Mein Freund, der Herr Bischof von Graz, müßte dann trotz aller Freundschaft, mit schwerbekümmertem Herzen hochnothpeinlich untersuchen lassen, wie es möglich war, diese entsetzliche „Freiheit“ ohne unmittelbare Hilfe des „bösen Feindes“ zu redigiren, zu drucken, herauszugeben und zu lesen — und es könnten da allein um dieses Blattes willen in

schönster Form ein paar tausend Menschen gezwickt, gerissen, geschraubt und schließlich unter frommen Gesängen gebraten werden.

Das Resultat aller „Untersuchungen" würde ein vollkommen glaubensgemäßes sein; — man würde uns Allen, ob mit oder ohne Geständniß, klar nachweisen, daß wir uns durch die „Freiheit" in höllenrechtlichster Form dem „Teufel" verschrieben haben, daß wir demnach auch Menschen und Thiere verzaubern, Mäuse, Heuschrecken, Wetter machen und hundert andere Kunststücke verrichten können, um deren willen die „gute, sanfte Mutter" Kirche einstens zahllose Menschenkinder in's „Jenseits" expedirte.

Nun, wir werden ja sehen — wenn im December d. J. der Papst „unfehlbar", das heißt: so recht eigentlich „Herrgott" wird, dann kann er mit der ganzen Welt anfangen, was er will — und was er will, das weiß ja schon die ganze Welt.

Ich habe mir einstweilen schon vorgenommen, daß ich dann dem Herrn Bischofe von Graz alle möglichen „Teufeleien" aufrichtig bekennen werde, nur das Wetter- und Mäusmachen würde ich standhaft leugnen, weil ich darin noch nicht so recht geübt bin. —

Wäre in fast allen Fällen das Ende der „Hexenprocesse" nicht so furchtbar ernst gewesen, man müßte lachen über die fabelhaften Mißgeburten, welche Volkswahn und Pfaffentrug darin zu Tage förderten. Von Tausenden actenmäßig vorliegenden Beispielen nur einige wenige.

Der römisch-katholische Priester Grandier wurde durch

schuftige Collegen beschuldigt, die frommen Ursulinerinnen zu Loudun „behext und in die Gewalt des Teufels geführt" zu haben. (Wahrscheinlich war er einigen frommen Liebhabern der Nönnchen im Wege.) Sein hochnothpeinlich „erforschter" „Pact mit dem Teufel" lautete wörtlich so: „Mein Herr und Meister Lucifer! Ich erkenne Dich für meinen Gott und verspreche Dir, solange ich lebe, zu dienen. Ich entsage Gott, Jesu Christo (Wo bleibt der „heil. Geist"?) und allen Heiligen der römisch-apostolischen Kirche und allen ihren Sacramenten, dem Gebete und allen Fürbitten für mich und verspreche Dir, soviel mir möglich ist, Böses zu thun, und Wen ich nur kann, zum Bösen zu verführen. Ich leiste Verzicht auf alle Verdienste Christi und seiner Heiligen und übergebe ganz mein Leben Deiner Willkür, im Falle ich unterlassen sollte, Dir zu dienen, Dich anzubeten und Dir täglich dreimal zu opfern."

Das Gericht veröffentlichte diesen Blödsinn mit dem Zusatze: „Das Original dieses Pactes ist in der Hölle, in einem Winkel der Erde, in Lucifers Cabinet, unterschrieben mit des Zauberers Blute".

Grandier wurde in so entsetzlicher Weise gefoltert, daß aus seinen zersplitterten Beinen das Mark ausrann, wobei einige römisch-katholische Pfaffen an Stelle des Scharfrichters die Folterwerkzeuge handhabten, indem sie behaupteten: „einem Uneingeweihten könne der Teufel leicht widerstehen". Halbtodt wurde der Unglückliche endlich zum Richtplatze geschleift und verbrannt.

Es wäre mir doch sehr interessant, zu wissen, ob Sie, Herr Bischof von Graz, wirklich glauben, daß dieser Ihr unglückseliger College die Nönnchen von Loudun „verhext"

hatte, oder daß die anderen Herren Collegen da einen unschuldigen Mann in schandvollster Weise ermordeten? Ich frage das nur, weil Ihre Partei im Allgemeinen über Inquisition, Hexenprocesse u. dgl. historische Kirchlichkeiten heutzutage ein außerordentlich verschämtes Stillschweigen beobachtet.

Was der ganze Plunder von „Gottesgelehrsamkeit" werth ist, zeigen uns zahllose ungeheuer „gelehrte" Abhandlungen der „berühmtesten Theologen" über die „Hexen". Aus der Bibel, aus den Schriften der Heiligen, kurz, aus jedem Werke, worin etwas religiöser Blödsinn enthalten, zogen diese Betrüger oder Dummköpfe die „allergediegensten", „scharfsinnigsten" Beweise für Existenz, Lebensweise und besondere Kennzeichen der „Hexen" und brachten es dahin, daß bald Niemand — wenigstens kein Weib — mehr vor dem Verdachte der „Hexerei" sicher war.

In dem schon früher erwähnten Processe des Priesters Grandier haben Dutzende der „gelehrtesten" Theologen ihr Urtheil abgegeben und die curiosesten Experimente mit den „behexten" Nonnen gemacht, und wir brauchen nur die in unseren Tagen erschienenen „gottesgelehrten" Werke der Pfaffen Schöpf, Gaßner u. s. w. zu lesen, um uns zu überzeugen, daß die echte, gerechte „Gottesgelehrsamkeit" noch heute erhaben-blödsinnig auf demselben Flecke sitzt, den sie vor Jahrhunderten verunreinigte.

(Uebrigens reichten sich in puncto „Teufelsspuck" und „Hexerei" katholische und protestantische Pfaffen brüderlichst die Hand; — heißt's doch wörtlich in Luther's „Tischreden", Fol. 210 b.: „Wechselbelge und Kielekröpfe legt der Satan an der rechten Kinder statt, damit die Leute geplagt werden. Etliche Megde reisset er oftmals ins Wasser, schwengert sie

und behelt sie bey ihm, bis sie des Kindes genesen. Und legt darnach dieselben Kinder in die Wiegen, nimpt die rechten Kinder drauß und führet sie weg".

Und derselbe Luther erklärte ein armes, verkropftes Kind zu Dessau für einen solchen „Wechselbalg" und empfahl dessen sofortige Ertränkung! („Tischreden", Fol. 213 b.)

Man sieht daraus, daß der große Reformator bezüglich des „Teufels", dem er bekanntlich einmal ein Tintenfaß an den Kopf schmiß, damals kaum noch viel weiter war, als etwa heute der Herr Bischof von Graz. — —

Angefeuert durch gute Sporteln nahmen sich auch die Herren „Rechtsgelehrten" des heiligen Kampfes gegen „Hexen" und „Unholden" eifrigst an und Richter und Pfaffen lebten im Schatten der Brand- und Marterpfähle gar nicht übel. Es wurde durch den ganzen Proceß hindurch weidlich „gefressen und gesoffen"; wie es denn auf einer dicken Beilage zu den Hexenproceßacten in Wardenfels wörtlich heißt: „Hierin lauter Expensregister, was verfressen und versoffen worden, als die Weiber zu Wardenfels im Schlosse in Verhaft lagen und hernach als Hexen verbrannt worden".

Dieser Proceß zu Wardenfels dauerte von 1589 bis 1592, und es wurden an sieben „Malefizrechtstagen" 48 Weiber nach den furchtbarsten Martern verbrannt. — Im Churfürstenthum Trier wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit 7000 „Hexen" hingerichtet. — Im Braunschweig'schen wurden in den Jahren 1590 bis 1600 oft an einem Tage 10 bis 12 „Hexen" verbrannt, so daß nach der Chronik die Brandpfähle vor den Thoren standen „so dicht wie ein Wald". — Das winzige Reichsstädtchen Nördlingen (Baiern) mußte in vier Jahren (1590 bis 1594) 32 „Hexen-

brände" haben, weil der fromme Bürgermeister Pheringer den Pfaffen versprochen hatte: „die Unholden mit Stumpf und Stiel auszurotten". — Der Bischof von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, ließ in zwei Jahren (1627 bis 1629) mehr als 900 „Hexenleut" in Rauch aufgehen. — Das Stift Bamberg „justificirte" in fünf Jahren 600 „Zauberer" und „Besessene". — In der kleinen Grafschaft Neisse verbrannte man in der Zeit von 1640 bis 1651 über 1000 „Hexen". — Der Erzbischof von Salzburg veranstaltete im Jahre 1678 zu Ehren seines „Gottes" einen stattlichen „Hexenbrand" von 97 Personen — und ein armseliger, „reichsfreier" Krautjunker, Namens Christoph von Rantzau, ließ auf einem seiner Güter in Holstein an einem Tage 18 unglückliche Weiber wegen „Zauberei" verbrennen. —

Das sind nur wenige Beispiele von unzähligen. Jedes elende Fürstlein, Gräflein, Barönchen oder Ritterlein, jedes freie Städtchen, jeder Prälat im gotterbärmlich zerflickten „römischen Reiche deutscher Nation" mußte damals seine „Hexenbrände" haben, und so manchem souveränen Schufte, dessen Ahnen einst hinter dem Busche gelauert und dessen Nachkommen heute als „Jardelieutenants" oder Peterspfennigel herumlaufen, kam der Trug der Pfaffen und der Aberglaube des Volkes schon darum sehr gelegen, weil ja ihm als dem Landesvater das Vermögen der „Hexenleut" zufiel. —

Wie in Deutschland wüthete der „Hexenbrand" in den meisten Ländern Europa's und forderte zahllose Opfer. Und trotz der fortschreitenden Bildung des Volkes, trotz der hochherzigsten Kämpfe einzelner erleuchteter Männer, wie Graf Friedrich von Spee (eine Perle unter den Säuen des Jesuitenordens), Balthasar Becker, Christian Thomasius u. A.,

zog sich der schandvolle Blödsinn noch bis in unser Jahrhundert hinein. Noch im Jahre 1749 wurde zu Würzburg die siebenzigjährige Nonne Maria Renata Sänger über Anzeige einer schurkischen „Schwester" durch ein aus zwei bischöflichen Räthen und zwei Jesuiten zusammengesetztes Gericht der „Zauberei" „überwiesen" und hingerichtet. — Im Jahre 1754 wurde in Oberbaiern ein dreizehnjähriges und 1756 in Landshut ein vierzehnjähriges Mädchen hingerichtet, weil diese armen, kleinen Dinger „erwiesener- und gestandenermaßen mit dem Teufel geschlechtlichen Umgang gepflogen, Menschen behext und Wetter gemacht hatten"! — Noch im Jahre 1769 wurde in Churbaiern jedem Landgerichte eine im Sinne des „Hexenhammers" verfaßte „Anleitung für angehende Untersuchungsrichter in Hexenprocessen" amtlich zugestellt! — Noch im Jahre 1782 wurde im schweizer Canton Glarus die Magd Anna Göldi gefoltert und hingerichtet, weil sie „erwiesenermaßen" das Kind ihrer Herrschaft erst „behext" und sodann durch „außerordentliche und unbegreifliche Kunstkraft" wieder — „enthext" hatte! — Ach, noch im Jahre 1807 wurde durch die Gemeinde Mayenne im südwestlichen Frankreich ein unglücklicher Bettler wegen „Zauberei" verhaftet, gemartert und lebendig verbrannt! Und im Jahre **1850** — also vor 19 Jahren — spielte sich zu Tarbes in Südfrankreich folgendes Drama ab, das ich mit glühenden Lettern all' jenen Pfaffen in die Schurkenphysiognomien drucken möchte, welche heute noch bemüht sind, die Bestie des Aberglaubens und des Fanatismus im Volke zu erhalten.

Die Gattin eines gewissen Soubervie war schwer erkrankt und der sie besuchende Pfaffe hatte es bald los, daß

eine alte Frau, Namens **Bedouvet**, diese Krankheit „**herangezaubert**“ habe. Die blödgläubigen Ehegatten Soubervie waren über diese Entdeckung so erbittert, daß sie die „Hexe“ auf eigene Faust zu „justificiren“ beschlossen. Sie schleppten die unglückliche Frau in ein entlegenes Zimmer, hielten sie dort über einen Haufen brennendes Stroh und preßten ihr ein glühendes Eisen auf den Mund, so daß die Arme bald darauf unter den furchtbarsten Schmerzen starb.

Vor dem Civiltribunale gestanden die Mörder Alles ein und beriefen sich getrost auf die Eröffnungen jenes Pfaffen. Es ward vor dem Gerichte dargethan, daß die beiden frommen Thiere „**nur aus Aberglauben, den die höchsten geistlichen Würdenträger mit ihnen theilten, so gehandelt hatten**“; und so wurden sie denn auch von den Geschworenen der Gnade des Gerichtes empfohlen und bloß zu vier Monaten Kerker und einer jährlichen Entschädigungszahlung an den Gatten der Gemordeten verurtheilt.

Ich meine, solche Vorfälle müßten selbst das blödgläubigste Schaf stutzen und wenigstens einen Moment über die eigene Dummheit nachdenken machen; — und geschieht dies, so ist ja schon viel gewonnen.

Bedenkt man, daß die ganze lange Reihe der Päpste und Concilien den Hexenglauben nicht nur lehrte, sondern sogar „unter Bann und Fluch“ befahl; bedenkt man, daß noch heutezutage das römische Rituale, welches nach päpstlichem Gebote von den Priestern unverbrüchlich zu beobachten ist, die detaillirtesten Vorschriften über „Teufelaustreibung“, „Entzauberung“ und dergleichen Narrheiten enthält — so muß man wahrlich staunen, wie die Staatsgesetze unserer freieren, vernünftigeren Zeit noch Paragraphe enthalten

können, in welchen alle Einrichtungen und Glaubenssätze (folglich auch das Teufels- und Hexenzeug) der Kirche ausdrücklich in Schutz genommen werden. Aber es ist so. — —

Sobald einmal die „gelehrtesten Theologen und Juristen" das Verhältniß der „Hexen" zum „Teufel" gründlich „studirt" hatten, erhielten die gerichtlichen Untersuchungen einen schauerlich gleichen Anstrich. Fast in allen Fällen, wo es sich um weibliche „Hexen" handelte, mußte zunächst die „teuflische Buhlschaft" herhalten, und es ist wahrhaft erstaunlich, mit welch' hündischem Behagen Richter und Geistliche bei diesem Capitel verweilten.

Die „Hexe" mußte ausführlich erzählen, wie ihr der „Teufel" zuerst in Gestalt eines Junkers, Jägers, Reiters u. s. w. unter dem Namen „Hämmerlein", „Federhanns", „Peterlein", „Federlein", „Größle", „Grünhütl" oder dgl. begegnet sei und mit ihr „gebuhlt" habe; wie sie dann des Nachts zu verschiedenen Stelldichein ausgefahren sei; was sie dabei geredet, gegessen, getrunken und sonst getrieben habe u. s. w., u. s. w.

Damit die unglückseligen Opfer nicht in Verlegenheit zu sein brauchten, was sie denn eigentlich unter den Qualen der Folter „gestehen" sollten, legte man ihnen nach Anleitung des „Hexenhammers" die scheußlichsten Antworten auf die scheußlichsten Fragen schon fertig in den Mund, und so kam es denn, daß zehn-, ja acht- und siebenjährige Mädchen auf der Folter bekannten, sie hätten mit dem „Teufel" gebuhlt, von ihm empfangen und mehrere Kinder geboren!

Was galt diesem glaubens- und mordenseifrigen Trosse die Unschuld des Kindes — was kümmerte sie's, ob das in

der Todesangst Ausgesagte auch nur einen Schein von Möglichkeit hatte oder nicht! Sagten ja doch manche Gefolterten aus, daß sie diese oder jene Personen durch Zaubermitteln getödtet hätten, die noch frisch und gesund vor den Eselsaugen eines hochweisen und gestrengen Gerichtes umherwandelten — und dieses Gericht nahm solchen Unsinn sorgfältig zu Protokoll und verwendete ihn kaltblütig zur Herstellung des „Schuldbeweises"!

Sowie im dreizehnten Jahrhunderte der schandvolle Ketzerrichter Conrad von Marburg jeden Angeklagten sofort verbrennen ließ, der nicht gestand, „daß er die Kröte berührt, den bleichen mageren Mann und den schwarzen Kater geküßt habe" — so war späterhin jedes angeklagte Weib schon von vornherein verloren, wenn es mit dem Geständnisse der „teuflischen Buhlschaft" nicht herauswollte. Und gestand sie, so war sie natürlich ebenfalls verloren.

Im Jahre 1600 wurden zu München u. A. 4 „Hexen" (Vater, Mutter und 2 Söhne) hingerichtet, welche auf der Folter gestanden, daß sie mehr als 400 Kinder zu Tode und 58 Erwachsene krumm und lahm „gezaubert" hätten.

Der Chronist schildert die Hinrichtung mit gläubigem Behagen, wie folgt:

„Der Mutter schnitte man zur Straff beyde Brüst ab, schlug sie darmit dreymal aufs Maul, weil sie ihren Kindern die Hexerey gelehret hatte. Die zwey Söhn schlug man auch mit diesen Brüsten dreymal auf das Maul, weil sie der bösen Lehr ihrer Mutter gefolget hatten. Hernach wurden sie mit glüenden Zangen sechsmahl gezwicket. Darauf stieß man ihnen mit dem Rad die Armben entzwey. Alsdann schmidete man beyde Söhn an einen dicken Pfahl, machte

Rings-weiß ein Feuer um sie, daß sie von der Hitz geänstiget, umlauffen mußten, biß sie niederfielen und verbrannten. Den Vatter spissete man, und setzte die Mutter auf einen hohen eisern und glüenden Sessel, und verbrannte sie. Ihr jüngster Sohn, der sich zu diesen Händeln nicht hat brauchen lassen, mußte auf einem Pferd im Kreis halten, und diese Hinrichtung seines Vatters, Mutter und Brüdern mit Augen ansehen, damit er sich forthin zu hüten wußte."

Heutigen Tages zweifelt wohl kein gesunder Mensch mehr an der Unschuld all' jener Opfer der Dummheit und Betrügerei; damals aber war die Masse des Volkes gewiß vollkommen von der Rechtsmäßigkeit der Hexenbrände überzeugt und erbaute sich in ihrem thierisch-blöden Glauben weidlich daran.

So stand es um die Bildung des Volkes, nachdem fast 1600 Jahre lang römische Pfaffen unumschränkt über Erziehung und Unterricht geboten hatten; wo, frage ich, ist da eine Spur von jener „civilisatorischen Mission" der Kirche, von welcher freche Geschichtsfälscher noch in unseren Tagen zu fabeln wagen?

Wahrhaftig, wäre statt dieser „Religion" die holde, menschlichere Götterlehre der Griechen herrschend geblieben — all' das Meer von Blödsinn, Grausamheit und Spitzbüberei hätte sich nimmer über die Menschheit ergießen können, und wir brauchten nicht heute noch über die thierische Verwilderung eines großen Theiles des Volkes zu seufzen. Sehen wir ja doch noch heute den Glauben an „Hexen" und „Zauberer" vielfach im Volke lebendig, — und wie wäre dies möglich, wenn die römische Kirche ihre Schuldigkeit als Erzieherin und Lehrerin gethan hätte?

Nachstehende, schandvolle Geschichte, die erst im Juni dieses Jahres geschehen und für deren strengste Wahrhaftigkeit eine Reihe von Zeugen einstehen, ist gewiß ein recht artiger Beleg für die „civilisatorische Mission“ der Kirche:

Der in Storé bei Cilli durch lange Jahre beschäftigte Maurerpolier Thomas Vale bekam an seinem rechten Arme ein Geschwür, welches derart überhandnahm, daß sämmtliche Aerzte, denen er die Behandlung desselben anvertraute, den Ausspruch thaten: „das in Rede stehende Geschwür sei chronisch und incurabel, weshalb eine Amputation unumgänglich nothwendig sei, um dem Weitergreifen Einhalt zu thun.“

Vale wandte sich in seiner Trostlosigkeit an verschiedene Personen, von welchen er auch die verschiedenartigsten Heilmittel erhielt; doch umsonst.

Endlich wurde ihm von mehreren Freunden die Versicherung zu Theil, er sei gänzlich — „verhext“!

Umsomehr wurde diese Aussage als begründet angesehen, als Vale mit einem alten Weibe, welches in der dortigen Gegend allgemein als eine „Hexe“ im Munde des Volkes ist, in stetem Zank und Hader stand.

Man rieth ihm nun, sich zu einem in St. Georgen bei Sagor in Krain wohnenden „Hexendoctor“, Namens N. Okorni zu begeben, welcher zuverläßlich die Heilung bewirken werde. Da ihn jedoch sein Uebel für diesen Weg unfähig machte, sandte er seine Frau zu dem Wundermanne.

Die Frau erzählte dem Doctor ihr Anliegen, worauf selber sogleich zu einem „Experimente“ schritt. Er stellte ein Gefäß mit Wasser, welches mit einem Tuche überdeckt war, vor die Frau hin, befahl ihr nach einer Weile in das Geschirr zu blicken und ihm zu sagen, was sie darin wahrnehme.

Die Frau sah in das Gefäß und rief mit einem Male: „Das ist die Reicherin" (nämlich die vorhin erwähnte „Hexe").

Unser „Hexendoctor" (ein ganz einfacher Bauer) gab nun an, er brauche zur Heilung des „Verhexten" Kopfhaare von der „Hexe"; worauf Vale's Frau heimkehrte, um solche zu beschaffen.

Nach wiederholt gescheiterten Versuchen, die Haare auf heimlichem Wege zu erlangen, entschloß man sich zur Gewalt, und es begaben sich Vale's Schwager nebst einem Genossen eines Morgens, als die Reicherin allein zu Hause war, in deren Wohnung, fielen nach dem Gruße: „Guten Morgen Mutter; wie geht's"? über die alte Frau her, rissen ihr das Tuch vom Kopfe, schnitten mit den Worten: „eine Hexe braucht keine Haare," den Zopf weg und machten sich damit eiligst davon. — Seit dem Gebrauche dieses Medicamentes soll sich nach der Versicherung der Leute der Zustand Vale's merklich bessern.

Die mißhandelte „Hexe" erhob mit vollem Rechte die Klage beim betreffenden k. k. Bezirksgerichte; fand jedoch unbegreiflicherweise kein Gehör, und die freche Gewaltthätigkeit und thierische Dummheit triumphirte.

Ich empfehle diesen schmachvollen Vorfall einer P. T. Behörde zum angelegentlichsten Studium; und auch dem Herrn Staatsanwalt kann's nicht schaden, wenn er Angesichts dieser Historie einmal recht gründlich darüber nachdenkt, wer eigentlich bis jetzt unter trügerischer Maske die Vernunft und die wahre Sittlichkeit im Volke mit Füßen getreten.

Von der „Kirche".

(Nr. 86—93. — 1869 und Nr. 26—33. — 1870.)

Als ich neulich einen k. k. Staatsanwalt mit wahrer Begeisterung von der „Heiligkeit", „Ehrwürdigkeit" u. s. w. der römischen Kirche und ihrer Einrichtungen und Gesetze sprechen hörte, fragte ich mich unwillkürlich: „Kennt dieser Herr auch Das, was er hier so inbrünstig besingt? Kennt er die Geschichte und vor Allem die Gesetze dieser römischen Kirche? Wäre es nicht möglich, diesem Rechtsgelehrten zu beweisen, daß — falls die römische Kirche es heute wagte, alle ihre noch immer zu Kraft bestehenden „heiligen" Gesetze praktisch anzuwenden, — er unverzüglich die Staatsgewalt gegen diese römische Kirche anrufen müßte"?

Was ich mich damals fragte, will ich hier beantworten, und es wird nicht schwer sein, zu beweisen, daß die römische Kirche, wenn sie auf allen ihren Einrichtungen und Gesetzen, wie sie vom „heiligen Geiste" selbst gegeben sein sollen, besteht, in keinem civilisirten Staate mehr möglich ist.

Die Gesetze der römischen Kirche sind bekanntlich niedergelegt in den s. g. „Canones" und weiterhin in zahlreichen Bullen, Breven u. s. w., worin die Päpste sich als „unfehlbare" Vicegötter geberdet oder (um mit dem Herrn Bischofe von Graz zu reden) „als Inhaber der apostolischen Vollgewalt über die geoffenbarte Wahrheit feierliche Entscheidungen getroffen und alle Gläubigen auf unzweideutige Weise zur Annahme dieser Entscheidungen verpflichtet haben".

Obgleich nun die „Canones" geradezu vom „heiligen Geiste" selbst dictirt wurden (Siehe: Can. violatores caus. XXV. qu. 1.) — bestimmen sie doch gar Manches, was heutigen Tages jede weltliche Regierung, ja, jeder vernünftig und rechtlichdenkende Mensch entschieden verwerfen muß.

Die canonische Gesetzgebung billigt z. B. klar und ungenirt die Verstellung (Cap. utilem caus. XXII. qu. 2.) womit eigentlich schon jeder Sorte von Schurkerei der Weg gebahnt ist. Was die „Gesellschaft Jesu" in der Nutzanwendung dieser canonischen Lehre leistet, weiß ja alle Welt.

Nach den Gesetzen der Kirche müssen Kaiser und Könige dem Papste unterworfen sein u. zwar in allen (auch weltlichen) Dingen. (Siehe: Cap. solitae X. de majoritate et obed.) So sagt ja auch der Papst Bonifacius VIII. in seinem Breve „Deum time" an den König Philipp von Frankreich: „Wir wollen, daß Du wissest, Du seiest uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen". Und noch 1809 hatte der Papst Pius VII. die Unverschämtheit, in einer sehr feierlichen Bulle den Monarchen zu sagen: „sie möchten einmal erfahren, daß sie seiner Herrschaft und seinem Throne nach dem Gesetze Christi unterworfen seien".

Was möchte denn ein moderner Staatsanwalt von dem Papste sagen, der so, wie's der „heilige Vater" Cölestin gethan, dem Kaiser die Krone erst feierlichst auf's Haupt setzte und sie dann mit dem bepantoffelten Fuße herabwürfe — blos um zu zeigen, welche Macht er nach kirchlichem (d. i. „göttlichem") Gesetze über den Monarchen habe?

Jeder Staatsanwalt müßte den frechen Schlingel sofort auf „Majestätsbeleidigung" klagen — trotz aller Ge-

setze und Lehren der Kirche, die so „heilig" und „untrüglich" sind — wenn's einem ungläubigen Schriftsteller an den Kragen geht!

Das Gesetz der Kirche erkennt dem Papste das Recht zu, Fürsten zu entthronen. (Siehe: C. ad apostolicae Lib. II. de sententia in 6.) Lauter „heiliges", „untrügliches", „vom heiligen Geiste dictirtes", canonisches Gesetz und vom Trienter Concile ebenso wohlapprobirt als etwa Ablaß, Heiligsprecherei u. dgl. mehr. Und die römischen Oberpfaffen haben dieses Gesetz auch fleißigst angewendet, solange — Fürsten und Völker dumm genug waren, sich's gefallen zu lassen. Wie würde aber ein moderner Staatsanwalt mit einer „heiligen" Bulle umspringen, in welcher sein Souverän vom Papste tractirt würde, wie einst Ludwig von Baiern von Clemens IV.? Wenn er da u. A. schwarz auf weiß läse: „Kaiser oder König X. X. sei verflucht, wenn er eingeht, verflucht, wenn er ausgeht. Die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig. Sein Haus soll wüste werden; seine Kinder sollen aus ihren Wohnungen verjagt werden und vor den Augen ihres Vaters in die Hände der Feinde fallen".

Nicht wahr, Herr Staatsanwalt Dr. Mulley, dergleichen vertrüge der zehnte Staatsanwalt nicht? Und doch wäre es ja ebenso „gerecht", „ehrwürdig", „unfehlbar" und „heilig", als etwa die Ertheilung eines Ablasses zur Erlösung aus einem von irgend Jemanden erfundenen „Fegefeuer". Lauter eisernes Kirchengesetz, bestätigt vom Trienter Concile, dessen „Unfehlbarkeit" ja über allen Zweifel erhaben ist.

Das Gesetz der Kirche befiehlt ausdrücklich, daß „ketzerische" oder „schismatische" Fürsten „ihrer Würden

und Staaten für immer beraubt werden müssen". (Siehe: C. cum ex apostolatus, de haereticis in 7.) Alles Wort für Wort, Stück für Stück „unfehlbares", „vom heiligen Geiste dictirtes" Gesetz der ja „von Gott selbst eingesetzten" Kirche.

Freilich wird sich heutigen Tages kein Papst mehr durch Anwendung eines solchen Gesetzes blamiren wollen; aber das Gesetz besteht und muß fortbestehen, so lange die römische Kirche aushält; denn man kann ja doch den „heiligen Geist" nicht Lügen strafen oder verbessern. —

Das „heilige" Gesetz der Kirche gibt dem Papste die Macht, die Unterthanen der „ihm ungehorsamen" Fürsten vom Eide der Treue loszusprechen. (Siehe: Can. alius item Caus. XV. quest. 7.)

In diesem natürlich „vom heiligen Geiste dictirten" Canon heißt es u. A.: „Der Papst sprach alle Franken von dem Eide der Treue, welchen sie ihrem Könige geleistet hatten, los. Dies thut die heilige Kirche auch nach öfters geübter Machtvollkommenheit, indem sie die Soldaten von ihrem Eide losspricht."

Ich mache hier einen k. k. Staatsanwalt zunächst auf die in diesem „heiligen" Kirchengesetze ausgesprochene Identificirung der Kirche mit dem Papste (d. i. dem Haupte der Hierarchie) aufmerksam und bitte ihn, ein anderes Mal vor dem Gerichte nicht mehr behaupten zu wollen: unter „Kirche" sei keineswegs die Hierarchie, sondern die „Gemeinschaft aller Gläubigen" zu verstehen. Ich müßte sonst die „heiligen" Canones gegen den Herrn Rechtsgelehrten spielen lassen.

Nun möchte ich aber wissen, was eine k. k. Staatsanwaltschaft machen würde, wenn heute der Papst Pius kraft obigen „heiligen“, „ewig giltigen“ Kirchengesetzes zum Treuebruche gegen den Kaiser aufforderte, welcher bei Erlaß der interconfessionellen Gesetze doch jedenfalls gegen den Willen des Papstes (oder der „Kirche“) handelte? Ich denke, eine k. k. Staatsanwaltschaft würde jeden Pfaffen, der im Sinne einer solchen streng kirchengesetzlichen Aufforderung wirkte, sofort wegen „Hochverrath“ am Schopfe fassen. Und weil das nicht nur ganz staatsgesetzlich, sondern auch sehr vernünftig wäre, sollten wir doch endlich einmal aufhören, uns um einer mit solchen „Gesetzen“ beschlagenen „Kirche“ willen tagtäglich den unvernünftigsten und unwürdigsten Zwang anzuthun. Wäre diese „Kirche“ wirklich **„göttlich“**, so müßte auch **Alles** an ihr gerecht, ja **„unfehlbar“** sein; finden wir aber schon in ihren angeblich **„vom heiligen Geiste selbst dictirten“ Gesetzen** die allermenschlichsten Ungerechtigkeiten oder Albernheiten — so hieße es denn doch der Vernunft, der Wahrheit und der Ehre auf die schamloseste Weise in's Gesicht schlagen, wenn man irgend Jemanden durch materielle Gewalt hindern wollte, dem Volke zu zeigen: wo und wie es von der die „Kirche“ repräsentirenden römischen Hierarchie **belogen** und **betrogen** worden sei.

In seiner Bulle „Unam sanctam“ verordnet der Papst Bonifacius VIII., „daß Fürsten und Soldaten das Schwert nur nach dem Winke und der Erlaubniß des Papstes gebrauchen dürfen“, weil — ja schon Jesus zu dem Petrus gesagt habe: „Stecke Dein Schwert ein“!

So haben diese „heiligen“ Schwindler aus allen möglichen Worten und Phrasen der Bibel sich stets Das zurechtzudeuteln gewußt, was in ihren Kram paßte, und der Welt muthete man zu, sie solle glauben, alles Das sei „Gottes Gesetz“!

Wo sind die Fürsten, die heutzutage noch den Papst fragen, bevor sie ihre „getreuen Völker“ aneinanderhetzen?“

Nach dem „heiligen“ Gesetze der Kirche hat kein Fürst das Recht, den Fehler eines Geistlichen zu ahnden, sondern soll ihn vielmehr zudecken. (Siehe: Can. in scripturis, distinct. 96). Leider ist das auch allzulange geschehen; welcher Fürst, welches Gericht würde sich's aber heutigen Tages nehmen lassen, verbrecherische Pfaffen ohne alle Rücksicht auf obigen nichtsnutzigen Canon am Kragen zu fassen?

Und doch ist dieser Canon, beim Kirchenlichte betrachtet, „ewiges, göttliches Gesetz“!

In demselben Gesetze (Can. satis ibid.) heißt's noch: „Der fromme (Kaiser) Constantin nannte den Papst einen Gott; und daß Gott von den Menschen nicht gerichtet und beurtheilt werden könne, ist offenbar.“

Man sieht, dieses Dictandostück des „heiligen Geistes selbst“ macht hier Miene, den Papst geradezu für den „Herrgott“ selbst zu erklären; — warum man da noch heutzutage einem angeklagten Ungläubigen die Identificirung der „Kirche“ mit dem Papste (oder der Hierarchie) verwehren will, das begreife der (vom Tridentiner Concile feierlich bestätigte) „Teufel“.

Nach dem „heiligen“ Gesetze der Kirche sind Alle „verflucht“, welche ohne Erlaubniß des Papstes von geist-

lichen Personen Abgaben fordern. (Siehe: C. excommunicamus, de religiosis domibus in 7.) In diesem anmuthigen Producte des „heiligen Geistes" heißt es wörtlich: „Wir excommuniciren und verfluchen alle Diejenigen, welche Abgaben und Lasten den Geistlichen und ihren Gütern oder Einkünften ohne besondere und ausdrückliche Erlaubniß des Papstes auferlegen, wenn sie auch von kaiserlicher oder königlicher Majestät sind."

Welchem Finanzminister fiele es wohl heutzutage ein, sich bei einer Besteuerung geistlicher Personen oder Güter um obiges „heiliges" Kirchengesetz zu scheeren?

Die Geschichte der letzten Jahrhunderte weist uns zahllose Beispiele von dem Verkaufe katholischer Kirchengüter durch weltliche Regierungen. Alle diese Regierungen haben damit directe gegen das „vom heiligen Geiste dictirte" Kirchengesetz gehandelt; denn dieses Gesetz verbietet ausdrücklich jedem Laien, wer er auch sei, über bewegliche oder unbewegliche Güter der Kirche, welchen Namen sie immer führen mögen, zu verfügen. (Siehe: Can. bene quidem distinct. 96.) Im Falle des Dawiderhandelns sollen alle derartigen Verkäufe u. s. w. „ungiltig" sein.

In Befolg dieses „heiligen", „ewiggiltigen" Gesetzes würde die Kirche, wenn sie könnte, Alles wieder zurücknehmen, was man ihr jemals um des allgemeinen Wohles, um der Vernunft und Gerechtigkeit willen abgenommen. Sie würde auch alle die geistlichen Staaten und Herrschaften wieder aufrichten, die vor dem fortschreitenden Geiste der Menschheit zusammengeprasselt sind, wie in kurzer Zeit auch noch das letzte derartige Möbel, der s. g. „Stuhl Petri" zusammenkrachen wird. —

Mit inniger Heiterkeit gedenke ich nun der neulichen Versicherung eines sehr gelehrten Staatsanwaltes: die grausamen Verfolgungen der Ketzer, Juden u. s. w. durch die „heilige" Inquisition seien allerdings verwerfliche Mißbräuche gewesen, fielen aber keineswegs der „Kirche" zu Last.

Das „heilige" Kirchengesetz sagt ausdrücklich, daß alle weltlichen Mächte und Herren die Inquisition bei Aufsuchung, Ergreifung, Einsperrung ꝛc. der Ketzer zu unterstützen haben. (Siehe: Can. ut inquisitionis de haereticis in 6.) Wörtlich heißt's dort: „Wenn eine weltliche Macht es unternähme, die Ketzer dem Inquisitionsgerichte zu entziehen und sie vor ein weltliches Gericht zu stellen, sich überhaupt der Inquisition zu widersetzen — die solle wissen, daß sie mit dem Dolche der Excommunication durchbohrt werde."

Wie grausam, gehässig und affenhaft boshaft war doch diese römische Sippschaft selbst in ihrer dem „heiligen Geiste" untergeschobenen Gesetzgebung!

Daß diese Inquisition, diese Ketzerverfolgung eine „heilige", unumstößliche Einrichtung der römischen Kirche ist, so gut wie z. B. die Canonisation von „Heiligen", das weiß Jedermann. Die römische Kirche kann und darf diese Einrichtung nicht fallen lassen und wenn dieselbe auch schon längst aus allen civilisirten Staaten hinausgeworfen wurde, so besteht sie doch heute noch in Rom, in diesem Spundloche der „Gnade". —

Die „gute, tröstende Mutter" Kirche befiehlt durch ihr „heiligstes" Gesetz klar und trocken, daß die Ketzer bekriegt werden müssen. (Siehe: C. sicut excelientiam

Caus. XXIII. qu. 4.) Diesem Kirchengesetze verdankt die Welt eine endlose Reihe der furchtbarsten Religionskriege; — und doch ist eigentlich ein Jeder „auf immer verdammt und verflucht", der einem solchen Schandcanon Glauben und Gehorsam versagt!

Welches Chaos von Widersprüchen! Welche Summe von Blödsinn und Gaunerei! Aber die Oberpfaffen zu Rom geriethen darob nie in Verlegenheit; klagte doch noch im Jahre 1804 der Papst, daß er das „allerheiligste" Kirchengesetz „Absolutos XVI. de haereticis", wonach „ketzerische Fürsten ihrer Länder beraubt werden müssen", wegen der „gegenwärtigen unglücklichen Zeiten und bei der Erniedrigung der Braut Christi" leider nicht durchführen könne!

Hoffentlich werden die „guten" Zeiten für solche Kerle nie mehr kommen. —

Nun kommt wieder etwas, was den Herrn Staatsanwalt, meinen nach dem Herrn Bischofe theuersten Freund, mit einer wahren Gänsehaut überziehen muß. Das „heilige", „ewige" Gesetz der Kirche verbietet den Fürsten auf das Allerstrengste jedes wie immer geartete Bündniß mit Ketzern! Alle derartigen Verträge, Bündnisse u. s. w., seien sie auch durch den feierlichsten Eid bekräftigt, sind einfach null und nichtig. (Siehe: C. cum nonulli de haereticis in 7.)

Wie oft hat da nicht schon das biederkatholische, österreichische Cabinet in handgreiflichster Weise gegen das „allerheiligste" Gesetz der Kirche „gefrevelt"!? Verband sich doch z. B. anno 1799 Oesterreich mit den Türken zum Schutze des — Papstes selbst!! Das behagte dem heiligen Papa, dem gerade die Franzosen auf den Fuchspelz gingen.

War es doch gegen das „allerheiligste", canonische Gesetz, daß Oesterreich 1813 und 1864 mit den ketzerischen Preußen Arm in Arm marschirte, und ist's nicht geradezu bann- und interdictwürdig, daß gegenwärtig sogar der Ketzer Beust das ganze österreichische Cabinet leitet?

Was würde nun ein frommer k. k. Staatsanwalt mit einer diesbezüglichen päpstlichen Fluchbulle und mit den Herren Pfaffen machen, welche diese Bulle von der Kanzel herab veröffentlichten? Confisciren müßte er Bulle und Pfaff', wenn auch mit — blutendem Herzen.

Welche Confusion in der Hausordnung des „großen Schafstalles"! —

Recht drollig aber wird nach allem Vorhergesagten die Sache, wenn wir lesen, wie das „heilige" Gesetz der Kirche jeden Eid für ungiltig erklärt, welcher diesem Kirchengesetze irgendwie widerstreitet. (Siehe: C. si diligenti X. de foro compet.) Und das gilt nicht nur für Geistliche, sondern auch für weltliche Beamte, z. B. für k. k. Staatsanwälte und Richter!

Wer wird da leugnen wollen, daß die römische Kirche, wenn sie es heute wagte, mit allen ihren „ewigen, vom heiligen Geiste selbst dictirten Gesetzen" offen hervorzutreten, aus der criminal-gerichtlichen Behandlung gar nicht herauskäme?

In ziemlich schmutziger Weise lehrt das „heilige" Gesetz der Kirche, „daß kein Geistlicher verpflichtet sei, einem Weltlichen, von dem er keine zeitlichen Güter empfangen habe, den Eid der Treue zu leisten". (Siehe: C. nimis X. de jurejurando.)

Es kennzeichnet sich in diesem Gesetze so recht die grenzenlose Habsucht der Römerei. Selbst für den Eid (der, wie wir sogleich sehen werden, in vielen Fällen nicht einmal einen Groschen werth ist) wollen diese Himmelsmenschen ihr irdisches Trinkgeld haben! —

Das „heilige" Gesetz der Kirche lehrt in gewissen Fällen geradezu den Meineid. Es werden nämlich Geistliche, wenn sie auch dem Fürsten den Eid der Treue geleistet haben, hierdurch „keineswegs gehindert, für ihre eigenen wie für die Rechte der Kirche gegen diesen Fürsten zu handeln". (Siehe: C. petitio X. de jurejurando.)

Durch Erlaß unserer neuen Gesetze wurden nun nach der Versicherung des Papstes, der Bischöfe und zahlloser sonstiger Pfaffen die Rechte der „Kirche" wesentlich gekränkt und es könnten nun nach dem „heiligen", „ewigen" Kirchengesetze ganz getrost sämmtliche Herren Pfaffen gegen die österreichische Regierung conspiriren — was sie übrigens hie und da auch thun.

(Wie die Jesuiten in ihrem Gaunerreglement von „Moraltheologie" den Meineid systematisch lehren, werde ich gelegentlich noch besonders nachweisen.) —

Das „heilige" Gesetz der Kirche lehrt ausdrücklich, daß Jeder sich in allen (auch weltlichen) Streitsachen an das Gericht des Papstes wenden könne, welches die höchste Instanz in der ganzen Christenheit sei. (Siehe: C. quicunque caus. XI. qu. 1 c. omnes C. volumus ibid.) In der That haben sich's die weltlichen Mächte auch einst gefallen lassen, daß päpstliche Tribunale sich frechlings in die Rechtsangelegenheiten ihrer Unterthanen mischten. Recurrire aber Einer heutigen Tages von dem Urtheilsspruche eines welt-

lichen Gerichtes an den Papst; — wie lächerlich wird er sich machen?! Und doch ist's eisernes, „vom heiligen Geiste selbst dictirtes“ Kirchengesetz.

Die canonische Unverschämtheit wird aber immer ärger. Nach dem „heiligen“ Kirchengesetze kann der Papst über Alles, auch „über das Recht hinweg“ entscheiden. Was an Gesetzen oder Gewohnheiten der päpstlichen Entscheidung entgegensteht, muß fallen. (Siehe z. B.: C. proposuit X. de concess. praeb.)

Man sieht, das römische Bonzenthum hat da den „heiligen Geist“ Sachen „dictiren“ lassen, wie sie ihresgleichen nur in der (ja natürlich auch vom „heiligen Geiste“ eingegebenen) Dogmatisirung der „Unfehlbarkeit“ finden können.

Uebrigens lehrt uns die Geschichte, daß die Päpste wohl von keinem ihrer „göttlichen Rechte“ so häufigen und ausgiebigen Gebrauch gemacht haben, als gerade von dem der Entscheidung „über das Recht hinaus“; und es ist gut, daß der römischen Nachteule jetzt Schnabel und Krallen soweit gestutzt sind, daß sie über unser Recht hinaus nichts mehr thun kann, als höchstens — heulen.

Es wäre aber auch des Teufels, wenn heute etwa der Papst verordnen könnte: „Mein Freund Zimmermann wurde neulich vom k. k. Landes- als Preßgerichte rechtlich zu einer Ordnungsstrafe von 50 fl. verhalten; ich aber cassire dieses Urtheil „kraft meiner apostolischen Vollgewalt über jegliche Creatur auf Erden“ und will, daß man meinem Freunde augenblicklich wieder seine 50 fl. herausgebe, widrigenfalls Bann, Fluch, Interdict, Pech, Schwefel u. s. w.!“

Ich glaube, der allerfrommste Richter oder Staatsanwalt müßte dem „Gottesstatthalter" trocken erklären: „Kümmern Sie sich um Ihre römischen, durch und durch verlotterten Rechtszustände und seien sie überhaupt froh, daß heutigen Tages noch irgend Jemand in die Lage gerathen kann, um Ihrer Himmelsdinge willen 50 fl. auszugeben".

Ich habe darum auch die „höchste Entscheidung" Sr. „Heiligkeit" gar nicht angerufen; — obgleich das „heilige" Gesetz der Kirche dem Papste auch unbedingt die Macht gibt, „jeden wegen was immer Verurtheilten freizusprechen." (Siehe: Caus. IX. qu. 3. c. fuit semper, c. cuncta, c. fratres.) Dort wird sogar (durch den „heiligen Geist" natürlich) gesagt: „Die ganze Kirche in aller Welt weiß es, daß der päpstliche Stuhl das Recht hat, alles durch irgend Jemanden Gebundene zu lösen". Fürsten oder auch Bischöfe, welche sich diesem Gesetze nicht fügen sollten, werden mit dem Banne bedroht.

Das „heilige" Gesetz der Kirche verlangt von den Fürsten nicht allein, daß sie dem Papste, sondern auch, daß sie den Bischöfen — gehorchen! (Siehe: C. omnes X. de majoritate.) Dort heißt es wörtlich: „Daß alle Fürsten der Erde und alle übrigen Menschen den Bischöfen gehorchen müssen, schrieb Petrus vor".

Stammte diese Albernheit wirklich aus Petri Munde und wäre sie ihm nicht durch das römische Bonzenthum angeschwindelt worden, so würde sich ihr doch gewiß kein vernünftiger Mensch fügen. Daß es aber noch Bischofsgehirne gibt, in denen ähnliche Tollheiten spucken, sehen wir z. B. an dem Linzer Bischofe, der sich wirklich einbildet, er stehe über dem Gesetze des Staates. —

Nach dem „heiligen“ canonischen Rechte braucht sich kein Geistlicher dem weltlichen Richter zu stellen und am allerwenigsten dürften Bischöfe sich dem weltlichen Richterspruche fügen. (Siehe: Can. si episcoporum Caus. XXII. qu. 1.)

Eine gute Portion dieser Pfaffenanmaßung macht sich noch im vielberüchtigten österreichischen Concordate geltend, und bekanntlich war es erst unlängst noch nöthig, den strampelnden Bischof Rudigier von Linz gewaltsam vor das weltliche Gericht zu expediren.

Gestützt auf das „vom heiligen Geiste selbst dictirte“ Kirchengesetz, wonach ein Bischof nur durch den Papst gerichtet werden darf (Siehe: Can. multum u. Can. dudum. Caus. III. qu. 6.), werden diese anmaßenden Violetstrümpfe sich stets nur mit Widerstreben und „feierlichem Proteste“ der weltlichen Macht fügen; während sie stets bei der Hand sind, dieselbe weltliche Macht gegen Jedermann aufzuhetzen, der in ihrer Comödie nicht mitspielen will.

Sind es nicht die ärgsten Verräther an aller Freiheit und allem Menschenrechte, die ärgsten Betrüger an aller Menschenvernunft, welche da fortwährend über „Unterdrückung der Kirche“ klagen und verlangen, daß man diese römischkatholische Kirche frei nach ihren Gesetzen leben lasse? Solche Gesetze, die von Gewalt, Unrecht und Lüge strotzen, deren genaue Befolgung nicht einmal mehr im elenden, römischen Kirchenstaate möglich ist — solche Gesetze sollte ein Staat des neunzehnten Jahrhunderts auch nur dulden, geschweige denn mit Polizeigewalt stützen dürfen? Nein, der heutige Staat wird ein für alle Male brechen müssen mit dem Jahrhunderte alten Systeme pfäffischer Brutalität und

Heuchelei; er wird dieser ja ohnehin „von Gott selbst errichteten und beschützten" Kirche alles und jedes Privilegium nehmen und es ihr überlassen müssen, nach einem für jede Gattung Gläubige und Ungläubige vollkommen gleichen Menschengesetze weiter zu blühen, so gut sie das nach ihrem sittlichen Gehalte kann. —

Nach den „göttlichen" Gesetzen der Kirche soll jeder Fürst oder Laie überhaupt, der einen Bischof in der Ausführung dieser Gesetze hindert oder ihn gar deshalb „verfolgt", mit „ewiger Ehrlosigkeit" und „Vertreibung aus dem Lande" bestraft werden. (Siehe: Can. hi, qui episcopos Caus. III. bu. 4.)

Den Anspruch auf diese canonische Strafe hat sich einst der edle Kaiser Joseph II. hundertfach redlichst erworben und jeder vernunft- und rechtliebende Mensch hält gerade darum sein Andenken hoch in Ehren.

Nach diesem lächerlichen Canon müßten eigentlich um des abgeurtheilten Linzer Bischof's willen die ganze österreichische Regierung sammt dem Linzer Landes- und Schwurgerichte auf immer entehrt über die Grenze wandern — was sie sich aber, wie wir sehen, weislichst überlegen.

(Hiermit sei übrigens noch lange nicht bewiesen, daß es den Schleichereien und Denunciationen eines von Ungläubigen „verfolgten" Bischof's nicht gelingen könnte, die Landesverweisung eines solchen Ungläubigen zu erzielen, wobei er freilich die „ewige Entehrung" — für sich behalten müßte. Immerhin wäre damit dem Geiste jenes lächerlichen Canons halbwegs Rechnung getragen.) — —

Wer immer einen Bischof gefangen nimmt oder verbannt, der soll nach dem „vom heiligen Geiste selbst

dictirten" Gesetze der Kirche „verflucht und aller seiner Lehen, Aemter u. s. w. verlustig" sein. (Siehe: C. si quis Clement. de poenis).

Man sieht hieraus, wie sehr sich das Linzer Gericht gegen das Gesetz der Kirche verging, als es den zappelnden Herrn Rudigier in's Landesgericht beförderte.

Dergleichen Widersprüche sollten doch selbst einem über's Kreuz vernagelten Kopfe zu denken geben! —

Bekanntlich wird und kann die römische Kirche, wenn sie nicht selbst ihre s. g. „Göttlichkeit" leugnen will, niemals zugestehen, daß irgendwelches ihrer Gesetze als aufgehoben zu betrachten sei. Bis in die allerneueste Zeit haben Päpste, Bischöfe und Kirchenschriftsteller ausdrücklich versichert, daß die „allerheiligsten Gesetze" ewig unveränderlich seien, wenn auch die „schlechten Zeiten" die Anwendung dieses oder jenes Gesetzes vorerst nicht gestatten. Kommen jemals, was ich nicht hoffe, die „guten Zeiten" der Kirche wieder, so werden auch alle jene „allerheiligsten Grundsätze" wieder praktisch angewandt werden, welche viele Jahrhunderte lang die Welt zum römischen Schlacht-, Schacher- und Narrenhause machten.

Verweilen wir bei der Ketzerverfolgung. Die Gesetze der Kirche gebieten, wie wir bereits in einer früheren Nummer d. Bl. gesehen haben, klar und bestimmt die totale Ausrottung aller Ketzer, und es existirt keine einzige neuere päpstliche Bulle oder sonstige kirchengesetzliche Bestimmung, durch welche jene alten Monstra der Brutalität aufgehoben oder auch nur gemildert worden wären. Im Gegentheile hat bekanntlich noch in unserem Jahrhundert der Papst Pius VII. all' das durch die französische Revo-

lution außer Gebrauch gekommene römische Henkerzeug neuerdings als „allerheiligste Grundsätze der Kirche" proclamirt, und auch der „milde Greis" Pius IX. hat uns durch seine schriftstellernde Jesuitenmeute („Civiltà cattolica", P. Schrader, P. Schneemann ꝛc.) verkünden lassen, daß die Kirche, wo immer sie die Macht habe, „den Glauben durch materielle Zwangsmittel erhalten und fördern müsse."

Der Papst würde nur seine verfluchte, canonische Schuldigkeit thun, wenn er heute wieder eine allgemeine Ketzervertilgung ausschriebe und für die päpstlichen Herren Inquisitoren nachstehende „Constitutionen" wieder auffrischte, welche Papst Innocens IV. „auf Grund der Gesetze Gottes" und „kraft seiner apostolischen Vollgewalt" erließ:

„Diese (nämlich die Inquisitoren) sollen zu keiner Zeit ohne Einwilligung ihrer Collegen zur Rechenschaft gezogen werden können und außer einem fixirten Gehalte noch den dritten Theil der Güter der Ketzer und ihrer Gönner bekommen. Jeder Einwohner soll ihnen helfen, die Ketzer gefangen zu nehmen und ihre Häuser zu plündern. Wer sie daran hinderte, sollte verbannt werden. Ein Haus, von welchem man die Inquisitoren abhielte, soll bis auf den Grund niedergerissen werden. Auch fallen die Güter eines solchen Hauses den Inquisitoren ebenso anheim, als wenn Ketzer darin gewesen wären. Die weltlichen Obrigkeiten sind schuldig, die gefangenen Ketzer, ohne sie jedoch zu verstümmeln oder zu tödten (nachher wurden sie bekanntlich verbrannt) zu zwingen (durch die Folter), als Räuber und Seelenmörder ihre Irrthümer zu gestehen und ihre Genossen anzugeben. Alle Häuser, worin man Ketzer findet, sollen mit den dazu gehörigen Nebengebäuden niedergerissen und nie wieder aufgebaut werden. Wer einem Ketzer einen Rath ertheilt, oder ihm hilft, der soll von Stund an infam, zur Verwaltung öffentlicher Aemter, zur Ablegung eines Zeugnisses oder zur Errichtung

eines Testaments unfähig sein. Auch die Kinder und Enkel der Ketzer sollen zu keinem Amte zugelassen werden."

Diese „apostolische" Instruction für Diebe und Raubmörder war nicht etwa der vereinzelte Einfall eines besonders schlecht aufgelegten „Gottesstatthalters", nein, sie wurde von den nachfolgenden Päpsten nicht nur anerkannt, sondern noch wesentlich erweitert — und widerrufen hat sie bis zum heutigen Tage noch kein einziger „Vater der Christenheit". Wo gäbe es aber wohl heute eine weltliche Obrigkeit, welche nicht sogleich alle auf Ketzervertilgung ausziehenden Herren Inquisitoren in's Zuchthaus oder an den Galgen befördern würde — trotz dem „allerheiligsten Gesetze der Kirche"?

Darum begnügen sich auch unsere Römlinge in Anbetracht der „schlechten, gottlosen Zeiten" schon mit der Einsperrung, Landesverweisung rc. solcher Ketzer, welche es wagen, eine Kirche zu — „beleidigen", die durch so viele „allerheiligste Gesetze" das Recht, die Ehre und die Vernunft der ganzen Menschheit beleidigt. —

Wie sehr die Kirche es von jeher auf die Groschen der Ketzer abgesehen hatte, zeigt uns folgende Stelle aus dem „heiligen, canonischen Rechte":

„Da eine Frau, welche einen Räuber heiratet, die dadurch erworbenen, von ihrem Mann oder von Andern geraubten Güter verliert: so müssen die Güter der Ketzer, welche ein schrecklicheres Verbrechen, als die Räuber begehen, von Rechtswegen confiscirt sein." Siehe: C. cum secundum, de haereticis in 6.)

Das ist „vom heiligen Geiste selbst dictirtes", canonisches Gesetz — „ewig unveränderlich" und unvertilgbar wie die Schande! Millionen von Menschen sind durch diese dem „Himmel" untergeschobene Niederträchtigkeit an den

Bettelstab gebracht worden, und Tausende von römischen Palästen und Kirchen sind mit dem in solcher Weise gestohlenen Gute erbaut worden „ad majorem Dei gloriam“! Noch im vorigen Jahrhunderte hat der Erzbischof Firmian von Salzburg (ich weiß nicht, ob der Schurke heilig gesprochen wurde) dieses canonische Gesetz auf Tausende von Protestanten angewandt — und noch im Jahre **1837** mußten Protestanten und Juden froh sein, daß man ihnen gestattete, ihre Güter zu Spottpreisen zu verkaufen, bevor man sie aus dem „heiligen Lande“ Tirol hinauswarf.

Aus diesen wenigen Proben der „culturhistorischen Mission“ der römischen Kirche mag man sich's an den Fingern abrechnen, was es hieße: diese Kirche „frei nach ihren Gesetzen“ leben zu lassen.

Papst Pius VII. hat im Jahre 1804 in seiner Instruction an den Nuntius in Wien jenes canonische Confiscationsgesetz ausdrücklich in Erinnerung gebracht, und keiner seiner Nachfolger bis auf den heutigen Syllabus-, Encyclika- und Allocutionsschmierer hat daran irgend etwas widerrufen oder auch nur gemildert. Sie durften's auch gar nicht; denn jenes Diebsgesetz heißt bei solchen Leuten — „Gesetz Gottes“!

Heutzutage freilich kann die „gute, tröstende Mutter“ Kirche keine Ketzergüter mehr confisciren; — ihre roth-, violet- oder schwarzstrümpfigen Knechte müssen in Anbetracht der „traurigen, glaubenslosen Zeiten“ schon zufrieden sein, wenn nur recht viele Ketzerblätter confiscirt werden — „ad majorem objectivitatis gloriam“. —

Ich habe nun ein vertrauliches Wort mit meinem Freunde, dem Bischofe von Graz, zu sprechen. Das „hei-

lige" Gesetz der Kirche verpflichtet Euch, fromme Herren mit veilchenblauen Beinchen, „die Ketzerei aus Eueren Diöcesen auszurotten". Das ist, von Euerem Geschäftsstandpunkte aus betrachtet, ganz in der Ordnung, solange Ihr die Ketzerei nur durch das „siegreiche Wort des Evangeliums" in's Mausloch treibet. Nun kommt aber in dem Eide, den Ihr dem Papste zu leisten habt, folgende höchst bedenkliche Stelle vor: „Ich will die Ketzer und Rebellen nach Kräften verfolgen". Ihr wollt also diese armen Teufel nicht etwa „bekehren", sondern nur „verfolgen"; — dergleichen ist belehrend für einen „Ketzer", der nun schon so und so vielmal wegen römisch-historischer Nichtswürdigkeiten vor Gericht erschienen. Ich antworte darauf mit einem Versprechen, das wohl weniger „heilig" aber mehr menschlich sein mag. Ich will die religiöse Schwindelei und Narrethei nach allen Kräften bekämpfen, sei's mit Gelächter oder Thränen; aber die P. T. Persönchen möchte ich laufen lassen. Und wenn selbst der Bischof von Linz vor meinen Augen in's Wasser purzelte, möchte ich ihn an seinen blauen Beinen herausziehen und samaritanisch trocknen über'm nächsten Weihrauchkessel.—

Wir haben bereits gesehen, daß das „allerheiligste" Gesetz der Kirche für gewisse Fälle geradezu den Meineid und die Empörung lehrt, sehen wir nun, wie dieselbe Kirche auch den Mord in ihren gesetzlichen Schutz nimmt.

„Wir halten Diejenigen nicht für Mörder, welche, von Eifer für die katholische Mutter (Kirche) entbrannt, einige Ketzer getödtet haben." (Siehe: Caus. XXIII. qu. 6. C. excommunicatorum.)

So spricht das „vom heiligen Geiste dictirte" Gesetz der römisch-katholischen Kirche; — fände sich heutigen

Tages wohl ein civilisirter Staat, welcher geneigt wäre, die Kirche frei nach diesem Gesetze leben zu lassen? Nein, in diesen „traurigen, glaubenslosen Zeiten“ pflegt man Leute, welche ihren „Eifer für die katholische Mutter“ durch Menschenmord bekunden, ruhig und schlicht aufzuhängen — trotz dem Gesetze der „katholischen Mutter“. —

Wenn ein verrückter Communist sagt: „Eigenthum ist Diebstahl“, so haben unsere Ultramontanen kaum das Recht, den Mann zu verurtheilen; denn das „allerheiligste“ Gesetz ihrer Kirche erklärt in gewissen Fällen umgekehrt das Gestohlene für Eigenthum. Es lehrt wörtlich: „Was liegt darin Unwürdiges, wenn die Katholiken Das, was die Ketzer im Besitze hatten, nach dem Willen Gottes besitzen? Denn gegen alle Gottlosen gilt das Wort des Herrn: Das Reich Gottes wird von Euch genommen und einem Volke, das Gerechtigkeit übt, gegeben werden. Steht es vergeblich geschrieben: Die Gerechten werden die Arbeiten der Gottlosen essen?“ (Siehe: C. si de rebus, Caus. XXIII. qu. 7.)

Die Welt weiß es, wie lange und wie reichlich die „gerechten“ Herren Pfaffen die „Arbeiten“ der „Gottlosen“ (d. h. Aller, die von Rom nichts wissen wollten) „gegessen“ haben! Heutzutage aber ist solch' frommer Appetit in allen civilisirten Staaten polizeilich verboten und die Römerei darf nur noch wiederkauen, was sie einstens verschlungen. —

Schon der „heilige“ Augustin lehrte die gewaltsame „Bekehrung“ der Ketzer und das „heilige“ canonische Gesetz der Kirche befiehlt sie geradezu an. (Siehe: Caus. XXIII. qu. 6. C. displicet.)

Wie sich einst die Bourbons in Frankreich, die Habsburger in Spanien, Deutschland und Oesterreich nach diesem brutalen Gesetze richteten, ist bekannt — sie waren darum auch die Lieblinge des römischen Bonzenthums. In unseren „traurigen, gottlosen Zeiten“ freilich muß man zufrieden sein, wenn man hin und wieder in Rom ein kleines Judenbübchen stehlen und mit allerhand Zuckerwerk zum „alleinseligmachenden“ Glauben „bekehren“ kann. Kein Respect mehr vor den „allerheiligsten Grundsätzen“ der Kirche — und sonderbar! der „Himmel“ läßt das Alles ruhig geschehen! —

Das „heilige“ canonische Gesetz der Kirche verbietet der weltlichen Macht auf das Strengste: Irgendwen, der sich in eine Kirche geflüchtet, herausholen zu lassen. (Siehe: C. eos, qui dist. 87.) Zu welch' schmählichen Mißbräuchen dieses „Asylrecht“ der Kirchen geführt hat, ist aus der Geschichte bekannt, und die Obrigkeit von heutzutage wird sich keinen Augenblick besinnen, einen Verbrecher selbst hinter dem Altare hervorzuziehen. Begreiflicher Weise „frevelt“ sie damit nicht wenig gegen das „ewige“ Gesetz der Kirche. —

Die Kirche lehrt: „Derjenige Katholik, welcher seine Rechtssache, sie sei gerecht oder ungerecht, der Entscheidung eines andersgläubigen Richters übergibt, ist excommunicirt“. (Siehe: Caus. II. qu. 6. C. catholicus.)

Welcher Katholik wird heutzutage dumm genug sein, sich an diesen „allerheiligsten Grundsatz“ der Kirche zu kehren? Ja, die Kirche selbst befolgt ihn nicht mehr und verletzt somit ihr eigenes „unveränderliches“ Gesetz! Solche Lächerlichkeiten ergeben sich, weil einmal simple Menschlein „Herrgottchens“ spielten! —

Nach dem „heiligen" canonischen Gesetze der Kirche hat kein Ketzer das Recht, einen Katholiken gerichtlich zu belangen. (Siehe: Caus. II. qu. 7. C. pagani aut haeretici.)

Eigentlich ist das selbstverständlich, da ja die Rechtgläubigen nach demselben „heiligen" Gesetze die Ketzer umbringen und berauben dürfen. Wenn mir also irgend ein frommer Christ, gestützt auf das „heilige" Gesetz der Kirche, die Uhr stehlen würde, dürfte ich (ebenfalls nach dem Gesetze dieser Kirche) durchaus keine polizeiliche Anzeige machen, sondern müßte vielmehr froh sein, daß mich der fromme Christ nicht gleich erschlagen!

Seien wir froh, daß die guten Zeiten der Kirche vorüber sind!

Das „heilige" Gesetz der Kirche gab den Tribunalen der „heiligen" Inquisition das Recht, mit Ketzern ganz geheim zu verfahren. (Siehe: C. statuta, de haereticis in 6.)

Es war die Kirche selbst, welche die größten Verbrechen an der Menschheit mit dem Schleier ihrer Gesetze deckte, welcher zum Hohne der sanften Jesuslehre durch den Papst Clemens VII. (1528) ausdrücklich befahl: „die Ketzer ohne weitere Procedur, ohne Geräusch und ohne weitläufiges Verfahren zu richten".

Und keiner dieser „allerheiligsten Grundsätze" der Kirche ist bisher widerrufen worden; aber der Menschengeist, der Geist der „traurigen Zeiten des Unglaubens" hat sie Stück für Stück hinweggeblasen und ihr Andenken der wohlverdienten Verachtung preisgegeben.

Das „heilige" Gesetz der Kirche befiehlt auf das Strengste, daß kein Richter einen „Excommunicirten" zu

irgendwelcher rechtlichen Verhandlung zulassen dürfe. (Siehe: C. decernimus de sentent. excommunic. in 6.)

Recht- und schutzlos sollte Jeder sein, der den Zorn der „guten, tröstenden Mutter“ auf sich geladen; alle bürgerlichen Verkehrs- und Rechtsverhältnisse sollten durchsättigt werden von dem Geiste des unversöhnlichsten Glaubenshasses.

Wie ist doch hierin Alles besser geworden in unserer „traurigen, glaubenslosen Zeit“! Mag auch das ganze Feuerwerk pfäffischer Bannerei und Flucherei das Haupt eines Menschen umprasseln, mögen ihm „ewige Höllenqualen“ und dergleichen römisch-patentirte Strapazen drohen — vor den Gerichten einer besseren, vernünftigeren Zeit wird er darum doch sein Recht finden.

Wenn wir so sehen, wie der Menschengeist in seinem Fortschreiten die angeblich „göttliche“ Kirche wenigstens zur Annahme milderer, menschlicherer Formen zwingt, so sollten wir doch wahrlich nicht mehr darüber streiten: ob die Kirche sammt ihrer „Religion“ über der Menschheit stehe oder umgekehrt. —

Das „heilige“ Gesetz der Kirche gebietet unter Androhung der schwersten Strafen, daß kein Geistlicher sich der weltlichen Gerichtsbarkeit unterwerfen dürfe. (Siehe: C. ad reprimendos, de foro compet. in 7.)

Was der sogenannte „heilige Geist“ da anbefohlen, gilt in der ganzen civilisirten Welt (Rom natürlich ausgenommen) schon längst nichts mehr. Ja, sogar das berüchtigte österreichische Concordat schützte den verbrecherischen Priester nicht vor dem Urtheilsspruche weltlicher Richter und gewährte ihm nur das ungerechte Privilegium, seine Strafe,

abgesondert von der übrigen sündigen Menschheit, in geistlichen Correctionsanstalten abbüßen zu dürfen.

Der Bischof von Linz hatte offenbar noch obigen Canon im Kopfe, als er dem Landesgerichte den Gehorsam verweigerte, und wenn die Kirche jemals wieder zur „apostolischen Vollgewalt über jegliche Creatur auf Erden gelangen sollte“, würde jener Canon selbstverständlich wieder in Anwendung kommen. —

Nach dem „heiligen“ canonischen Gesetze darf auch kein Geistlicher über einen Ausspruch des geistlichen Gerichtes an das weltliche apelliren. (Siehe: Caus. XXI. qu. 5 c. placuit.) Thut er's, so soll er „aus der Gemeinschaft der Kirche vertrieben“ werden. Dagegen dürfen Laien stets frei vom weltlichen an das geistliche Gericht apelliren und sollen daran von Niemanden gehindert werden. (Siehe: C. omnis Caus. II. qu. 6.)

Auch diese Dictate des „heiligen Geistes“ gelten bekanntlich keinen Groschen mehr. —

Das „heilige“ Gesetz der Kirche bestimmt, daß kein Laie zur Zeugenschaft wider einen Priester zugelassen werde. (Siehe: C. de caetero X. de testibus.) Da nun die Verbrechen der Priester meistens nur gegen Laien gerichtet waren, kann man sich leicht vorstellen, welche Summe pfäffischer Schurkereien durch obiges Gesetz der gerechten Ahndung entzogen wurde. Das muß eine goldene Zeit für oberfromme Knaben- und Mädchenschänder, Erbschleicher und Mörder gewesen sein — diese „gute, alte Zeit“, in welcher die Kirche noch „frei nach ihren Gesetzen leben“ durfte! In unserer „trüben, gottlosen Zeit“ ist auch Das anders; und es ist

gut so, denn jenes „allerheiligste“-Gesetz der Kirche würde das Zuchthaus um manche gute Kundschaft betrügen. —

Recht streng meinte es der „heilige (päpstliche) Geist“, als er folgendes Gesetz „dictirte“: „Wenn ein Geistlicher, welchen Ranges immer, durch das Gericht der Bischöfe wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt worden ist, darf er weder von den Kirchen (Gemeinden), denen er vorstand, noch durch irgend einen Menschen vertheidigt werden“. (Siehe: C. si quis cujuslibet Caus. XXII. qu. 1.)

Heutzutage hindert dieses „Gottesgesetz“ keinen Menschen, auf das Allerentschiedenste für solche Priester einzutreten, welche von Papst und Bischof verurtheilt, verdammt und verflucht worden sind, weil sie z. B. nicht mehr tanzen wollten nach dem großen römischen Dudelsacke, der bereits aus dem letzten und widerlichsten Loche pfeift. —

Zu den größten Frechheiten, die man unter dem Titel „göttliches Gesetz“ ersonnen, gehört unstreitig folgende: „Der Urtheilsspruch eines Bischofs ist sehr zu ehren, wenn er auch — **ungerecht** ist“. (Siehe: C. quibus episcopi Caus. XII. qu. 3.)

Gesetzt, mein Freund, der Bischof von Graz, verurtheilte eines schönen Tages meinen anderen Freund, den Monsignore Hebenstreit, Redacteur des „Katholischen Wahrheitsfreund“, zu einigen Dutzend Bußhieben mit dem Capuziner-Bauchstricke, angeblich, weil im „Katholischen Wahrheitsfreund“ Spuren von Menschenverstand zu entdecken seien. Auf den ersten Blick würde Jedermann die schreiende Ungerechtigkeit dieses Urtheils erkennen und doch müßte der arme Monsignore die oberhirtlichen Jagdhiebe nicht nur einstecken, sondern auch noch — „sehr ehren“.

Von der ernsten Seite dieses „heiligen“ Kirchengesetzes zu reden, ist gar nicht nöthig. —

Wie die römische Pfaffenschaft darauf bedacht war, den eigenen Beutel sicherzustellen, beweist folgende Stelle aus dem „heiligen“ canonischen Gesetze: „Wer die Gelder Christi raubt, soll von dem Richter wie ein Menschenmörder verdammt werden“. (Siehe: C. qui Christi Caus. XII. qu. 2.)

Die „Gelder Christi“! Der Mann, der in seinem ganzen Leben kaum ein paar Groschen besessen, mußte im Tode dazu herhalten, um das unermeßliche Gut zu heiligen, welches römische Bonzen aus dem Aberglauben der Menschheit gezogen!

— — — — — — — — — —

In den Nummern 86 bis 93 vom vorigen Jahre habe ich aus den sogenannten „göttlichen“ Gesetzen der römisch-katholischen Kirche nachgewiesen, daß das, was die Ultramontanen die „Freiheit der Kirche“ nennen, in Wirklichkeit ein schandvolles System von Angriffen auf die Existenz des heutigen, civilisirten Staates wie auf das Leben, das Recht und die Freiheit des Individuums ist. Ich habe nachgewiesen, daß die vom sogenannten „heiligen Geiste“ selbst gegeben sein sollenden canonischen Gesetze dieser Kirche Mord, Raub, Betrug, Eidbruch und sonstige Niederträchtigkeiten zum Besten des „Glaubens“ nicht nur billigen, sondern geradezu befehlen, daß kein Einziges dieser „heiligsten“ Gesetze jemals widerrufen wurde (was bei ihrer „Göttlichkeit“ auch nicht ginge) — daß sie vielmehr

nur darum theilweise außer praktische Anwendung gelangt sind, weil die Kirche in unserer neuen, humaneren Zeit nicht mehr die Macht zu Glaubensschandthaten besitzt. Daß es aber hiezu nicht an der Lust fehle, beweisen zahlreiche „apostolische" Kundgebungen aus neuerer und neuester Zeit. —

Kein Einziger jener geistlichen und weltlichen Betrüger, welche jetzt allerorts für die „volle Freiheit der Kirche" streiten, hat die geradezu vernichtenden Anklagen zu widerlegen versucht, welche aus den Gesetzen der Kirche selbst gegen diese letztere schreien, und welche es jeder menschlichdenkenden Regierung zur Pflicht machen, die Menschheit vor jener „vollen Freiheit der Kirche" zu schützen.

Es ist seit langer Zeit kein so großer, bewußter Betrug an dem Volke verübt worden, als er jetzt von heuchlerischen Bischöfen und Clerikern durch systematische Aufhetzung wider die Staatsgesetze, durch Brandpredigten über die „Unterdrückung des Glaubens", „Knechtung der Kirche Gottes" und dgl. verübt wird.

Die Geschichte wird dereinst constatiren, daß diese römische Pfaffenwirthschaft noch in der Stunde des Verendens denselben Anspruch auf den Ekel und die Verachtung der Menschheit hatte, den sie von Alters her in so reichem Maße besessen. —

Ich fahre nun hier in der mit Nr. 93 vom vorigen Jahre abgebrochenen Beleuchtung römisch-katholischer Kirchengesetze fort.

Das „heilige" Gesetz der Kirche gebietet, daß die Aerzte schwören sollen, „keinen Kranken zu behandeln, der sich zu beichten weigert". Der Dawiderhandelnde soll für „ehrlos und zur Praxis unfähig" erklärt und mit

Geldstrafen belegt werden. (Conf. c. supra gregem, de medicis in 7.)

Diesen grausamen Blödsinn hat nach römisch-katholischer Lehre — „Gott selbst" befohlen! Nach diesem Gesetze wäre z. B. der katholische Arzt, welcher mich in meiner letzten Krankheit behandelte, für „ehrlos und unfähig zur Praxis" zu erklären; denn ich weigere mich bekanntlich nicht nur, zu „beichten", sondern auch zu „glauben", was die Sache noch wesentlich verschlimmert.

Würde sich heutigen Tages noch ein Arzt um dieses „heilige" Gesetz scheeren, so verfiele er der gerechten Verachtung aller nur einigermaßen civilisirten Menschen.

Gebt Ihr aber der Kirche ihre „volle Freiheit" wieder, so muß und wird sie auch dieses „göttliche" und daher „ewige" Gesetz wieder zur Geltung bringen. —

„Um die Gläubigen vor dem Rachen der räuberischen Wölfe und noch mehr vor den listigen Nachstellungen der schlauen Füchse (d. i. der Aufgeklärten) zu bewahren, wurde verordnet, „daß die Lehrer an Universitäten und Gymnasien dem Papste und dem canonischen Rechte Gehorsam schwören sollten". (Sacrosancta, de magistris in 7.)

Dank der Macht, welche der Blödsinn der Fürsten und Völker dieser Kirche solange gewährte, hat dieses Gesetz Jahrhundertelang den Aufschwung jeder Wissenschaft verhindert, welche dem „Glauben" widersprach; — und welche wirkliche Wissenschaft sollte das nicht?

Ist man doch heute in Rom noch frech genug, von den katholischen Beamten und Lehrern Oesterreichs zu verlangen, daß sie den Eid auf die Verfassung nur mit der jesuitischen Spitz-

bubenklausel „unbeschadet der Gesetze Gottes und der Kirche" leisten sollten!

Zu diesen „Gesetzen Gottes und der Kirche" gehören eben die Nichtswürdigkeiten, mit welchen wir es hier zu thun haben. —

Das „heilige" Gesetz der Kirche gebietet, „daß kein Buch ohne die Erlaubniß der kirchlichen Oberen gedruckt werden dürfe" — bei Strafe von 100 Ducaten an die „päpstliche Kammer", Verbrennung des Buches und Excommunication des Herausgebers.

Wer die Vorbereitungsschriften der Jesuiten für das gegenwärtige Concil gelesen, der weiß, daß die Kirche auch in diesem Punkte ihre „volle Freiheit" wieder haben will; — und welche heilige Nacht des Blödsinnes würde sich auf die ganze civilisirte Welt herniedersenken, wenn ihr das gelänge! Wievielmal 100 Ducaten müßte dann nur allein die k. k. Regierung an die „päpstliche Kammer" abliefern!

In welcher Weise die „liebende, tröstende Mutter" Kirche von jeher gegen die Juden verfuhr, ist bekannt. Hätte sie keine andere Schuld auf sich geladen, als dieses ungeheuere, fast zwei Jahrtausende hindurch fortgesetzte Verbrechen des Mordes, des Raubes und der systematischen moralischen Schändung eines wehrlos preisgegebenen Volkes — sie könnte dennoch vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit nimmer bestehen. Sie gedachte auch wohl niemals vor diesen Richterstuhl gestellt zu werden — sie, die „Göttliche", welche sich noch heute einbildet, höher zu stehen als „Himmel und Erde". (Sie wird sich aber wohl allgemach von ihrer irdischen Vergänglichkeit überzeugen müssen.)

Alle gegen die Juden begangenen Glaubensschandthaten sind in dem sogenannten „Gesetze Gottes", d. i. in dem Gesetze der Kirche, bestens begründet. Die gröbsten kirchengesetzlichen Verbrechen gegen das Judenthum wurden bereits zu Anfang dieser Skizze zugleich mit denen gegen das „Ketzerthum" beleuchtet. Ich trage hier nur noch einige Specialitäten nach, aus welchen man ersehen möge, was den Juden aus der „vollen Freiheit der Kirche" erblühen würde.

Nach dem „heiligen" Gesetze der Kirche ist es jedem Katholiken strengstens verboten, bei Juden zu wohnen oder mit ihnen zu essen. (Caus. XXVIII. qu. 1. c. nullus und omnes.) Deshalb hat sich aber der „heilige Vater" durchaus nicht genirt, bei den Juden Geld zu „pumpen", auf daß er sammt seinen Pfaffen und Soldaten etwas zu essen habe. Ueberhaupt ist von diesem, wie von so vielen anderen römisch-„göttlichen" Gesetzen, nur noch das leere, lächerliche Wort geblieben. —

Nach dem „heiligen" canonischen Rechte dürfen die Juden keine Tempel bauen, wo sie zuvor keine hatten. (C. Judaei & C. consuluit X. de Judaeis.) Doch kann „geduldet" werden, „daß sie ihre alten Tempel wieder aufbauen, wenn sie zusammengestürzt sind oder mit Einsturz drohen. Aber sie dürfen dieselben weder größer noch kostbarer herstellen; denn sie müssen es schon als etwas Großes erachten, daß sie in ihren alten Tempeln und Gebräuchen überhaupt geduldet werden."

Diese ganze (übrigens unzähligemale blutig gebrochene) „Duldung" der Juden, hat, wie der Papst Pius V. am 26. Februar 1569 bullte, nur darum stattzufinden, „damit

die Christen durch ihren Anblick an das Leiden Jesu erinnert werden".

Eine recht angenehme sociale Stellung das, gewissermaßen nur „zum abschreckenden Beispiele" lebendig bleiben zu dürfen — um einer „Leidensgeschichte" willen, für deren geschichtliche Wahrheit auch nicht der geringste historisch-glaubwürdige Beweis existirt!

Um übrigens auch die Juden an jene fabelhafte „Leidensgeschichte" zu erinnern, gebietet das „heilige" canonische Gesetz der Kirche, „daß sie am Charfreitage ihre Thüren und Fenster verschlossen halten müssen".

Ich glaube, die Christen könnten ihre Thüren und Fenster getrost ein für alle Male vernageln, wenn sie an jedem Jahrestage eines (nicht fabelhaften sondern erwiesenen) „gottesgesetzlichen" Verbrechens der christlichen Kirche trauern müßten.

Das „heilige" canonische Gesetz bestimmt, daß Christen, welche in jüdischen Häusern dienen, zu excommuniciren seien. (C. Judaei sive, ibid.)

Wenn die Pfaffen heutzutage „gutkatholisch" genug wären, dieses „Gesetz Gottes" in Anwendung zu bringen, so würden sie damit eine arge Verwüstung gerade unter den Kerntruppen der „heiligen Sache" anrichten — nämlich unter den Köchinnen, Stubenmädchen 2c. Wie viele Tausende dieser frommen Wesen trachten nicht blos nach dem christlichen „Himmel", sondern auch nach jüdischem Lohne, — riskiren dabei sogar den Genuß von „Mazzes"! —

Ernster ist's schon, daß das „Gesetz Gottes und der Kirche" strenge verbietet, die Juden zu öffentlichen Aemtern zuzulassen — „da es zu abge-

schmackt sei, daß ein Christum Lästernder Gewalt über Christen ausübe". (C. cum sit und C. ex speciali X. de Judaeis.)

Dieses blödsinnige Gesetz hat im Hause Oesterreich lange genug gegolten, und selbst als man dort den rastlos angepumpten Juden Rothschild schon zum „Barone" gemacht hatte, konnte man sich noch immer nicht entschließen, andere Juden zu öffentlichen Aemtern zuzulassen.

In consequenter Befolgung dieses Gesetzes ist's ganz natürlich, daß den jüdischen Aerzten die Behandlung katholischer Kranken strengstens verboten ist. (C. alias de medicis in 7.)

Es erhellt auch aus diesem Stücke so recht die rohe Willkür und Unmenschlichkeit, welche die ganze Gesetzgebung der römischen Glaubensanstalt brandmarkt. Und solchen Schund pfäffischer Betrügerei und Gewaltthat wagte man so viele Jahrhunderte lang als „Gesetz Gottes" auszuschreien und würde man der Menschheit unbedenklich wieder aufladen, wenn die Kirche wieder „frei nach ihren Gesetzen" wirthschaften dürfte! —

Noch ist's nicht lange her, als man genau nach dem „Gesetze Gottes und der Kirche" (Bulle „Cum nimis" [de Judaeis in 7.]) in vielen katholischen Ländern die Juden zwang, streng abgesondert von den Christen zu wohnen und zum Unterschiede von den „Rechtgläubigen" gelbe Mützen oder ebensolche Tuchflecken am Rocke zu tragen.

Der erste Theil dieses „heiligen" Gesetzes wird in Rom noch heutigen Tages durchgeführt; die Stammverwandten des Papstes Pius IX. müssen dort noch immer im „Ghetto" hausen.

Die ergötzlichste Zumuthung aber, welche das „Gesetz Gottes und der Kirche" an die Juden stellt, ist unstreitig folgende.

Für jede Judengemeinde soll ein katholischer Lehrer der Theologie bestellt sein, welcher an einem bestimmten Wochentage sämmtliche Juden an „nichtheiligem" Orte versammeln und ihnen die christliche Lehre erklären soll! Dafür müssen ihm die Juden bei Vermeidung schwerer Strafen einen entsprechenden Gehalt zahlen. (Bulle „sancta mater".)

Gebt der römischen Kirche ihre „volle Freiheit" wieder, und sie wird auch dieses „göttliche" Gesetz sofort wieder in Kraft setzen müssen. Dann dürfte der berühmte „Gottesgelehrte", Monsignore Hebenstreit, die hiesige Judengemeinde in der „nichtheiligen" Puntigamer Bierhalle zusammentrommeln und ihr gegen entsprechendes Honorar die zwei Götter und zahllosen Himmelsnotabilitäten anpreisen, welche der römische Christ vor dem Hebräer voraus hat.

Aber es könnte dabei manchem Juden sehr übel ergehen; denn das „heilige Gesetz Gottes und der Kirche" hat auch die ebenso „heilige" Inquisition bei der Hand. Dieser christlichen Anstalt ist jeder Jude verfallen
„seinen eigenen (zugleich mit dem
von den Christen übernommen
lehre u. dgl. leugnet" –
oder „die Christen zu
„Christen ihrem Gl
sich aufnimmt od
und welcher endlich
fräulichkeit M

In solchen Fällen soll der Jude mit „Confiscation seines Vermögens, ewiger Galeerenstrafe oder selbst mit dem Tode bestraft werden". Alles das nach dem „heiligen Gesetze Gottes und der Kirche", welche letztere heute so gerne wieder „frei nach ihren Gesetzen" leben möchte. —

Wer die blödwilden oder tückisch-gleißenden Gesichter jenes echtjesuitisch-gedrillten Pfaffennachwuchses betrachtet, welcher heutzutage von Kanzel und Beichtstuhl aus den letzten, wüthenden Versuch macht, das systematisch verdummte Landvolk zu einem „Glaubenskampfe" zu hetzen — wer da hört, wie diese Patentbetrüger in ihrem schäumenden Hasse gegen Vernunft und Freiheit zu den ehr- und gewissenlosesten Täuschungsmitteln greifen — der muß sich sagen: „Diese Sippschaft wäre jeder Grausamkeit fähig, womit ihre Vorgänger fast zwei Jahrtausende lang das s. g. „Christenthum" zum Fluche der Menschheit gemacht haben; — diese Gesellen gäben prächtige Inquisitoren ab. — Menschheit des 19. Jahrhunderts, schütze Dich vor der „Freiheit" dieser römischen Kirche!"

Ich habe bereits gezeigt, wie das „Gesetz Gottes und der Kirche" die [illegible] Vernichtung aller Ketzer lehrt. —

[illegible] „gute Mutter" Kirche [illegible] weitere Maß- [illegible] aber diese „gute [illegible] daß es ihr bei allen [illegible] doch nicht [illegible]

den Lebendigbleibenden durch andere „Gesetze Gottes“ auf Erden schon die Hölle heiß zu machen. Sie wollte diese Leute ehr- und rechtlos in allen Dingen machen, wollte sie der Willkür „rechtgläubiger“ Leute preisgeben und erfand zu diesem Zwecke eine Reihe von „Gesetzen Gottes“, die natürlich „vom heiligen Geiste selbst dictirt“ und „für alle Ewigkeit giltig“, im Uebrigen aber nichtswürdiger Schund sind.

Das „heilige Gesetz Gottes und der Kirche“ gebietet bei Strafe der „Excommunication“ (was einstens etwas heißen wollte), „daß kein Katholik mit einem Ketzer umgehen, sprechen, essen &c. dürfe“. (C. sicut, C. excommunicatos, C. cum excommunicato et sequ. Caus. XI. qu. 3.)

Männiglich weiß, daß dieser heilige Blödsinn heute nichts mehr gilt. Die zur Vernunft erwachte Menschheit hat, ohne den „Himmel“ zu fragen, dieses „Gesetz Gottes“ gleich hundert ähnlichen einfach vergessen. Nur auf dem Lande mag es noch betrügerischen Pfaffen gelingen, den Dümmsten aller Dummgeborenen weiszumachen, der Umgang mit „Ketzern“, „Neuheiden“ u. s. w. sei eine „Sünde“, und der „Herrgott“ sei Andersgläubigen nicht grün. Gebt aber der „guten Mutter“ ihre ersehnte „volle Freiheit“ wieder, und Ihr werdet sehen, wie sie nach ihrem „Gesetze Gottes“ mit den Protestanten, Freireligiösen und gar mit den Religionslosen umspringt. —

Um hier gleich alle Zweifel über die „Göttlichkeit“ und somit „ewige, unveränderliche Giltigkeit“ der canonischen Gesetze (auch der soeben in Rom fabricirten) zu zerstreuen, melde ich, was diese „Gesetze Gottes“ von

sich selber sagen. So heißt es wörtlich: „Die freiwilligen Uebertreter der canonischen Gesetze werden vom heil. Geiste verdammt, durch dessen Eingebung und Geschenk sie dictirt sind. Eine solche Uebertretung ist offenbar eine Art von Gotteslästerung gegen den heiligen Geist". (Can. violatores Caus. XXV. qu. 1.)

Und damit die braven s. g. „liberalen Katholiken" einsehen lernen, daß sie nicht blos die alten sondern auch die neuen und neuesten Dogmen glauben müssen, präsentire ich ihnen einige uralte Stückchen aus dem canonischen „Gesetze Gottes", woraus erhellt, daß absolut Alles geglaubt und befolgt werden muß, was aus dem päpstlichen Stuhle hervorkommt.

1. „Es ist klar, daß das päpstliche Urtheil von Niemanden verworfen werden darf." (Can. patet Caus. IX. qu. 3.)

2. „Niemanden ist es erlaubt, die Beschlüsse des apostolischen Stuhles zu übertreten." (Can. nulli Caus. XXV. qu. 1.)

3. „Wenn Jemand die Dogmen, Befehle, Verbote, Bestimmungen oder Beschlüsse des apostolischen Stuhles verachtet — den treffe der Bannfluch." (Caus. XXV. qu. 2 Can. si quis.)

Hieraus ersieht Jedermann, daß er keineswegs nur bei seinem „alten Glauben" bleiben und die neuen, köstlichen Glaubenssätze verwerfen darf. Wer sich „römisch-katholischer Christ" nennt (gleichviel ob „liberal" oder nicht), der muß nach dem „Gesetze Gottes und der Kirche" die Glaubenssuppe mitauslöffeln bis zum letzten Tropfen. Ihm

muß das Dogma der „Unfehlbarkeit" ebenso „heilig" sein als jeder andere Glaubenssatz.

Dagegen hilft kein Gedöllinger und kein Stroßgemaier; hier heißt es: „Schaf friß oder — sei verflucht"!

„Liberale Katholiken" hat's überhaupt zuvor gar nicht gegeben, d. h. die „gute Mutter" Kirche hat solche Leute sofort und stets nach dem „Gesetze Gottes" in ein „besseres Jenseits" expedirt. Erst in neuerer Zeit tauchte diese weder kalte noch warme Glaubensspecies auf, welche ein offenbarer Gräuel ist vor den ältesten Gesetzen derselben Kirche, an welcher sie so rührend festhält. —

Doch sehen wir weiter, was die „Gesetze Gottes und der Kirche" den Ketzern Alles zugedacht haben.

„Bei Strafe der Excommunication darf kein Katholik mit Ketzern Handel treiben." (Bulle Paul's III. ex anno 1535.)

Nach diesem „Gebote des apostolischen Stuhles" hat sich der jetzige Papst Pius IX. die „Excommunication" redlich verdient, denn er hat mit Juden und Ketzern nicht nur gewöhnlichen Handel getrieben, sondern er hat sie auch angepumpt, hat sich von ihnen „Peterspfennige" schenken lassen und ihnen dafür „apostolische" Orden verliehen.

Doch ein unfehlbarer Herrgott vierter Classe kann sich dergleichen gestatten; — er kann nicht irren, und da der Papst Paul III. auch nicht irren konnte, so bleibt halt der fatale Widerspruch zwischen diesen beiden Herrgöttern einstweilen eines jener „göttlichen Geheimnisse", von denen die „geoffenbarte Wissenschaft" an allen Ecken und Enden stinkt.

Das canonische „Gesetz Gottes" gebietet, „daß die Katholiken Jeden verstoßen müssen, der

durch den päpstlichen Stuhl verstoßen wurde". (C. miratus, de obedientia.)

Welches Meer von Unmenschlichkeiten dieses Schandgesetz der Kirche in früherer Zeit heraufbeschworen, ist bekannt; weniger bekannt ist es aber vielleicht, daß noch vor 33 Jahren das „heilige Land" Tirol die Schande auf sich nahm, solch' elendem Pfaffenschwindel zu Liebe alle „Ketzer" (Protestanten) zu vertreiben, und daß auch u. A. die gutkatholischen „Väter" der Stadt Iglau in Mähren den vertriebenen protestantischen Zillerthalern die Thüre wiesen.

Solche Verbrechen gegen alle Gesetze der Menschenliebe würden und müßten wieder allgemein werden, sobald man Narr genug wäre, die römische Kirche „frei nach ihren Gesetzen" leben zu lassen. Man wird aber dieser Narr nicht sein und sich lieber nach wie vor das Gezeter des römischen Gottes Nr. 4 munden lassen.

Was liegt an einem bischen Verfluchtsein mehr oder weniger; ist ja doch schon nach den alten und nun gar erst nach den neuen „Canones" die ganze Menschheit, der Papst selbst nicht ausgenommen, in Grund und Boden hinein „verdammt"; denn es ist absolut unmöglich, daß ein menschliches Wesen, — neige es sich auch noch so stark zur Classe der geschwänzten und ungeschwänzten „Vierhänder", — Alles das an Blödsinn leisten könne, was jene „heiligen" Gesetze so schlicht und bieder verlangen.

Zur Erzielung einer würdigen Bevölkerung für das „Reich Gottes", wie der „unfehlbare" Papst sich's vorstellt, beantrage ich eine fortgesetzte Racenkreuzung zwischen geschwänzten Affen und Jesuiten. — —

Nach dem „heiligen Gesetze Gottes und der Kirche“ darf kein Katholik einen Ketzer zum Erben einsetzen.

Da es sich hier um irdisches Geld und Geldeswerth handelte, ging die „himmlische Mutter“ Kirche begreiflicherweise mit äußerster Genauigkeit vor und bedachte sogar die Herren Bischöfe mit folgender Drohung: „Wenn ein Bischof Ketzer, selbst wenn sie mit ihm verwandt wären, zu Erben einsetzte, so soll er wenigstens nach seinem Tode verflucht sein“. (C. si quis X. de Haereticis.)

Ich halte das „Verfluchen“ nach dem Tode für ein unschuldiges, fast drolliges Vergnügen und bedauere nur, daß die „liebende Mutter“ Kirche sich damit nicht begnügte. Sie hätte sich ein paar Millionen Menschenmorde schenken können.

Wer etwa glauben sollte, daß die Kinder eines Ketzers, selbst wenn sie noch so gutkatholisch wären, ihren Vater beerben dürften, der begeht einen wahrhaft ketzerischen Irrthum. Das „Gesetz Gottes“ sagt hierüber wörtlich: „Die Enterbung der rechtgläubigen Söhne (eines Ketzers) soll keineswegs etwa unter dem Vorwande des Mitleides und zu strenger Strafe verhindert werden; da in vielen Fällen die Söhne für die Väter gestraft werden und nach den canonischen Bestimmungen die Strafe nicht allein auf die Urheber der Verbrechen, sondern auch auf die Nachkommenschaft der Verdammten fällt“. (C. Vergentis X. de Haereticis.)

Gibt's noch ein menschliches Wesen, welches Angesichts solcher „uraltheiliger Gesetze Gottes und der Kirche“ frech genug wäre, von einer „Religion der Liebe“ zu faceln? — Diese „heilige, sanfte Mutter“ Kirche entblödete sich also nicht, kraft ihrer sogenannten „Gottesgesetze“ die räuberische

Hand an das Gut unschuldiger „rechtgläubiger" Kinder zu legen; sie begnügte sich nicht, in schamloser Anmaßung die Andersgläubigen zu verfluchen, zu verfolgen, zu vernichten — sie streckte die Krallen der Rache und der Habsucht sogar nach ihren eigenen Schafen aus! Und alles Das genau nach denselben „Gesetzen Gottes", nach welchen sie heutzutage wieder „frei zu leben" wünscht!

Mich wundert's, daß noch keine Sturmpetition von Rosza Sandor und Genossen vorliegt, worin auch diese Herren „frei nach ihren Gesetzen zu leben" wünschen!

Ganz consequent befiehlt das „Gesetz Gottes und der Kirche" weiter: „Die rechtgläubigen Söhne der Ketzer und deren Begünstiger sind bis in die zweite Generation zu jedem öffentlichen Amte unfähig." (C. quicunque § 2 de Haereticis in 6.) —

Es ist wohl unnöthig, hervorzuheben, daß sich um dieses wie um hundert andere „Gesetze Gottes und der Kirche" heutigen Tages kein Staat der Welt mehr scheert; blos in jenem moralischen und physischen Unzuchtswinkel, welcher seit zwanzig Jahren nur noch durch die Gnade Bonaparte's existirt — in Rom werden mit brutaler Gewalt noch kümmerliche Reste canonischen Rechtes aufrecht erhalten. —

Als Obermutter der ganzen Christenheit hat die Kirche natürlich auch das „Recht", katholische Söhne gewaltsam von ihren ketzerischen Eltern zu trennen. Der „heilige Geist selbst" meint in dieser Angelegenheit dictando: „Es ist gerecht, daß wegen des so großen Verbrechens der Ketzerei die Söhne der Ketzer aufhören, unter der väterlichen Gewalt zu stehen". (C. quicunque § 4 de Haereticis in 6.), und dieser selbe „heilige Geist" gibt den

Bischöfen ausdrücklich das Recht, die Gewalt des Vaters über seine Kinder aufzuheben. (C. Si servus Dist. 54.)

Was würden denn z. B. unsere Grazer protestantischen Familienväter dazu meinen, wenn eines schönen Tages der Herr Bischof Zwerger mit dem „Gesetze Gottes“ unterm Arme hereinspazierte und sämmtliche Kindlein confiscirte? Ich glaube, sie würden den Herrn Bischof sammt seinem „Gesetze Gottes“ mehr oder minder sanft an die Luft setzen und damit die „arme, unterdrückte, verfolgte Mutter Kirche“ thatsächlich hindern, „frei nach ihren Gesetzen zu leben“. —

Es ist doch recht fatal, daß so viele Millionen von Menschen aus Rücksicht auf ihr Leben, ihre Freiheit, ihre Börse u. s. w. sich mit der „vollen Freiheit“ dieser „guten Mutter“ durchaus nicht befreunden können. Und so bleibt denn diese Arme noch alleweil so „schwergekränkt“ und so „schändlich unterdrückt“, und die braven Pfaffen müssen ihren Schafen noch alleweil erzählen, welchen Zorn der „liebe Gott“ über alles Das habe und wie jetzt die „rechte Stunde“ gekommen sei, dem „lieben Gotte“ zu helfen — gleichviel ob in österreichischer Währung oder in preußischer. Und weil von all' den Schafen kein einziges fragt: „warum sich denn dieser seit Jahrtausenden von allen Pfaffen stets als zornig, nothleidend und allmächtig zugleich geschilderte Herrgott nicht endlich einmal selber helfe“? — weil keines das fragt, zahlen sie alle biedersamst ihre Peterspfennige und haben dabei einen ungeheueren Zorn über uns Ketzer und Ungläubige, die wir jenen „allmächtigen“ Gott und seine Kirche, (welche nach päpst-

licher Versicherung „noch mächtiger als der ganze Himmel“ ist,) so schnöderdings — „unterdrücken“!

Besäße der menschliche Blödsinn die Explosionskraft des Schießpulvers — ganz Ultramontanien flöge noch heute gen Himmel! — —

Wer von der „liebenden Mutter“ Kirche ausgestoßen ist, soll, wie der „heilige Geist selbst“ meint, auch bei weltlichen Gerichten in keiner Weise mehr zugelassen werden (außer als Angeklagter natürlich); es sollen vielmehr „die weltlichen Richter durch kirchliche Strafen angetrieben werden, die Excommunicirten von allen Verhandlungen, von der Advocatur und der Zeugenschaft in ihren Gerichten wegzuweisen“. (C. decernimus X. de sentent. excommun.)

Gebt der Kirche ihre „volle Freiheit“ wieder, und sie wird Euch Gerichte zusammensetzen, welche die höchsten Erwartungen des frömmsten Staatsanwaltes noch um ein paar Schuh Galgenhöhe übertreffen — wenn's einen Ketzer „mütterlich zu züchtigen“ gilt. —

„Arme Katholiken sollen“, wie die Kirche den „heiligen Geist selbst“ dictiren läßt, „kein Almosen von Ketzern annehmen“. (C. cum voluntate X. de sentent. excommun.)

Ich kann's bezeugen, daß die armen Katholiken heutigen Tages für dieses Gesetz nicht mehr dumm genug sind. Auch der „arme“ (von Gläubigern), „bedrängte“ Göttergreis in Rom genirt sich in diesem Punkte blutwenig. —

Wir werden nun sehen, daß wir Ketzer und Ungläubigen eigentlich den „heiligen Geist“ auf — „Ehrenbeleidigung“ klagen könnten. In dem von ihm selbst verfaß-

ten „Gesetze Gottes" wird Jedermann, „der die kirchlichen Verordnungen nicht achtet", klar und deutlich für „ehrlos" erklärt. (C. infames Caus. VI. qu. 1.) Da nun die canonischen Gesetze vielfach durch den Druck verbreitet wurden, könnten wir beschimpften „Ketzer" und „Neuheiden" genau genommen den „heiligen Geist", wenn auch nicht als den „verantwortlichen Redacteur", so doch als den Verfasser jener Schmähschrift vor einem k. k. Landes- als Preßgerichte belangen. Wir thun's aber nicht, weil der Angeklagte doch nirgends zu finden wäre.

Selbstverständlich hatte die „gute, alleinseligmachende Mutter" Kirche einen ganz besonderen Abscheu vor den Lehrern und Predigern der „Ketzer". In früheren schöneren Glaubenszeiten pflegte sie solche Menschenkinder schlicht-mütterlich umzubringen; doch sorgte sie auch durch „Gesetze Gottes" für den Fall, als ihr solch' handgreifliche Beweise von Mutterliebe nicht mehr möglich sein sollten.

Für diesen im Interesse einer prompten, centralisirten „Seligmachung" gewiß sehr bedauerlichen Fall ließ sie die Ketzerprediger durch den „heiligen Geist selbst" für ganz besonders „ehrlos" erklären. (Can. Arianos Caus. I. qu. 1.)

Wie viel man sich in unseren „traurigen Zeiten des Unglaubens" um solche „Gesetze Gottes" kümmert, beweist z. B. der Umstand, daß erst kürzlich wieder die katholische Wählerschaft von Graz den protestantischen (d. i. „ketzerischen") Pfarrer in den Gemeinderath wählte. Wenn man die römische Kirche „frei nach ihren Gesetzen" leben ließe, geschähe solcher „Gräuel vor dem Herrn" gewiß nicht. —

Nach dem „Gesetze Gottes und der Kirche" ist eine Kirche oder ein Friedhof, wo ein Ketzer begraben wurde,

„entehrt" und muß frisch „geweiht" werden. (C. consuluisti X de consecrat. ecclesiae.) Dieser Blödsinn stand noch zur Concordatszeit in vollster Blüthe.

Ein wahrer Schinder-Paragraph im „Gesetze Gottes" ist aber der, in welchem der „heilige Geist" gebietet, daß alle auf katholischen Friedhöfen begrabenen Ketzergebeine, wenn sie noch von den rechtgläubigen Knochen unterschieden werden können, ausgegraben, hinausgeworfen und unbeerdigt liegen gelassen werden müssen. (C. sacris de sepulturis.)

Solche Hyänenwuth gegen ketzerische und anderseits wieder eine wahre Affenliebe für „heilige" Knochen ist ein charakteristisches Merkmal des römischen Himmels- und Höllengeschäftes, das nach Moder und Verwesung duftet, mag es sich auch noch so eifrig mit Weihrauch parfümiren. —

Wir haben schon früher gesehen, daß der Papst heutigen Tages häufig in der fatalen Lage ist, das „ewiggiltige Gesetz Gottes" schnödestens zu übertreten; nun werden wir aber noch sehen, daß sogar der „heilige Geist" gegen sich selbst wüthet, sich in seinen eigenen Gesetzen auf das Confuseste widerspricht, ja, hin und wieder gewissermaßen sich selbst — „verdammt".

Das „heilige, canonische Gesetz Gottes und der Kirche" verbietet dem „Bischofe zu Rom" ausdrücklich, sich „Fürst der Bischöfe", „oberster Priester" oder dergleichen zu nennen. Es verbietet überhaupt, daß irgend ein Patriarch sich jemals des Wortes „allgemein" (öcumenisch) bediene, „da allen Patriarchen die gleiche Ehre gebühre". (Distinct. 99. C. primae, C. nullus, C. ecce.) Nun haben wir aber schon früher gesehen, daß dasselbe „Gesetz Gottes" dem „römischen

Bischofe" ausdrücklich die Papstschaft und die oberste geistliche und weltliche Gewalt auf Erden zuspricht. Wie reimen sich diese beiden Dictando-Uebungen des „heiligen Geistes" zusammen?

Der „heilige Geist" spricht im canonischen Gesetze unter Berufung auf Jesus wörtlich: „Derjenige, welcher Gott dienet, soll sich keineswegs mit weltlichen Geschäften befassen". (Distinct. 96 C. cum ad verum.)

Derselbe „heilige Geist" mußte aber auch dazu herhalten, um den Papst zum „obersten weltlichen Herren" zu stempeln und all' den unermeßlichen weltlichen Besitz und Einfluß zu „heiligen", welchen sich die Kirche im Laufe der Zeiten beigebogen.

Wie vergnüglich sich die Kirche für „Ablässe", „Dispensen" und sonstige Gnadenacte baares Geld zahlen ließ und noch zahlen läßt, ist bekannt, und in allen bezüglichen Bullen und Verordnungen zeigt sich der „heilige Geist" mit jenem Geschäfte vollkommen einverstanden. Leider aber erklärte er schon sehr frühzeitig im „Gesetze Gottes und der Kirche" wörtlich: „Die Gnade, die nicht umsonst empfangen wird, ist keine Gnade". (Caus. 1. qu. 1. C. gratia.)

Die Ehelosigkeit der Priester ist durch den „heiligen Geist" gottesgesetzlich begründet; fataler Weise sagt aber sogar das s. g. „Wort Gottes", die Bibel, nackt und trocken: „Ein Bischof sei eines Weibes Mann". (1. Tim. 3, 2.)

Wie der „heilige Geist" in seinen Gesetzen einmal die Ketzer total ausgerottet wissen will, sich aber dann wieder damit begnügt, ihnen durch Schimpf, Enterbung, Vertreibung u. s. w. das Leben sauer zu machen, haben wir bereits gesehen.

Ich sehe solchen Confussionen gegenüber kein anderes Mittel, als daß die Kirche zugestehe, sie habe mit dem „heiligen Geiste" nichts zu schaffen oder der „heilige Geist" habe beim Dictiren neuerer Gesetze die älteren — total vergessen. Jedenfalls eine höchst bedenkliche Sache für Köpfe, deren Glaube nicht vollkommen vernunftdicht! —

Doch genug; die Untersuchung kleinerer, mehr oder minder liebenswürdiger Schwächen des römischen „heiligen Geistes" gehört nicht unmittelbar zum Thema dieses Aufsatzes, welcher hauptsächlich beweisen sollte, daß die römisch-katholische Kirche, sobald sie vollkommen frei nach ihren Gesetzen leben würde, in keinem civilisirten Staate geduldet werden dürfte.

Diesen Beweis aber glaube ich aus einer langen Reihe sogenannter „Gottesgesetze", welche nach den Rechtsanschauungen civilisirter Menschen geradezu verbrecherhaft sind, zur Genüge geführt zu haben, und wünsche nur, daß das Volk endlich einmal anfange, das innerste Wesen jener Kirche zu prüfen, der es bisher mit geschlossenem Auge und Gehirne Alles glaubte, was sie geglaubt haben wollte.

Aus meinem „Katechismus".

Mutterauge.

(Nr. 88. — 1869.)

Sonderbare Menschen, die mir sagen: „Du nimmst den Leuten alle „Religion" — was bietest Du ihnen dafür?"

Was soll ich Euch noch bieten — Ihr habt genug in Euch und um Euch; greift nur darnach und taxirt es höher, als ihr bisher gethan.

Nehmt nur einmal die Eltern-, Kindes- und Freundesliebe — welches Meer sanfter Freuden, sittlich-erhebender Gedanken umrauscht nicht diese Begriffe? Traurige, erbärmliche Herzen, die auf dieser Erde nicht mehr genug zu lieben haben!

Wie kalt sind oft gerade gegen die nächste Umgebung dieselben Herzen, die in toller Brunst einer von keinem Menschen gekannten Welt entgegenschlagen!

Grämliches, langweiliges Bockgeblinzel für die wirklich vorhandene Familie — glühendes Sehnsuchtsgeschiele für die zweifelhaftesten Götter; — Fluch und Schimpf für lebenswarme Menschenbrüder — demüthiges Gewinsel und Gebettel vor steinernen oder hölzernen Gespenstern! Wieviel Narrheit, wieviel Schwindel — wiewenig Verstand und wiewenig Herz!

Soweit ich zurückdenke, zieht sich durch mein ganzes Leben wie ein rosiger Faden der Freude und des Trostes die Liebe zu meiner Mutter. Ach, ich weiß kein Jahr, keine Stunde meines Lebens, in der ich nicht freudig all' Euere Götter, Engel und Heiligen laufen gelassen hätte, um meiner Mutter willen.

Und ich war doch, was man so sagt, „tiefreligiös“ erzogen; ich liebte den lieben Gott und seine Engel — weil meine Mutter mir versicherte, sie seien des Liebens werth. Ich glaubte, das Auge Gottes wache schützend über mir; — ich sah ja der Mutter Auge voll Liebe und Segen — und dachte mir den „Gott“ dazu.

Den „Teufel“ freilich habe ich nie gefürchtet, denn meine sanfte, gute Mutter sprach von dieser Canaille nie.

Und die „Gebete“ meiner Kindheit (es waren deren nicht wenige) — wem haben sie alle gegolten? Der Form nach allerdings dem „lieben Gotte“, dem „Herrn Jesus“, dem ganzen „Himmel“ — aber dem Sinne nach wahrhaftig nur der Mutter. Lag ich bis über die Ohren zudedeckt im Bettchen und versprach dem „lieben Gotte“ einfürallemale, recht „fromm“ und brav zu sein: — da sah ich im Geiste doch nur der Mutter Auge, wie es voll Freude oder Kummer, belohnend oder strafend auf mich gerichtet war.

Ich kann getrost versichern, der ganze „Himmel“, mit Allem, was d'rum und d'ran, war bei mir nur darum accreditirt, weil meine Mutter für ihn bürgte.

Noch erinnere ich mich lebhaft, wie mir einmal ein katholisches Bübchen in längerer Rede rühmte, was sie (die Katholiken) vor uns Protestanten voraus hätten, weil sie zur „Mutter Gottes“ beten könnten, die unter allen Müttern unseres Städtchens und der übrigen Welt die schönste, beste und herrlichste sei.

Auf das Tiefste empört, versicherte ich diesem kleinen Glaubensgegner, was er da sage, sei schnurstracks erlogen; der liebe Gott könne froh sein, wenn er eine so schöne, gute und prächtige Mutter hätte, wie die meinige. Das sei aber keineswegs der Fall.

Nach kurzer Replik und Duplik schlossen wir unser Beweisverfahren für die respectiven Mütter mit einer solennen Prügelei, in welcher die Sache der „Mutter Gottes“ entschieden den Kürzeren zog. —

Welche Freude, wenn mich Pastor oder Schulmeister stundenlang mit „Anschauen“ des evangelisch-lutherischen „Himmels und seiner Herrlichkeit“ (wovon ich doch nichts

sehen konnte) malträtirt hatte — und wenn ich dann heimkehren konnte zu den Füßen der sanften, schönen Frau, in deren Augen ja mein ganzer Himmel, meine Vorsehung, mein Trost und mein Gericht lag!

Wahrhaftig, es liegt viel lederne Grausamkeit darin, einem Kinde zuzumuthen, es solle irgend Etwas höher lieben, ehren und bewundern, als seine Mutter! Die Mutter, deren Auge das erste „heilige Buch" ist, darin das Kindlein liest, deren tiefsinniger Blick uns durch das ganze Leben begleitet, wie ein schützender, tröstender Stern.

Purzelte ich als kleines Bürschchen kopfüber irgendwo hinein und wußte mir nicht gleich zu helfen, so rief ich sicherlich nicht nach dem „lieben Gotte", sondern nach der Mutter; und als mir später die bleiernen Grüße des Todes um die Ohren pfiffen, als ich blutbedeckt über ein weites Schlachtfeld wankte, habe ich auch zu allererst an die ferne Mutter gedacht, dann an die anderen Lieben — und an den „lieben Gott" gar nicht.

Bei meiner Arbeit, bei meinen Sorgen und Hoffnungen leuchtet mir tröstend, ermuthigend und verheißend ein holdes, reines Licht, für das ich gerne alle „geweihten Kerzen" und „ewigen Lampen" sammt allen „Heiligenscheinen" der ganzen Christenheit gebe — das Mutterauge, das meinen ersten Tag gesegnet und das mich segnen wird am letzten.

Inhalts-Verzeichniß.

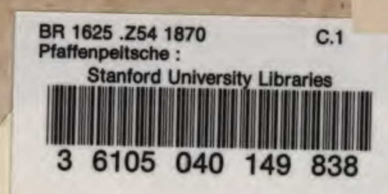
	Seite
„Der Götze des Genusses"	1
„Der Götze der Gewalt"	11
„Der Götze des Erwerbes"	40
Der Teufel	54
Die „heilige Läng"	55
Heiliges Viehfutter	57
Der „Volksblatt"-Capuziner	59
Vom Aberglauben	61
Der „katholische Preßverein"	63
Pfäffisches	65
Oberfrommer Blödsinn	71
Fromme „Vertuscher"	78
Der Capuziner	81
Das „Vaterland"	82
An einen Capuziner in Leibnitz	83
Aus der heiligen, römischen Schreibstube	84
Schlag auf Schlag	86
Frommer Erzblödsinn	89
Die heilige, römische Inquisition	91
Bischöflich approbirter Blödsinn	121
Rohe Gesellen	130
Oberfromme Blüthen	132
Offener Brief	133
Die „heilige" Therese	138

Seite

An den Herrn Dechant von Pöllau 139
Drei „heilige“ Katharinen 141
Heiliger Blödsinn 142
Allerhand Schreibweisen 143
Der Papst 144
„Er sei verflucht!“ 149
Das Grazer Concilchen 151
An die Jesuiten in Pettau 165
Von der Glaubens-Reitschule 167
Fromme Bauernfänger 170
An einen Franciscaner in Graz 173
Von den „Hexen“ 176
Von der „Kirche“ 195
Aus meinem Katechismus. („Mutterauge“) 241







DATE DUE			

